

Stephan Weiner

Kein Ding an sich

PhiloFiktion



Reihe Neue Philosophie

edition fatal

REIHE: NEUE PHILOSOPHIE

BAND 8: STEPHAN WEINER: KEIN DING AN SICH – PHILOFIKTION

STEPHAN WEINER

KEIN DING AN SICH

PhiloFiktion

edition fatal

»edition fatal« Verlagsgesellschaft bR, München
Gesellschafter: Mario R. M. Beilhack, Anil K. Jain
www.edition-fatal.de, kontakt@edition-fatal.de

Reihe: Neue Philosophie, Band 8
Herausgeber: Mario R. M. Beilhack

Stephan Weiner: Kein Ding an sich – PhiloFiktion

Originalausgabe, München 2019
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Titelbild:
Viola Steinberg

Bibliografische Information der Deutschen National-
bibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
die Seite <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-935147-42-2

Herstellung: Books on Demand GmbH

INHALTSVERZEICHNIS

INHALTSVERZEICHNIS

Kapitel 1	9
Kapitel 2	27
Kapitel 3	45
Kapitel 4	59
Kapitel 5	73
Kapitel 6	87
Kapitel 7	101
Kapitel 8	115
Kapitel 9	127
Kapitel 10	137
Kapitel 11	149
Kapitel 12	157
Kapitel 13	175

»Wo ist die Erde?« – »Im All.« – »Und wo ist das All?« – »In sich.« – »Wo liegt dieses ›In sich‹?« – »In meinem Bewusstsein.« – »Daraus folgt, dein Bewusstsein steckt in deinem Bewusstsein.«

Buddhas kleiner Finger (Viktor Pelewin)

KAPITEL 1

Der Elektriker ist sofort tot. Maler Morlock – mittelgroß, mittelschlank, mittelkräftig – steht über der zusammengesackten Leiche und betrachtet still die immer größer werdende Blutpfütze. Wie war das noch? Wie reagiert es sich angemessen auf so eine Situation? Panisch? Ängstlich? Euphorisch? Sollte er sich schämen? Sollte es ihm leidtun? Oder peinlich sein? Sicher ist: Es hätte definitiv einen eleganteren Ausweg aus dem Disput gegeben. In der Vergangenheit war Maler Morlock stets darauf bedacht gewesen, jede Diskussion gesittet zu führen. Seinem Gegenüber mit klaren Worten und unbestreitbarer Logik zu kontern. Warum er jetzt diesen Elektriker, Elektro-Bernock, totschiagen musste, leuchtet ihm momentan einfach nicht ein. Es ergibt leider sehr wenig Sinn. Hätte er ihn durch eine logisch unwiderlegbare kausale Argumentationsstruktur verstummen lassen, wäre es etwas anderes. Erstens würde Bernock noch leben, zweitens würde er ihm, Morlock, vielleicht sogar ein Kompliment aussprechen – für seinen überragenden Intellekt.

Keines von beidem ist real. Soviel steht fest. Bernock ist tot. Und kann zu diesem und ab sofort zu überhaupt keinem Zeitpunkt mehr ein Kompliment aussprechen. Maler Morlock schaut an sich herunter. Die Leiche liegt unschön verbogen direkt vor seinen Füßen. Dass Morlock beides sieht, wahrnimmt und daraufhin entsprechende Gefühle des Ekels entwickelt, lässt ihn zu dem Schluss kommen, dass auch andere Menschen dieselben Dingen wahrnehmen könnten, kämen sie jetzt herein. Maler Morlock beschließt daher von allen Gefühlen vor allem einem den absoluten Vorrang zu geben: Angst. – Die Angst, für diese Tat zur Rechenschaft gezogen zu werden. Zwar könnte er ohne Weiteres die genauen Umstände des Todes erklären. Doch kann er sich zu diesem Zeitpunkt nicht sicher sein, ob die Menschen, die ihn hier so mitten im Blut antreffen würden, verstünden, weshalb Morlock diesmal eben nicht mit Logik, sondern mit einem verstellbaren Schraubenschlüssel, einem sogenannten Engländer, die Diskussion beenden musste. Vielmehr muss Morlock davon ausgehen, die volle Härte menschlicher Emotion zu spüren, sollte er auf »frischer Tat« ertappt werden. Was genau genommen jeden Augenblick passieren kann. Und einen nicht logisch, sondern emotional reagierenden Menschen zur Vernunft zu bringen, dazu ist er momentan einfach nicht in der Lage.

Er wäre es wohl auch nicht, wenn keine Leiche hier läge. Denn Morlock fühlt sich seit einiger Zeit nicht besonders. Die Baustelle fordert ihm einiges ab. Zwar ist er eigentlich nur als Maler beauftragt worden, doch hat ihn der Bauherr dazu überredet auch andere Arbeiten durchzuführen. So macht er neben den Wänden, auch Decken und Böden. Zugegeben: eine schlechte

Ausrede für Mord. – Ja! Doch: Mord. Morlock findet es eigentlich etwas übertrieben, das Ende einer Meinungsverschiedenheit gleich mit solch einem überladenen juristischen Begriff zu brandmarken. Es ist wohl vielmehr ein unehrenhaftes Totschlagargument gewesen als Mord.

Denn schließlich hat Morlock die Tat nicht geplant. Auch nicht im Affekt. Bernock hat einfach geredet und geredet. Und Morlock hat den Engländer genommen, den verstellbaren Schraubenschlüssel, der seit ein paar Tagen nutzlos auf dem Tisch liegt und ihm damit auf die Stirn geschlagen. Nicht besonders hart. Morlock ist kein kräftiger Mensch. Wie gesagt: Durchschnitt. In vielen Dingen. Unter anderem eben auch bei der Körperkraft. Doch der unmittelbare Effekt, das, was Morlock erreichen wollte, trat ein: Bernock verstummte. Für immer. Sein Blut hat mittlerweile die Zimmerecken erreicht. Dort, wo Morlock eigentlich als nächstes ein paar kleinere Korrekturen vornehmen möchte. Der Trockenbauer ist nicht sorgfältig genug mit den Rigipsplatten umgegangen. Sie haben alle Kratzer, Macken und Löcher. Morlock will diese Löcher stopfen. Danach sind die Decken dran. Großflächig mit Spachtelmasse die Konturen schärfen. Dann Acryl in die Ecken. Noch einmal kleinere Löcher stopfen. Abschleifen, wo nötig. Aufräumen. Abkleben. Streichen. Boden verlegen. Vor allem auf das Abschleifen hat er sich schon gefreut. Hatte er, Morlock, doch gehofft, während dieser Tätigkeit die nötige Ruhe zu finden, Bernock und seine existentialistischen Anmaßungen endlich in die Schranken zu weisen. Doch jetzt heißt es: Leiche entsorgen. Tatwaffe loswerden. Nicht auf frischer Tat ertappen lassen. Die Entscheidung, ab sofort Angst zu verspüren, zeigt Wirkung – und bringt den gesamten Tagesablauf durcheinander.

Wäre Morlock nicht Maler, sondern Gärtner, würde er aus der Leiche kurzerhand Rindenmulch machen. Den Rasen düngen. Sollen sich die Würmer um den Rest kümmern. Doch Maler Morlock ist Maler. Er kann die Leiche schlecht in Bodenfarbe streichen und hoffen, sie würde übersehen werden. Er muss sie anders loswerden. Wegtragen geht nicht. Die Baustelle liegt an einer vielbefahrenen Straße. Gegenüber eine Kneipe, ein Supermarkt, ein Kindergarten, ein mehrstöckiges Haus. Hier ist praktisch immer etwas los. Alles voller möglicher Zeugen. Dummer Menschen, vollkommen fokussiert auf das, was die anderen tun, sie daraufhin zu verurteilen und ihn, Morlock, letztlich an dem zu hindern, was er schon immer höher einstufte als jede »Tat«: die Formulierung von Gedanken. Morlock hält sich für eine Person des Geistes. Ein Mensch der Logik. Ganz im Gegensatz zu den Emotionalisten

da draußen. Diese Leute lassen sich von ihren Trieben leiten. Hören auf ihr »Bauchgefühl«, ihre »Instinkte«. Vertrauen nicht ihrem Verstand. Ihrem Bewusstsein. Haben gar keine Wahrnehmung für ihr Bewusstsein. Blenden die Fähigkeit, die Welt für sich selbst zu definieren, einfach aus.

Für ihn, Maler Morlock, ist das nicht allein primitiv, tierisch, nein, es ist schlichtweg zurückgeblieben. Der Mensch ist doch viel mehr als die Summe seiner Triebe. Ist Vernunft, Verstand, Reflexion und Wahrnehmung. Wenn er, Morlock, die Nichtigkeiten sieht, mit denen sich die Menschheit beschäftigt, kommen ihm fast die Tränen. Diese Eitelkeiten und egoistischen Verletzlichkeiten. Und wie die Menschen ihn verurteilen, nur weil er ihre Aufregung nicht teilen kann. »Was willst du uns damit sagen?«, fragen sie immer. »Warum hältst du uns für Tiere?«, fragen sie. Einfach: Menschen feiern ihre Herrschaft über die Spitze jeden Lebens. Und sind dabei nicht in der Lage, ihre Emotionen ganz rational als das zu erkennen, was sie sind: hormonelle Schübe. Ja, Maler Morlock ist sich darüber bewusst, dass in den Tiefen zwischenmenschlicher Beziehung ein ganzes Arsenal an emotionaler Kraft steckt.

Doch lässt sich nicht wirklich jede Kleinigkeit, jede noch so große oder kleine Irritierung dieser Beziehung mit der entsprechenden logisch fundierten Kommunikation klären? Beispielsweise mit dem klaren Hinweis auf die verschiedenen chemischen Prozesse im Körper? Es ist doch alles wissenschaftlich, in diesem Sinne biologisch erklärbar. Absolut natürlich. Doch für die Menschen nicht erkennbar. Sie spüren nur ihre Emotion. Die Menschen trennen sich nicht davon. Konzentrieren sich nicht auf ihre kognitive Kraft. Sind keine Kognitivisten. Können jedwede irritierende Anomalie nur emotional verarbeiten. Schwach, findet Morlock. Für ihn keine Option. Nicht mehr. Da verschiedene soziale Konfrontationen, emotionale Extremerfahrungen, ihn veranlassten, das zu tun, was ihn letztlich voll und ganz von seinen tierischen Ursprüngen trennte: Er kappte jede Verbindung zu anderen Menschen. Sie, die Beziehung zum Rest der Menschheit, hat er als die Ursache für seine allzu oft vorkommenden wahllosen emotionalen Ausbrüche identifiziert. Die anderen Menschen machten ihn zum Tier. Zum Sklaven seiner Triebe. Zu einem von ihnen. Einem Emotionalisten.

Er musste etwas tun. Und sie fällt ihm gar nicht schwer, diese Trennung. Er arbeitet allein. Er lebt allein. Er denkt allein. Er fokussiert sich auf das Kognitive. Auf den Kognitivismus. Was zählt, befindet sich in seinem Kopf. Sein Geist. Sein Bewusstsein stellt er über alles. Das ist es, was für ihn die Welt bedeutet. Wenn er denn unbedingt ein Wort für das, was er sieht, verwenden soll. Er analysiert mit Hilfe seiner Wahrnehmung die unmittelbare

Umgebung. Sieht, hört, schmeckt und definiert daraus seine Existenz. Mehr braucht es nicht. Kann er doch auf diese Weise ganz genau sagen, wer er ist, was er tut und warum er es tut. Er befindet sich im absoluten Eins mit sich, seinen Trieben, seinen Emotionen, seinen Hormonen und all den anderen chemischen Prozessen seines biologischen und endlichen Körpers. Darüber hinaus ist ihm die Kontingenz, die Zufälligkeit seines Daseins durchaus bewusst. Die Frage, warum er existiert, und nicht einfach nicht, stellt sich ihm zwar ab und an. Eine Antwort darauf zu finden, ist ihm jedoch zu lästig. Vorrang hat vor allem die Erkenntnis darüber, dass außer ihm und seinem Bewusstsein nichts existiert. Nichts Übergeordnetes. Nichts, das ihm und seiner Existenz einen Weg vorgibt, irgendwie zu »sein«. Eben alles, was er bewusst wahrnimmt, aber in gar keinem Fall eine alles zusammenhaltende »Welt«, ein Ding – an sich.

Den Elektriker mit einem verstellbaren Schraubenschlüssel zu erschlagen, passt dabei nicht ins Bild. Jemanden körperlich zu beeinträchtigen ist oftmals, und auch dieses Mal, das Resultat einer unkontrollierten Emotion. Grund dafür könnte in diesem Fall nur das plötzliche Eindringen eines Menschen in seine, Morlocks Wahrnehmung: Bernock. Morlock hatte ihn gerade erst kennengelernt. Über den Bauherrn. Als den Elektriker. Normalerweise arbeitet Morlock nicht zur selben Zeit mit anderen Handwerkern. Das ist seiner Profession geschuldet. Wenn er malt, sind die Wände meist schon fertig. Die Kabel und Leitungen alle verlegt. Die Fenster drin. Das Dach gedeckt, und so weiter. Er ist fast immer der Letzte. Kann in aller Ruhe seine Arbeit machen und sich seinen Betrachtungen widmen. Seinen Gedanken. Doch auf dieser Baustelle hat sich der Bauherr nachträglich überlegt, ein paar zusätzliche Steckdosen legen zu lassen. Bernock kommt. Klopft Wände auf, legt neue Leitungen, steht in den Ecken rum, beobachtet Morlock, trinkt Kaffee. Sie reden nicht miteinander. Morlock sieht ihn, wie er die Isolierungen der Kabel abtrennt, wie er sein Frühstücksbrötchen isst, wie er ins Leere starrt, wenn er wieder irgendeine sich ständig wiederholende Handbewegung machen muss.

Und da wird ihm, Morlock, klar: Bernock denkt auch. Will vermutlich auf die gleiche Weise seine Gedanken formulieren. Nur welche Gedanken können das schon sein? Morlock weigert sich, wehrt sich gegen seinen menschlichen Instinkt, Interesse an diesem anderen, diesem Menschen zu haben. Scheitert. Ein erstes Scheitern, das ihn unweigerlich auf die Gefahr hätte aufmerksam machen müssen. Doch Morlock ist neugierig. Will unbedingt wissen, was der Elektriker Bernock zu denken vermag. Und obwohl er an dieser Stelle eigentlich

schon vorhersehen müsste, was das sein mag und dass es ihn mit hoher Wahrscheinlichkeit ärgern wird, wagt er einen Annäherungsversuch.

Bernock steht am provisorischen Buffet. Dem Tapeziertisch mit einer Kanne Kaffee, Müsli, Brot, Würstchen. Morlock steht neben ihm. Schaut ihn an. »Und?«, fragt er. »Läuft«, sagt Bernock und nimmt sich eine Schüssel mit Müsli. »Schön«, sagt Morlock. »Und was läuft so?« – »Alles«, meint Bernock. »Die Arbeit läuft. Wir laufen. Die Welt läuft. Das Universum. Alles läuft, geht voran, ist, existiert.« – »Ach?«, fragt Morlock. »Alles existiert?« – »Ja«. Bernock nickt sanft. Das Müsli existiert. Die Milch existiert. Der Rückenschmerz von vergangener Nacht existiert. Das alles sehen wir. Können es fassen. Können es spüren. Fühlen, empfinden – emotional. Und wenn wir es spüren und fassen können, können wir es auch verändern. Können das Müsli verändern, können den Schmerz verändern – können die Welt verändern. Können ihr unseren Willen aufdrängen. Alles ist Teil des Ganzen. Der »Welt«. Einem System, das von jeder Generation neu definiert werden will, werden kann. Und das – »läuft halt«, sagt Bernock.

Siehste, denkt Morlock. Das hatte er befürchtet. Nicht allein denkt Bernock, nein, er denkt auch noch das komplette Gegenteil von dem, was Morlock sich so gedacht hat. Vermischt sein Denken mit seinen Gefühlen. Ein Desaster. Ein vorhersehbares zwar. Doch desaströs genug. Denn, alle Emotionen beiseite, es muss Bernock doch einfach klar sein: Die Welt existiert eben nicht. Selbst wenn Rückenschmerz sie real werden lässt. Morlock kann nicht anders. Muss ihm seinen Irrtum vor Augen führen. Sagt es trocken, emotionslos, kognitiv eben. Doch Bernock: grinst. Auf keinen Fall! Idiotie! Wenn er, Bernock, etwas aus seiner vierzigjährigen Erfahrung im Denken während des täglichen Kabelbinden gewonnen hat, dann dass die Welt existiert, dass er sie fühlen kann – und es geht dabei noch nicht einmal um den Begriff »Welt«. Vielmehr um etwas, das jenseits ihres Bewusstseins das Dasein, die Existenz, eben alle wahrnehmbaren Dinge regelt. Das Ding an sich. Ohne dieses Ding an sich gäbe es kein Bewusstsein, keine Wahrnehmung, kein Sein – sondern einfach nur das Nichts. Electro-Bernock schaufelt, wie zur Untermauerung seines Arguments, einen Löffel Schokorosinen in sein Müsli.

Maler Morlock sieht das anders. Klar, beim Kabelbinden ist die Konzentration viel zu groß, als dass qualitativ über das Bewusstsein an sich nachgedacht werden könnte. Nur mit dem Spachtel in der Hand, die Raufasertapete abkratzend, kann ein evidentes Urteil gebildet werden. Da nur bei solch einer repetitiven Tätigkeit des Gehirn Zeit zum Denken hat. Und dann erschließt sich schnell: Das Ding an sich ist eine fehlerhafte Konklusion. Die

Welt, das Ding, kann es nicht geben. Weil alles Bewusstsein ist. Und wir unserem Bewusstsein einfach nicht entfliehen können. Punkt. Bernock scheint auf der Suche nach einer Erklärung für das Leben, das Universum und den ganzen Rest in den Untiefen seines Bewusstseins die Orientierung verloren zu haben. Was will denn Electro-Bernock? Maler Morlock hört ihn von Veränderung sprechen. Wie seine Definition der Welt, dem Ding an sich, die Wahrnehmung seiner Umgebung und damit die Umgebung selbst verändert und beeinflusst.

Morlock versteht nicht. Will nochmal an den Anfang. Was soll das denn sein? Die Welt. Das Ding. Hört sich nach mehr oder weniger allem an. Also inklusive Müsli und Milch, Fahrradfahrern, Malaufträgen, Steuererklärungen und Gewissensbissen? Fragt sich nur, wo denn da jetzt genau das Ding sein soll? Darüber? Darin? Noch einmal: Was ist das eigentlich? Das Ding? Etwa der Masterplan? Die metaphysische Vorgabe aller Dinge? Unser aller Schicksal? Maler Morlock glaubt nicht an Schicksal. Glaubte nicht an die Welt. Sieht das alles zwar. All die einzelnen Dinge und ihre Existenz. Kann ihre Existenz auch anerkennen. Doch sind sie nicht alle ein »Ding« für sich? Sind sie nicht viel zu unterschiedlich, als dass sie unter einer Gesamtrubrik »Ding« zusammengefasst werden könnten. Einer Gesamtrubrik, die von Electro-Bernock nun auch noch wahllos verändert werden kann? Um sogar gleichzeitig die Wahrnehmung seiner Umgebung zu beeinflussen? Maler Morlock will so etwas nicht hören. Und er nimmt es mit jedem auf, der anderer Meinung ist. Mit Electro-Bernock, mit allen, die meinen, man könne etwas verändern, was nicht existiert. Maler Morlock greift selbstbewusst nach einem Croissant.

Elektro-Bernock verzieht das Gesicht. Morlock stellt mit Genuss fest, wie sehr seine Anwesenheit, seine energische Gegenargumentation Bernock das Müsli verhagelt. Elektro-Bernocks Laune nimmt spürbar von Löffel zu Löffel weiter ab. Er wird sich ärgern, denkt Morlock. Wird sich wünschen, doch lieber auf Frühstück verzichten, die Kontaktaufnahme unterbunden zu haben. Er hätte jetzt bestimmt lieber gehungert, als mit ihm, Morlock, dem Kognitivisten, in einem Raum zu sein. Denn für ihn, Elektro-Bernock, offensichtlich Emotionalist, ist Morlock sicherlich nur »irgendeiner von der Baustelle« – lächerlich. Bernock lacht. Kognitivist? Was soll das denn sein? Allein sein Credo »die Welt existiere nicht« zeige doch seine theoretische Vernagelung. Wie kann ein Mensch so etwas behaupten und sich gleichzeitig auf seine kognitive Kraft berufen? Elektro-Bernock stellt klar: die nächste Nähe zur Welt ist das höchste Gut eines jeden Menschen und damit eines jeden Kognitivisten. Maler Morlock prustet verächtlich. – Die nächste Nähe? Wie

nah kann ein Mensch der Welt denn sein? Doch nur soweit, wie er das »Negative« – also Schmerz, Vernichtung usw. – als Bestandteil der Realität auffasst und im besten Fall bejaht; sich damit abfindet; mit Tod und Verderben rechnet, um so alle Werte fallen zu lassen, neu zu definieren. Also: Wie nah will Bernock der Welt denn sein? Und wie will er überhaupt dorthin kommen? »Leicht«, sagt Bernock: »Einfach das Negative, positiv sehen. Auch wenn es nach Widerspruch klingt. Muss nämlich so sein. Dieses Müsli zum Beispiel ist ekelhaft. Es fungiert in seiner Verdorbenheit als Prototyp alles Schlechten in der Welt.« Bernock würde es am liebsten stehen lassen; ein Croissant holen. Ein frisches, noch warmes Croissant mit Marmelade. Aber damit ist das Negative nicht bejaht. Im Gegenteil: Er muss das verdorbene Müsli genauso gern essen wie ein Croissant mit Marmelade. Dann wäre er mehr, mehr als ein Kognitivist, vielleicht sogar mehr als ein Emotionalist. Wäre vielleicht selbst ein Ding an sich, wäre seine eigene Welt. Denn er würde über sein Verlangen hinaus, seine kognitive Entscheidung zu einer eigenen Emotion werden lassen.

Bernock lässt sich nichts anmerken, doch Morlock sieht den Frust in seinen Augen, als er den Löffel sinken lässt. Denn Morlock weiß: Dazu ist Bernock nicht imstande. Verstehe die Welt wer will, dieses Müsli ist unausstehlich. Morlock bemerkt den Kampf, den Bernock mit seiner Kognition ausfechtet, darauf bedacht, seine Emotion siegen zu lassen, dem Müsli das entsprechende Gefühl einer vollkommenen Welt zuteilwerden zu lassen. Während Morlock genüsslich eines jener Croissants isst, welche dem Elektriker scheinbar verwehrt bleiben. Was Stolz alles anrichten kann. Bernock würde niemals zugeben, im Unrecht zu sein, nur um ein besseres Frühstück zu bekommen. Er, Maler Morlock, kann das, weil für ihn die Nähe zur Welt keine Rolle spielt. Morlock muss keine Emotion erzeugen. Ist gegen Emotion. Bezieht sich grundlegend auf seine Kognition und kann so schlüssig erklären, warum das Croissant lecker, das Müsli ungenießbar ist. Außerdem: die Welt existiert ja überhaupt nicht. Und somit auch nicht der Widerspruch zwischen schlechtem Müsli und leckerem Croissant.

Maler Morlock schmeckt's. Besonders, angesichts der in Falten gelegten Stirn seines Gegenübers. Offenbar hat die Leichtigkeit, mit der er gerade frühstückt, den Elektriker völlig aus der Fassung gebracht. Ganz klar: Für ihn, Bernock, ist es unerträglich zu sehen, welcher direkten Zugang Maler Morlock zu der Realität des Frühstücks hat. Keine Theorie ist nötig, keine übergeordnete Struktur, keine Welt, kein Ding an sich, um zu erklären, warum ihm das Croissant schmeckt. Es ist einfach lecker. Das sagt ihm seine Kognition. Und

auch wenn Elektro-Bernock kritisiert, dass der Geschmack doch lediglich im Kopf entsteht und somit nur ein Produkt der »Welt als Vorstellung« sei – einer »Vorstellung« gelenkt vom Gehirn, das wie ein Über-Ich, von genetischen Codes beeinflusst, das Bewusstsein steuert –, so weiß Maler Morlock immer noch nicht, warum denn dieses allwissende Über-Ich nicht auf alles eine Antwort haben sollte. Denn die alles entscheidende Prämisse, auf die Bernock doch offensichtlich hinaus will, lautet: Die Antwort auf alles kommt vom Ding an sich. Doch ist das für Morlock vollkommen unerheblich. Es kann doch davon ausgegangen werden, dass das Croissant lecker ist, auch ohne die abstrakte Bestätigung eines sogenannten »Ding« an sich. Oder will Bernock hier auf ein emotionsgeladenes Über-Ich hinaus, das wie eine zweite Persönlichkeit in seinem Gehirn sitzt? Eine Persönlichkeit, die für ihn und sich einfach beschließt: Croissants = lecker? So ein Quatsch. Es ist doch alles logisch und kognitiv nachvollziehbar. Woher, wenn nicht durch logische Schlüsse, stammt denn letztlich die Entscheidungsgewalt? Diese Frage knallt er dem gierig nach seinem Croissant geifernden Elektriker gnadenlos ins Gesicht.

Dabei kommt die Antwort für Morlock nicht überraschend: die Evolution. Die hat jedes Gehirn mit Über-Ich und individueller emotionaler Entschlusskraft ausgestattet. Das war ja klar. Aber so leicht lässt sich Maler Morlock nicht abpeisen. Irgendetwas, irgendeine Realität muss doch wiederum die Evolution erschaffen haben. Und wenn es kein Gott war – darüber sind sie sich ausnahmsweise einig – was dann? – PAUSE. Sie schweigen sich an. Bernock scheint zu überlegen. Doch bevor er irgendetwas sagen kann, ruft Morlock: Gar nichts! Weil es nämlich unnötig ist; weil es kontingent ist. Weil niemand eine Theorie braucht, um real zu sein, zu existieren. Denn die Realität eines leckeren Croissants braucht nur die kognitive Wahrnehmung des Menschen hier am Tisch mit dem Croissant in der Hand. Und keine abstrakten und austauschbaren Begriffe wie Evolution oder Welt oder Ding, die sich vielleicht gut anfühlen, sich aber nur aus willkürlichen Emotionen ableiten. – Maler Morlock fühlt sich in diesem Moment sehr dominant. – Oder nicht? ... Was ist mit der Wahrnehmung einzelner Menschen, die eindeutig dumm und falsch ist, fragt Bernock? Die kognitive Wahrnehmung der Faschisten zum Beispiel. Oder Rechts-Populisten, die als Beschützer des Abendlandes mit dummen Schildern und dummen Fahnen gegen alle Andersdenkenden wettern? Wie steht es denn mit deren Wahrnehmung? Die müsste dann ja auch existent, real und wahr sein. Und vielleicht entschließen sich diese Entgleisten plötzlich, alle Croissant-Esser dieses Landes zu hassen. Am Ende

wendet sich ihre brutale Irrationalität gegen Maler Morlock, weil er gerne Croissants mit Marmelade isst. Und sie legitimieren sich mit einem Anrecht auf ihre eigene Wahrnehmung. Ihre Kognition. Das ist nicht gut. Maler Morlock hält im Kauen inne.

Aber was für eine Frage. Das sind doch allerschlimmsten Emotionalisten überhaupt. Das hat gar nichts mehr mit Kognition, mit Logik, Vernunft, Rationalität zu tun. Diese Menschen lassen sich bedingungslos von ihren Gefühlen leiten. Und geben damit das beste Beispiel für die Gefahr, die damit einhergeht. Der Kognitivist kommt gar nicht auf diese schwachsinnige Idee, einen Staat, eine Gruppe oder irgendeine Idee über etwas Anderes zu stellen, weil er weiß, dass alles nur in seinem Bewusstsein stattfindet. Ganz individuell. Wie bei jedem anderen Menschen auch. Und weil das so ist, muss er alle anderen Wahrnehmungen, alle anderen Menschen tolerieren – solange sie logisch nachvollziehbar bleiben. Wenn also alle kognitiv statt emotional handeln und argumentieren würden, gäbe es diese dummen Menschen überhaupt gar nicht.

Bernock beißt zu. Er hat das Müsli stehen lassen, sehr zur Freude von Morlock, der meint, Bernock nun auf seiner Seite zu wissen. Bernock entscheidet sich allerdings nicht für ein Croissant, sondern für eine Bratwurst. Besser als das Müsli, schlechter als das Croissant, immer noch ein ganzes Stück von der Welt entfernt. Jedoch eine emotionale Entscheidung, bemerkt Bernock. Wohl eher eine irrationale Entscheidung, meint Morlock. Doch wie, wenn nicht aufgrund seiner Emotionen, sollte er entscheiden, was ihm schmeckt und was nicht, fragt Bernock. Mit Kognition kann hier keine fundierte Entscheidung getroffen werden. Wenn ich den Kampf zwischen Emotion und Kognition nicht auf einer Metaebene gewinnen kann, wenn ich nicht beide vereinen und zu meinem eigenen Ding an sich werden lassen kann, dann entscheide ich mich für die Emotion als den weitaus menschlicheren Teil meines Bewusstseins. Auch wenn ich dadurch wieder auf das Croissant verzichten muss. Das kann Morlock nicht verstehen. Ja, er könnte diese Argumente tolerieren, wenn Bernock in seiner kognitiven Wahrnehmung zu einem anderen Schluss kommen würde. Dass eben das Croissant nicht so lecker ist wie eine Wurst.

Die Gründe dafür können so vielseitig sein, wie die Synapsen seines Gehirns. Doch diese Entscheidung rein emotional zu treffen, ergibt für Morlock keinen Sinn. Worauf bezieht sich denn diese Emotion, fragt Morlock. Ganz einfach auf die pure Empfindung seines eigenen Geschmacks, sagt Bernock. Wie er spürt, was er mag, spürt er auch die Welt, in der er sich befindet. Alles kommt

aus dem Bauch heraus. Da braucht es keine Logik. Er mag die Wurst. Er spürt die Welt. Aber was ist die Welt denn anderes als der Hauptteil seiner kognitiven Wahrnehmung, fragt Morlock. Dann, meint Bernock, ist meine kognitive Wahrnehmung auch nicht mehr, als meine Empfindung. Aber, wirft Morlock ein, wenn Bernock sich allein auf sein Gefühl verlässt, wie kann er sicher sein, stets gerecht und rational zu bleiben. Gerade, wenn um ihn Hass und Intoleranz herrschen, wie er so schön beschrieb. Wie kann Bernock garantieren, von diesen Gefühlen nicht auch überrannt zu werden? Das ginge doch nur mit einem Toleranz-Gefühl basierend auf kognitiver Wahrnehmung.

Nein, sagt Bernock. Er lasse sich treiben. Er empfinde, was er empfinden will. Das Schöne an Gefühlen ist doch ihre Übertragbarkeit. Wie ansteckend sie sind. Wenn er das von logischen, kognitiven Gedanken stören lasse, dann würde er neben einem großen Stück Lebensqualität auch ein großen Anteil Kontrolle einbüßen. Schließlich sind Gefühle ansteckend. Gute Laune beispielsweise. Ja, aber nochmal: Was, fragt Morlock, wenn um ihn herum nur Gefühle von Intoleranz und Hass herrschen? Was empfinde er dann? Ganz einfach, das, was ihn am meisten anspreche, erklärt Bernock. Es sei doch nur menschlich, die Gefühle, die vorwiegend herrschen, aufzunehmen und mitzutragen. Wenn um ihn herum nur Intoleranz und Hass herrschen, Dummheit und Nationalismus, dann wende er genau dies auf sich an und schaue, welche Empfindungen sich in ihm entwickeln, wie er diese Welt erspürt, wie er diese Welt mit seinen Gefühlen erweitern und verändern kann. Im besten Falle zu seinen Gunsten.

Morlock kann nicht glauben, dass es Menschen gibt, Emotionalisten gibt, die sich so sehr sträuben gegen jegliche Form kognitiver Rationalität. Schlimmer noch: Er spürt, wie sich dies auf seine Gefühle überträgt. Vor ihm steht ein Mensch ohne Sinn für die logische Reflexion seiner eigenen Gedanken. Und das macht Morlock rasend. Er zwingt sich, weiterhin logisch und kognitiv zu bleiben. Merkt aber, wie seine Stimme langsam zu zittern beginnt. Er schreit. Greift nach einem Croissant und wedelt damit wild vor Bernocks Gesicht herum. Er ist vollkommen anderer Meinung, registriert jedoch wie sich ein gewaltiger emotionaler Ausbruch in ihm aufstaut. Und das liegt allein an Bernock. Der wiederum scheint diesen Ausbruch zu spüren. Wird unruhig. Kneift die Augen zusammen. Merkt Morlock denn nicht, was gerade passiert, fragt Bernock. Gerade nehmen die Emotionen überhand. Das müsse er doch spüren, dass müsse ihm doch zeigen, wie schwach die Kognition gegenüber der Emotion ist. Warum lässt er sie nicht raus? Warum werde Morlock nicht selbst einmal zum Emotionalisten?

Morlock verstummt. Trinkt einen Schluck Kaffee. Zwingt sich zur Ruhe. Schafft es, seine Emotion noch einmal zu unterdrücken. Denkt nach. Wenn Bernock recht behalten sollte. Wenn er ihm eine Welt, die er, Morlock, ohnehin in ihrer Gesamtheit anzweifelt, nun anhand einer stark ausbrechenden Emotion aufgedrängt haben sollte. Und wenn diese Welt auch noch geprägt ist von Intoleranz und Hass, so muss es Maler Morlocks Aufgabe sein, diese Welt zu vernichten. Er muss es tun, besteht doch die Gefahr der weiteren Ausbreitung. Bernock geht auf andere Baustellen mit seinen Emotionen, verbreitet sie, infiziert andere, schwächere Menschen, denkt gar nicht darüber nach, was er tut und schafft so eine intolerante Welt voller Hass.

Morlock kann das nicht zulassen. Er benötigt ein logisches Gegengewicht. Eine Hypothese, die Bernocks Welt negiert, vernichtet, zu Boden wirft. Während er überlegt, schweift sein Blick durch den Raum. Farbeimer. Pinsel. Eine Leiter steht unmotiviert in der Ecke. Nein, das ist alles zu leicht. Zu unhandlich. Er geht einen Schritt näher an den Tisch. Seine Hände ertasten den Engländer. Ein wunderbares Werkzeug. Auch wenn man damit weder malen, noch spachteln, noch streichen kann. Er spürt das kalte Metall in der Hand. Wiegt ihn, fühlt sein Gewicht. Er ist groß, schwer. Maler Morlock schwingt ihn ein paar mal hin und her. Fühlt sich gut an. Fühlt sich nach Endgültigkeit an.

Morlock ist sich sicher. Fühlt sich sicher. Bernock sieht ihn an. Will gerade wieder ansetzen, von seiner »Welt« erzählen, von seinen Emotionen, die er gerade empfindet und die Morlock doch ganz bestimmt auch ... Da schwingt Morlock den Engländer hoch, erhöht die Geschwindigkeit, fokussiert einen Punkt zwischen Bernocks Augen und lässt den schweren Schlüssel genau auf diesen Punkt herabfallen. Ein dumpfes Geräusch ist zu hören. Sonst nichts. Der Engländer prallt ab und Morlock lässt ihn fallen. Bernock sinkt kerzengerade zu Boden. Blut läuft ihm aus der Wunde auf der Stirn. Es sprudelt auf den Boden. Breitet sich aus. Morlock ist erleichtert. Die Welt des Hasses ist vernichtet. Allerdings nicht mit Logik, wie Morlock es sich gewünscht hatte. Sofort setzen tausend reflexive Fragen ein: Gewalt ist Ausdruck des Hasses. Eine Emotion. Aber war es eine kalkulierte Emotion? Fast schon ein logischer Schluss? Oder hat Bernock ihn doch infiziert? Hat er seine Ignoranz auf ihn projiziert? Dafür hat er jedoch genau das geerntet, was er gesät hatte. Allein, Morlock fragt sich, ob das so klug gewesen ist. Ärgert sich nun doch darüber, trotz kognitiver Reflexion der Situation eine solche Reaktion gezeigt zu haben. Morlock muss versuchen, Bernocks Theorien wieder aus seinem Kopf zu jagen. Doch beginnen muss er mit dem, was

physisch von Bernock übrig ist. Er muss seine Leiche loswerden und das Instrument des Hasses gleich mit: den Engländer.

Maler Morlock steht im Blut und hat beschlossen, ängstlich zu sein. Einerseits weil Angst durchaus angebracht ist. Denn sollte die Menschheit da draußen erfahren, wie Morlock diese Debatte zu Ende gebracht hat, würde es mit Sicherheit freiheitsraubende Konsequenzen geben. Andererseits ängstigt er sich vor der zerstörerischen Kraft, die in Bernocks Anschauung steckt. So viel Hass. So viel Intoleranz. So viel Emotion. Morlock befürchtet, durch die Tat seine Wahrnehmung geschädigt zu haben. Hat sich Bernocks Hass auf ihn übertragen? In einer Weise, die ihn seiner Reflexion raubt? Vielleicht wird er nie wieder in der Lage sein, sein Gemüt zu kontrollieren. Seine Emotionen wegzusperren. Hass ist stark. Und Morlock kennt eigentlich nur einen Weg diesen Hass zu zerstören: Liebe.

Selbstverständlich denkt Morlock in diesem Fall nicht an romantische Liebe zu einem anderen menschlichen Wesen. Nein. Das würde nur unweigerlich zu tiefen emotionalen Empfindungen führen, die, einmal losgelöst, sich verselbständigen und im schlimmsten Fall zu Schmerz und dadurch wiederum zu Hass führen. Nein, Morlock denkt an die Liebe zur Logik. Zur klaren, emotionslosen, trockenen, mathematisch ausgereiften und unwiderlegbaren Logik. Und mit Logik meint Morlock die Folgerichtigkeit, das vernünftige Schlussfolgern, wie sie in der allgemeinen Denklehre definiert ist. Mit ihr, mit der Liebe zu ihr, wird Morlock eine Lösung finden. In der Logik wird die Struktur von Argumenten im Hinblick auf ihre Gültigkeit untersucht, unabhängig vom Inhalt der Aussagen.

Das muss Morlock machen. Er muss schauen, inwiefern Bernocks Argumentationsstruktur überhaupt gültig ist. Für einen Kognitivisten sollte das kein Problem darstellen. Liegt der Fehler doch sicherlich in der unreflektierten Haltung gegenüber den Emotionen. Viel schwieriger ist die Frage nach der moralischen/ethischen Rechtfertigung für die Beendigung von Bernocks Leben. Daran werden sich die Menschen grundsätzlich reiben. Da ist Morlock sich sicher. Sollte also jemals herauskommen, was mit Bernock geschehen war, muss Morlock unbedingt die moralische Notwendigkeit seiner Tat beweisen können. Dass Morlock fürchtete, Bernock könne als diskutierender Hassprediger seine Weltanschauung missionarisch auf den Baustellen der Republik propagieren, dürfte nicht ausreichen. Die Tat selbst muss gerechtfertigt werden. Grundlage dafür muss der gesunde Verstand Morlocks sein. Jetzt und hier auf Unzurechnungsfähigkeit zu plädieren, weil Morlock entgegen seiner

eigenen verstandesmäßigen Vorgabe nicht logisch, sondern emotional handelte, wäre falsch. Die Frage, was richtig gewesen wäre, gilt es zu beantworten. Wäre es richtig gewesen, Bernock nicht zu töten? Rein ethisch muss die Antwort auf drei Ebenen gegeben werden: Erstens muss der gute Wille Morlocks ersichtlich werden. Zweitens muss angenommen werden, er handelte vollkommen frei. Und drittens muss geprüft werden, ob die Handlung auf einer logischen Maxime beruhte. Glücklicherweise muss Morlock sich diese Maxime nicht selbst ausdenken, sondern kann auf vier bereits ausformulierte Maximen zurückgreifen. Die Frage ist nur, ob sie auf Morlocks Tat angewendet werden können. So muss, wenn es nach der Natur geht, Morlocks Tat der Maxime standhalten, durch sich selbst zum allgemeinen Naturgesetz zu werden. Allgemein gesprochen, sollte sie gar zu einem grundlegenden Gesetz werden. Wenn es um den Menschen geht, darf der Zweck niemals die Mittel heiligen. Das heißt, Morlock müsste seine Tat daraufhin prüfen, ob der Grund für die Tat, ihr Zweck allein, ausreicht, die Mittel zu rechtfertigen, mit der Morlock sie umsetzte. Schließlich muss Morlock beweisen, inwiefern seine Handlungen ein gesetzgebendes Glied im allgemeinen Reich der Zwecke wäre.

Schwer genug. Gäbe es darüber hinaus nicht auch noch ein Problem: das der Würde. Genauer gesagt, der Menschenwürde. Auf den ersten Blick scheint es, als hätte Morlock gegen die Unantastbarkeit von Bernocks Menschenwürde verstoßen, indem er ihn tötete. Das ist insofern auch richtig, als dass kaum jemand bezweifeln würde, Bernock sei ein Mensch gewesen. Doch würde Morlock beweisen, dass Bernocks Handeln nicht auf alle oben genannten Maximen anwendbar ist. Und der Elektriker darüber hinaus weder frei noch mit gutem Willen gehandelt hat, damit automatisch nicht frei von triebhaften Einflüssen, also fremdbestimmt und nicht autonom argumentierte, sprich handelte. Dann könnte Morlock beweisen, dass Bernock nicht zu moralisch einwandfreiem Handeln fähig war und er dadurch nicht über die entsprechende Würde verfügte. Obwohl er also ein Mensch wäre, besäße er keine Menschenwürde, da sein Handeln rein triebhaft ist – war. Bernock war also nur ein weiterer Emotionalist, der mit willkürlichen Hassgefühlen stumpfsinnige Theorien in den Äther pustete. Wenn Morlock daran denkt, könnte er glatt wieder zum Engländer greifen.

Doch gilt es sich jetzt zu besinnen. Denn würde er es schaffen, die Triebhaftigkeit Bernocks zu beweisen, hätte er gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Allein diese Erkenntnis nimmt Morlock ein wenig von der Angst, die er sich zugestanden hat. Nicht ganz allerdings. Was gut ist, denn mög-

licherweise ist dieses Angstgefühl nötig, um zu den richtigen Schlüssen zu gelangen. Was nicht so irreführend ist, wie es klingt. Denn nur Handeln aus purem Trieb, purem Instinkt, animalischer Emotion negiert die Menschenwürde. Wer in der Lage ist, eine Emotion wie Angst vernünftig und logisch zu steuern, kann möglicherweise über die Würde des Menschen hinaus sein Handeln als maßgeblich definieren. Gesetze müssten danach in Kraft treten. Und Morlock wäre mit seinem vermeintlichen »Mord« aus dem Schneider. Denn es wäre kein Mord, sondern eine gesetzmäßige Notwendigkeit gewesen. Was zu beweisen ist.

Noch etwas also, worum er sich kümmern muss. Dabei mag es Maler Morlock überhaupt nicht, auf zwei Baustellen gleichzeitig zu arbeiten. Normalerweise beendet er zuerst eine Aufgabe und beginnt dann die nächste. Jetzt sieht er sich gezwungen, einerseits die Leiche zu entsorgen sowie den Beweis für die Notwendigkeit der Tat zu finden, und darüber hinaus auch noch seine Arbeit auf der echten, der eigentlichen Baustelle fertig zu stellen. Was aus den Aufgaben für den Elektriker werden soll, darüber ist sich Morlock unerschlüssig. Er könnte sie für seine Maßstäbe zwar dilettantisch, aber doch in gewisser Weise fertig stellen. Der Bauherr würde das zur Kenntnis nehmen und vermutlich erst, wenn er merkt, wie schlecht die neuen Leitungen gelegt sind, wieder versuchen, mit Bernock in Kontakt zu treten. Macht Morlock nichts und der Bauherr sieht, dass nichts gemacht wurde, wird er vermutlich sofort misstrauisch und macht sich auf die Suche nach Bernock. Findet er ihn nicht, schaltet er eventuell direkt die Polizei ein, welche schnell zu der Erkenntnis kommen würde, Bernock sei verschwunden und Morlock der Letzte, der ihn gesehen hat. Eins und Eins macht Morlock in der Zelle, werden sich die Beamten dann denken. Darum wäre es vermutlich sehr schlau, die Drähte zumindest irgendwie in der Wand zu verstecken, alles mit allem zu verbinden, um so die ersten Spuren einigermaßen zu verwischen. Vielleicht findet Morlock sogar ein paar Skizzen in Bernocks Unterlagen, um es noch etwas professioneller aussehen zu lassen. Wirklich viel hat der Elektriker allerdings nicht mitgenommen. Nur seinen Werkzeugkasten, einen Bohrerhammer mit verschiedenen Aufsätzen, in den Hosentaschen ein paar Papiere und ein kleines schwarzes Notizbuch. Morlock liest:

Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, mich weder von der Macht der anderen, noch von der eigenen Ohnmacht dumm machen zu lassen.

Offenbar scheint Bernock hier eine Art Aphorismensammlung zusammengestellt zu haben. Vielleicht reichte es ihm nicht, seine Theorien zu denken und auf der ein oder anderen Baustelle zu propagieren. Vielleicht hat er bereits versucht, seine »Welt«, das Ding, was für ihn das Dasein bedeutet, und sei es eine Welt voller Hass und Intoleranz, irgendwie zu manifestieren.

Wer hart gegen sich ist, der erkaufte sich das Recht, hart auch gegen andere zu sein, und rächt sich für den Schmerz, dessen Regungen er nicht zeigen durfte.

Hart gegen sich selbst. So etwas kennt Morlock nur allzu gut. Zwingt er sich doch tagtäglich, kaum eine Emotion zuzulassen. Nur dann, wenn sie nützlich wäre, wie jetzt die Angst, darf ein Gefühl außerhalb der Logik, der Vernunft in seinem Kopf spuken. Die damit einhergehende Einsiedelei macht ihm, trotz ihrer Freiwillig- und Notwendigkeit, zu schaffen. Bernock ging es vielleicht ähnlich. Vielleicht wollte er deshalb ein System nicht allein erdenken, sondern auch in die Tat umsetzen. Ein System der vollkommenen Emotion. Wobei klar sein muss, dass sich nur starke Gefühle durchsetzen werden. Und erfahrungsgemäß, da werden die meisten Menschen Morlock zustimmen, sind die stärksten Gefühle Liebe und Hass, wobei Hass sich fast immer gegen die Liebe durchzusetzen vermag. Es ist immer leichter zu hassen, als zu lieben. Die Frage ist also, ob Bernocks Urgefühl, worauf sich sein gesamter Emotionshaushalt beruft, nicht vielleicht sogar negativ gewesen sein könnte. Im Notizbuch steht:

Langeweile ist der Reflex auf das objektive Grau. Langeweile ist objektive Verzweiflung.

Bernock war ein armer Mensch. Ein Mensch voller Langeweile. Ein Mensch voller Emotionen. Ohne jede Fähigkeit zur Reflexion. Eine gefährliche Mischung. Wer weiß, wohin sie ihn bereits geführt und ob Bernock ihn, Maler Morlock, damit nicht bereits infiziert hat. Sein Angstgefühl wird stärker. Morlock fürchtet die Rache der von Bernock geschaffenen Welt. Einer Welt, in der Emotionen wie Hass und Intoleranz jedes Individuum und jede Kreativität zerstören. Einer von Gefühlen total verwalteten Welt. Denn ist es nicht so, dass Bernock, wenn er seine Welt einmal geschaffen hat, nicht auch die Kontrolle darüber behalten möchte? Vielleicht will er nicht allein das Ding an sich definieren und bestimmen, sondern es auch steuern. Er hat selbst

gesagt, wie ansteckend Emotionen sein können. Dazu bräuchte er nicht viel. Nur emotionale Überzeugungskraft und Menschen mit Geld. Denn Geld weckt Emotion. Und mit Emotionen lässt sich Geld verdienen. Vielleicht hat er bereits die ersten Kontakte geknüpft. Wirtschaftsmagnaten von seiner Idee überzeugt. Er kommt viel herum. Hat vielleicht einmal die Elektrik bei einem Hedgefonds instandgesetzt. Kam ins Gespräch mit einem der Manager. Menschen, die von Natur aus auf Kontrolle aus sind. Morlock starrt auf das Notizbuch. Zum Glück hat Morlock wenigstens Bernocks Aufzeichnungen. Er verstaubt das Notizbuch sicher in seiner Tasche. Zuallererst muss er nachdenken. Die Angst ist gut. Sie treibt ihn an. Doch allein kann sie ihn zu keiner Lösung führen. Das kann nur Morlocks kognitive Kompetenz. Er gießt sich eine Tasse Kaffee ein und setzt sich auf einen der Stühle. Das Blut hat mittlerweile seine Ausdehnung beendet. Fast der ganze Boden ist bedeckt. Morlock betrachtet sein Spiegelbild in dem dunkelroten See. Sein Hemd hat Blutspritzer abgekriegt. Kaum zu erkennen zwischen all der Farbe. Morlock atmet tief ein und aus. Er beruhigt sich ein wenig. Eigentlich ganz friedlich. Wäre da nicht die Leiche und die von Bernock möglicherweise organisierte Welt des Hasses.

»Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmenden Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.« (Kant)

KAPITEL 2

Kinderlachen. Draußen, vor dem Fenster. Die Sonne scheint. Es ist ein schöner, ein wolkenloser Tag. Maler Morlock ist gerade damit fertig geworden Bernocks Arbeit mehr schlecht als recht zu beenden. Er sitzt nun auf einem Stuhl, schaut abwechselnd nach draußen zu den spielenden Kindern und in sein Spiegelbild im Blut. Er überlegt, ob es in Ordnung ist, jemanden zu töten, wenn die Sonne scheint. Wenn da draußen die Menschen völlig normal das tun, was sie immer tun. Maler Morlock gönnt ihnen den schönen Tag. Hofft weiterhin unentdeckt zu bleiben, um ihnen den Tag nicht zu versauen. Schließlich ist nicht jeder in der Lage so rational und logisch mit einer Situation wie dieser umzugehen, wie Morlock es kann. Nicht jeder kann seine Emotionen steuern. Sie benutzen. Sie zu seinem Vorteil einsetzen. Für die meisten wären Emotionen in dieser Situation nur im Weg. Panik, unkontrollierte Angst, Paranoia, Schuld – alles vollkommen gerechtfertigte, zu diesem Zeitpunkt jedoch absolut hinderliche Gefühle.

Morlock sitzt auf seinem Stuhl, hört das Lachen der Kinder und ist sich sicher: Ja, für ihn, Morlock, käme kein anderer Tag in Frage. Wenn schon Mord, dann an einem Tag wie diesem, an einem schönen Tag. Es hilft, die Emotionen zu kontrollieren, da es so paradox, so falsch ist. Es passt nicht ins Bild. Die Verwunderung darüber, dass solch eine Gewalttat überhaupt passieren konnte, ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, an dem heranwachsende Menschen die warmen Strahlen der Sonne genießen, muss bei jemandem wie Morlock die nötigen Schalter umlegen, um innezuhalten. Kurz darüber nachzudenken, was gerade passiert ist. Und zu dem Schluss zu kommen, dass dieser Mord nur eine weitere Handlung neben vielen anderen, viel harmloseren Handlungen an diesem Tag ist. Warum also sollte Morlock deswegen in Panik geraten? Die Sonne scheint. Die Kinder lachen. Kein Grund also – zumindest hilft es in diesem Augenblick nicht – Angst zu haben. Nicht vollends jedenfalls. Morlock beschließt daher, seine Angst auf ein Minimum zu beschränken, komplett abstellen kann er sie leider nicht – dazu ist er dann doch mehr Mensch als ihm lieb ist – und sich nun wieder seinen logischen, rationalen Gedanken zu widmen. Er blinzelt in die Sonne und denkt nach. Dabei dreht er Bernocks Notizbuch in seinen Händen. Darin könnte die gesamte Weltanschauung des Elektrikers notiert sein. Interessant, keine Frage. Vorerst aber unnützlich. Logischer ist es, vorab die harten Fakten zu sammeln, sich einen Überblick zu verschaffen.

Bernock ist tot. Die Leiche liegt vor ihm auf dem Boden. Das Blut ist überall im Raum verteilt. Niemand weiß davon. Das Kinderlachen ist bislang nicht verstummt oder Geschrei und Sirenen gewichen. Es kann also davon

ausgegangen werden, dass bislang wirklich noch niemand von der Tat weiß. Das bringt Morlock zu dem wichtigsten aller Punkte: Er hat Zeit. Er kann sich in aller Ruhe überlegen, was als nächstes zu tun ist. Als er sich nun einen Moment zurücklehnt und nachdenkt, wird ihm etwas klar:

Morlock hat genug Erfahrung mit Behörden und Ämtern, um zu wissen, dass der Tod eines den Spätkapitalismus unterstützenden Menschen schwer geahndet werden, als unentschuldig angesehen würde. Doch in Morlock beginnt ein Plan zu reifen. Eigentlich ist es ganz einfach. Sollen sich die zukünftigen Verhältnisse (und damit sind vor allem Morlocks gemeint, im Gegensatz zu den gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen), sollen sie sich also grundlegend ändern – sprich weg von den mörderischen Emotionen hervorgerufen durch Bernocks irrationaler Intoleranz und blindem Hass, hin zu der Verneinung einer Welt, des Ding an sich (ganz wie Morlocks Ursprungsthese lautet), hin also zu der emotionslosen und kognitiven Weltanschauung, die Morlock für sich als die Beste von allen identifiziert hat, die von Bernock in Frage gestellt wurde, zu der er, Morlock, jedoch sehr gerne wieder zurückkehren würde –, so muss vor allem eines passieren: Die Leiche muss verschwinden. Mehr noch, das ganze Ding »Bernock« muss aufhören zu existieren. Ein Mammutvorhaben, denn es steht Morlock nicht allein die physische Aufgabe der Vernichtung eines toten Körpers bevor, nein, er muss darüber hinaus sicherstellen, Bernocks Weltanschauung mit ihm zu vernichten, aus seiner eigenen, Morlocks Wahrnehmung, zu löschen.

Leider kennt er den Elektriker praktisch gar nicht. Hat daher auch keinerlei Kenntnis darüber, wo und bei wem Bernock mit seiner Theorie bereits hausieren war. Wer weiß, wem er bereits davon erzählt hat. Oder wo er Notizen, Skizzen, Pamphlete veröffentlichte, um seine Mission weiter voran zu treiben. Es könnte selbstverständlich sein, dass Bernock nur ein Denker war. Nur für sich, während der Arbeit die ein oder andere metaphysische Grundlage formulierte und alles weitere niemandem anvertraute. Die Existenz des Notizbuches spricht allerdings dagegen. Wer etwas aufschreibt, der redet auch gern. Und wer redet, der hat normalerweise jemanden, der zuhört. Und so weiter. Da Morlock das alles nicht wissen kann, und selbst wenn er es wissen würde, niemals rückgängig machen könnte, muss er Bernocks Theorie unwirksam machen. Im schlimmsten Fall rückwirkend. Eine Herausforderung, keine Frage. Aber machbar. Es geht darum, ein Argument zu finden. Eine Maxime. Eine Anti-Theorie, oder besser einen Anti-Fakt, der den Gegenbeweis für Bernocks These erbringt. Er muss also die Diskussion

zu einem Ende führen, die der Engländer so abrupt unterbrach. Er muss Bernock posthum an die Wand argumentieren. Seine Theorie auseinander nehmen. Kurzum beweisen, dass es nicht sinnvoll ist, allein seinen Emotionen zu folgen. Mehr noch: dass es besser wäre, alle Emotionen abzuschalten und sich auf seine Wahrnehmung zu konzentrieren. Um diese schließlich logisch, kognitiv einordnen zu können und dementsprechend zu handeln. Also in einer Welt zu agieren, die nur für das einzelne Subjekt existiert. Und niemals als übergeordnete Anschauung auf jedes Individuum anwendbar ist. Einmal von allen Menschen erkannt, würde die Logik dahinter jeden zur Toleranz zwingen. Kategorisch. Wenn er, Morlock, das beweisen könnte, hätte er zumindest ein Argument für seine Tat, da er im kognitiven Sinne dafür gesorgt hat, dass sich negative Emotionen nicht weiter verbreiten. Das wird vermutlich nicht für einen Freispruch reichen. Ist aber auch nicht nichts. Einerseits beweist er, wie falsch und regelrecht gefährlich Bernocks Theorie ist. Und andererseits wie gut es war, ihn, Bernock, mit Gewalt daran zu hindern, seine Thesen weiter zu verbreiten. Und ganz zum Schluss könnte Morlock vielleicht sogar noch seine eigene Theorie gerade rücken und argumentativ unwidersprüchlich geltend machen. – Das könnte funktionieren. Doch auf eines sollte sich Morlock gefasst machen: Und zwar dass ihm, dem Einzelnen, der Person Morlock, die Gesamtheit des Staatsapparates gegenübersteht. Dies wird nicht allein seiner charakterlichen Standhaftigkeit schaden, vielmehr wird er in all seinen Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt sein. Sie werden ihn jagen. Mit allen polizeilichen Mitteln. Denn wenn er ehrlich ist, hat Bernock mit seiner Theorie ein leichtes Spiel. Gerade was die Anspielung auf die elitäre Finanzoligarchie angeht. Wie hieß es doch in Bernocks Notizen? Hart gegen sich und hart gegen andere? Morlock muss mit allem rechnen.

Momentan befindet sich Morlock allerdings noch in einem geschützten Raum. Die Baustelle. Vertrautes Terrain. Die Menschen, die Oligarchen, die Emotionalisten sind draußen. Genießen die Sonne. Lachen. Wissen nichts von der Leiche. Und damit es weiterhin so bleibt, sollte Morlock versuchen, das Blut zu entsorgen. Was schnell erledigt ist. Morlock wirft in jede Pfütze ein bis zwei Schaufeln Gips, das Blut stockt und es bildet sich eine rosa Paste, die mit denselben Schaufeln schnell in Müllsäcken verstaut ist. Bleibt der Körper. Blutleer liegt er da. Vor dem Kaffeetisch. Immer noch ist sein Mund zu einem süffisanten Lächeln verzogen. Morlock scheint es mit dem Engländer für immer eingraviert zu haben. Es wird nicht leicht sein, ihn wegzuschaffen.

Wie er da liegt. Halb unter dem Tisch, knapp vor der Wand. Schön wäre es, wenn er sich einfach in Luft auflösen könnte. – Keine schlechte Idee. Vielleicht nicht unbedingt in Luft. Aber auflösen könnte er ihn. Er würde ganz einfach eine Wanne bauen. Vielleicht aus Rigips. Wenn er den grünen Rigips nimmt, den für den Nassbereich, das Badezimmer, und darin eine Betonwanne aufgießt, könnte er die Leiche dort drin in Flusssäure versenken und wegätzen. Er hatte erst letzte Woche mit dem Stoff gearbeitet, als er eine Fassade von Graffiti befreien sollte. Der Vorteil liegt klar auf der Hand: Bernock wäre unwiederbringlich verschwunden – seine Auffassung der Welt und ihrer Verhältnisse nicht unbedingt gleich mit. Aber Morlock könnte vorerst wieder dorthin zurück, wo er immer sein wollte: im Nichts, dem stillen Denken beim Spachteln. Die Lösung, den Gegenbeweis würde er dann ohne Zweifel irgendwann finden.

Also, Liste machen:

- 4 Quadratmeter Rigipsplatte (grün)
- 25 Kilo Gips für Nassbereich
- Dachlatten
- Edelstahlschrauben
- Zement
- Sand
- Malerfolie
- Klebeband
- Schubkarre

Damit könnte es gehen. Er würde aus den Rigipsplatten und den Dachlatten eine konkave Wanne bauen. Alles mit Schrauben und Klebeband fixieren, die Malerfolie außen herum legen und die Leiche in die Wanne. Die Säure hat er noch im Auto. Allerdings nicht mehr besonders viel. Vermutlich reicht es gerade mal, um den Boden der Wanne zu füllen. Die Leiche muss also nachrutschen, um vollständig zu verschwinden. Die Säure ist zwar hochkonzentriert, könnte aber dennoch nicht ausreichen. Für diesen Fall bräuhete Morlock einen Plan B. Den er jetzt noch nicht hat. Vielleicht einfach alles verbrennen? Wenn es denn brennen würde. Es bliebe wohl eine recht feuchte Masse übrig. Wobei die Säure vermutlich von sich aus brennbar ist. Ausprobieren. Sinnvoll ist es außerdem, eine Regenwassertonne zu besorgen. Auch wenn es schwierig sein würde, sie zu entsorgen. Doch falls die Rigipswanne nicht

halten sollte, hätte er eine Alternative. Schließlich ätzt die Säure fast alles weg. Die Fassade hat es ausgehalten, als er das Graffiti mit der Säure entfernte. Aber vielleicht ist sein Beton nicht so widerstandsfähig. Es schadet nicht, auf Nummer sicher zu gehen. Er deckt die Leiche mit ein paar Stücken Tapete ab. Schüttet sich noch einen Becher Kaffee ein, legt den blutigen Engländer in einen Eimer, den er normalerweise zum Pinselreinigen benutzt, und verlässt die Baustelle.

Der Baumarkt ist nur wenige Kilometer entfernt. Ein flaches Gebäude aus Wellblech. Daneben ein großer Supermarkt, ein Getränkehandel. Davor, wie jede Woche, ein Hähnchenimbiss. Zwei Dachdeckergesellen stehen an einem Stehtisch. Tauchen ihre Gesichter in Pommes rot-weiß. Verstohlen schleicht Morlock an ihnen vorbei. Von jetzt an könnte ihn jeder enttarnen. Könnte fragen, was er heute so gemacht hat. Woran er gerade arbeitet. Und Morlock könnte sich verplappern. Könnte »aus Versehen« die Wahrheit sagen. Es könnte aus ihm herausplatzen. Ein emotionaler Ausbruch. Mehr ist so ein Geständnis ja letztlich auch nicht. Bislang kann sich Maler Morlock allerdings kontrollieren. Seine Emotionen im Zaum halten. Inklusiv dem bisschen Angst, das er sich zugesteht. Sie ist hilfreich. Lässt ihn vorsichtig bleiben. Hat ihn auf die Idee gebracht, unbedingt in seiner Arbeitsmontur zu bleiben. Weiße Hose, weißes Hemd. Fleckig. So fleckig, dass die vereinzelt Blutspritzer gar nicht auffallen. Es könnte genauso gut Farbe sein. Niemand blickt ihm nach, als er einen Einkaufswagen angelt. Das Wichtigste für Morlock: Der Einkaufswagen zeigt seine Berechtigung, heute hier zu sein. Ist Tarnung und Legitimation zugleich. Niemand würde einen Menschen des Mordes bezichtigen, wenn er in professioneller Malerkleidung einen Einkaufswagen durch die Gänge eines Baumarktes schiebt. Zumindest nicht ohne vorherigen Verdacht.

Und woher sollte dieser Verdacht schon kommen? – Sicherlich nicht aus dem Nichts. Es müsste schon etwas auf ihn hinweisen. Und sei es so etwas Abstraktes wie seine Einkaufsliste. Sie ist für einen Maler durchaus ungewöhnlich und könnte ihn verdächtig machen. Für die Arbeiten auf der Baustelle braucht er nicht unbedingt so viel Rigips. Und schon gar keinen Beton. Doch müsste es schon eine besonders gründliche, beinahe pedantische Person innerhalb der Gewalten in diesem Staat geben, die sich den Einkaufslisten der Menschen in Bernocks Umgebung widmen würde. Unwahrscheinlich. Und selbst wenn, könnte Morlock höchstwahrscheinlich völlig unverdächtige Gründe nennen, sollte es zu einem Verhör kommen, warum er ausgerechnet

diese Artikel gekauft hat. Pardon, könnte er sagen, aber es wäre doch durchaus möglich, dass er die Artikel für ein anderes Projekt oder gar für einen befreundeten Handwerker besorgt habe? – Was jedoch kaum auszuschließen und noch weniger vorherzusehen ist: die Möglichkeit verhörtechnischer Stolperfallen. Womöglich gibt es niemanden, der sich mit Einkaufslisten beschäftigt. Aber mit Sicherheit eine Menge Menschen, die ihn verwirren, in Widersprüche verstricken und nervös machen wollen. Morlock kann sich lebhaft vorstellen, wie der junge aufstrebende Kommissar in perfekt sitzendem Anzug, das eine Bein locker von der Tischkante baumelnd, beinahe beiläufig nach Morlocks letztem Baumarktaufenthalt fragt. Und Morlock, schweißgebadet, würde stottern, vorgeben sich nicht zu erinnern, woraufhin der Kommissar einen Kassenbeleg vorlegen würde. Was Morlock dazu veranlasst, ganz überrascht doch einzugestehen, da irgendwann einmal im Baumarkt gewesen zu sein und so weiter, und so weiter. Sie hätten ihn innerhalb von nur drei spontan »hingehetzten« Lügen. Morlock wäre erledigt. Das darf, das wird nicht passieren.

Morlock versucht daher zielstrebig auszusehen. Fühlt sich unter all den Menschen jedoch zunehmend unwohler. Das Tötungsdelikt werden sie ihm nicht ansehen können. Aber doch vielleicht den Hass, die Intoleranz, der von Bernock auf ihn übertragenen Welt. Denn es ist nicht auszuschließen, dass der Gewaltakt keine einzelne Tat, sondern vielmehr den Auftakt bildet für folgende noch viel größere und folgenschwerere emotionale Ausbrüche. Denn hatte Bernock mit seinen Ausführungen nicht beinahe die Saat des Zweifels in Morlocks Überlegungen gesät? Und war Morlock nicht drauf und dran selbst zu einem Emotionalisten zu werden und daraufhin gar seine eigene Konklusion, eben dass es die Welt, das Ding an sich, nicht geben kann, zu revidieren? Ja. Es stimmt. Bernock war überzeugend. Beinahe. Schlimm genug, wie Morlock ihm Einhalt gebieten musste. Ganz unbelastet ist er also doch nicht davon gekommen. Die Frage ist nur erstens, ob die Menschen es ihm ansehen können. Und zweitens, wenn ja, ob Morlock sich zu einer weiteren Tat jenseits der Vernunft getrieben fühlt. Bernock hat ihm seine tierischen Instinkte lebhaft vor Augen geführt. Ein Tier, nichts weiter. Das ist er. Und das wird er bleiben, so befürchtet Morlock, wenn er nicht langsam wieder seiner Vernunft, seiner Logik, seinem Intellekt, seiner Kognition das Ruder überlässt. Komplet. Denn sonst hat Bernock gewonnen, und ihn, Morlock, nur zu einem weiteren Schaf in der Herde, Fisch im Schwarm, Kastraten in der Meute gemacht.

Früher, vor Bernock, ist Morlock durch die Baumärkte der Republik geschlendert, ohne sich um die anderen Menschen zu kümmern. Spürte weder den Druck noch die Macht einer Gesellschaft auf ihm lasten. Für ihn, Morlock, gab es das alles gar nicht. Da gab es nur ihn und seine Wahrnehmung. Er wusste um die anderen Menschen. Doch sah er sie nicht als Bedrohung. Wusste, sie würden ihn in Ruhe lassen, so lange er nicht ihre Triebe in Gang bringen, ihre Instinkte auf sich lenken würde. Jetzt ist alles anders. Der Mord macht ihn zum Tier. Jetzt ist er Teil des Rudels, einer unterdrückten, von einer übermenschlichen Verwaltung gesteuerten Masse. Ist Teil eines Systems, einer Welt, in der ein paar Wenige ihn, Maler Morlock, zur Rechenschaft ziehen, sein Leben grundlegend umgestalten, wenn nicht gar beenden könnten. Sie tun dies zwar auf ähnlichen Grundlagen wie Morlock. Verachten womöglich denselben triebhaften Aspekt seiner Tat, wie er selbst. Doch aus den falschen Gründen. Sie sehen darin nicht die Tat eines kurzfristig vom Weg abgekommenen Logikers und Vernunftmenschen, sondern vielmehr die Verirrung eines dressierten Tieres. Morlock muss zurück in die Herde. Muss ruhig bleiben, seine Instinkt und Triebe im Zaum halten. Und gehorchen. Und glauben. Ihnen glauben. Muss so tun, als ob er an die Welt glaubt.. Vernunft annehmen. Ihre Vernunft, von ihnen definiert und oktroyiert. So gehört es sich. – Morlock gefällt das nicht. Konnte er doch bislang inmitten der Schafe verweilen, ohne groß aufzufallen. Allein weil er jeden Kontakt zu ihnen und ihren Emotionen vermied.

Jetzt ist alles anders. Er hat einen von ihnen getötet. Mehr noch: einen Missionar. Einen, der das System dieser totalitären Welt offenbar verbreiten und beschützen sollte. Das hat Morlock für sich zumindest anhand der kryptischen Aufzeichnungen aus Bernocks Notizbuch geschlossen. Kein Wunder also, dass sie ihn nicht verschonen werden, selbst wenn er jemanden tötet, der vollkommen verachtenswerte Weltanschauungen äußert. Denn für sie sind diese nicht verachtenswert, sondern höchst nützlich. Maler Morlock ist aufgebracht. Ärgert sich über dieses System. Ärgert sich über den Druck des Systems, das ihm stellvertretend durch die Blicke der anderen Baumarktkunden auferlegt wird. Ärgert sich über sich selbst, davon gestresst zu sein. Ärgert sich, den Engländer nicht mitgenommen zu haben, um – wenn schon, denn schon – seinen Emotionen freie Bahn zu lassen und mal richtig auf den Putz zu hauen. Wenn er untergeht, dann nimmt er wenigstens noch ein paar von diesen Schafen mit. Morlock ärgert sich. Dreht sich um, will seinen Wagen schnappen, um die Liste schnell abzuarbeiten – und plötzlich ist es passiert.

Vor lauter Baumarkt-Auf-und-Ab hat Maler Morlock seinen Einkaufswagen komplett aus den Augen verloren. Er muss da vorne hinter den Magenta-Dosen – könnte aber auch hier, zwischen Caramel und Olivenhain, stehen. Seine Unauffindbarkeit spricht jedoch eindeutig dagegen. Nun gibt es für Maler Morlock nichts Schlimmeres, als seinen Einkaufswagen zu verlieren. Ist er doch, wie gesagt, Symbol der eigenen Daseins-Berechtigung in diesem, seinem Farbparadies. Kann er doch nur mit ihm und mit dem, was er durch die Gänge schiebt, unauffällig unter den anderen Kunden bleiben. Darauf kommt es an. Daran hängt seine komplette Existenz. An den Malutensilien in dem von ihm, Maler Morlock, geschobenen Wagen. Kein Zweifel. Er muss ihn finden.

Und er hat Glück. Nur zwei Gänge weiter sieht er ein paar Jugendliche, Kinder noch, mit ihren wurstigen Fettfingern die Farbdosen seiner Wahl betatschen. Maler Morlock schleicht sich an. Pardon, ruft er ihnen zu. Doch bevor er darauf aufmerksam machen kann, dass es sich um seinen Wagen handelt und er ihn bitte schön wieder haben möchte, rennen die Kinder samt Wagen und Inhalt um die nächste Ecke. Verwundert, verärgert zögert Maler Morlock einen Augenblick, nimmt dann aber doch die Verfolgung auf. Er rennt hinterher. Stürzt um die Regale. Rempelt alte Frauen, dicke Männer, dürre Baumarktangestellte aus dem Weg. Sieht die Kinder mit seinem Wagen auf eine größere Ansammlung Menschen verschiedenen Alters zusteuern. Es muss die Familie der Kinder sein. Denen wird Maler Morlock die Meinung geigen. Wo käme man denn hin, wenn sich jedes wildgewordene Kind hinter seiner familiären Sozialisation verstecken und Verbrechen begehen könnte. Dieser psychosozialen Agentur wird er den Garaus machen. Pardon, schreit er schon von Weitem. Und wiederholt es, einmal am Rand der Menschen-gruppe angekommen, wesentlich energischer: Pardon!

Leere Augen aus leeren Köpfen, erhoben von leeren Bildschirmen bedeutungsloser Smartphones blicken ihn an. Maler Morlock ist wie versteinert. Ahnen sie etwas? Können sie die roten Tupfer auf seinem Hemd als Blutflecken identifizieren? Schlägt sie nun zu, Bernocks Welt voller Hass und Intoleranz? Die Kinder sind verschwunden. Oder noch da, doch nicht zu identifizieren zwischen all dem geistigen Abfall, hervorgerufen durch diese krude Ansammlung der modernen Massenkultur. Pardon, fragt Morlock und will jeden Einzelnen am liebsten berühren, prüfen, ob es sich überhaupt noch um Menschen handelt. Sicher ist er sich nicht. Hier ist alles Spontane abgetötet,

alles Individuelle einer Kapitalkonzentration gewichen. Maler Morlock ist eingetaucht in die spätkapitalistische Gesellschaft, deren aufklärerische Vernunft zu einer instrumentellen und zweckbestimmten geworden ist. Sie reichen ihm Formulare. Er solle doch sein Anliegen schriftlich, in dreifacher Form und notariell beglaubigt einreichen. Er weiß, er wird seinen Einkaufswagen nie mehr wiedersehen. Hier ist sie, die total verwaltete Welt, die gegenüber dem Einzelnen umfassende soziale Kontrolle ausübt und Idealismus, Nonkonformismus, Unkonventionalität und Kreativität konsequent unterdrückt. Maler Morlock lässt den Kopf hängen, kann gerade so noch ein schlichtes »Pardon« formulieren und macht sich auf den Weg nach draußen. Dort, vor den Toren des Heimwerkertempels, ist hoffentlich Ersatz zu finden. Ein neuer Einkaufswagen für eine neue Tour durch die Regale der Farbwelten diesseits seines Bewusstseins.

Vor dem Markt schaufeln die Dachdecker immer noch frittierte Kartoffeln in ihre Gesichter. Morlock will sich die Tortur, mit Einkaufswagen durch die Gänge zu ziehen, doch nicht noch einmal antun. Er beschließt mit dem Auto in die Drive-in-Arena zu fahren, alles schnell einzuladen, um auf direktem Wege wieder zur Baustelle zu gelangen. Die Verkaufshalle für größere Besorgungen, im Fachjargon »Drive-in-Arena« genannt, ist dafür die perfekte Ausgangslage. Hier treffen sich schwarzarbeitende Handwerksgesellen mit ambitionierten Heimwerkern. Nicken sich gelegentlich zu, ohne ein Wort zu wechseln. Meterhohe Regale mit Holz, Stein, Dämmmaterial reihen sich aneinander. Dazwischen breite Gänge in denen problemlos der SUV des Bankangestellten neben dem Skoda Roomster von Bakis Trockenbau halten kann. Wenn irgendwo soziale Schichten, gesellschaftliche Grenzen oder sprachliche Barrieren keine Rolle spielen, dann hier. Jeder scheint etwas Großes zu planen. Schwimmteiche anzulegen. Wintergärten, Dachgeschossausbau, Garagenerweiterung – unterstützt vom Fachpersonal werden hier Träume wahr. Maler Morlock ist voll in seinem Element. Der normale Kunde, auf Schnäppchenjagd in der Tapetenabteilung, ist hier selten oder fast gar nicht zu sehen. Keine Blicke stören Morlock, während er behutsam seine Liste abarbeitet. Rigips, Schubkarre, Zement: alles da, alles schnell verstaut. Er hätte direkt in die Arena fahren sollen. Wie dumm, kostbare Zeit zu verlieren, indem er sich von ein paar Halbstarken den Einkaufswagen klauen lässt. Denn eigentlich muss er doch wirklich schnell zurück. Zwar hat sich der Bauherr für heute nicht angekündigt. Doch wer weiß. Am Ende steht ein verirrter Hilfsarbeiter über der zurückgelassenen Leiche und überschüttet Morlock

in Abwesenheit mit falschen Anschuldigungen. Nicht auszudenken, was die Folgen wären. Natürlich würde er die Polizei rufen. Würde fassungslos von Morlock erzählen und wie er nie gedacht hätte, dass Morlock eine solche Tat ... also wirklich nie. Die Polizisten würden nicken. Alles notieren. Den Hilfsarbeiter wegschicken und auf Morlock warten. Während gleichzeitig eine Großfahndung in die Wege geleitet werden würde. Morlock hätte keine Chance, sich zu erklären. Die Emotionen wären losgetreten. Auch die professionellsten Polizisten sehen bei einem blutgetränkten Raum rot. Die Brutalität stünde im Mittelpunkt. Morlock könnte vergessen, auch nur ansatzweise eine logische Rechtfertigung für die Tat zu entwickeln. Niemand würde sie anhören wollen. Nicht mit dem blutleeren Bernock zu seinen Füßen. Dabei ist es nun doch wirklich kein Mord. Noch nicht einmal ein wirkliches Verbrechen. Mehr ein Befreiungsschlag mit unglücklichem Ausgang. Nur würde das momentan niemand außer Morlok so sehen. Da kann er sicher sein.

Die Ampel an der Kassenausfahrt der Arena zeigt grün. Morlock fährt vor und ein dürres blondes Geschöpf verlässt das Kabuff neben der Schranke. Die Kassiererin hat ihre Haare zu einem Zopf gebunden. Die Fingernägel sind frisch gemacht. Kleine bunte Segelschiffe sind darauf lackiert. Nur mit den Fingerkuppen hält sie den Scanner. Morlock öffnet den Kofferraum. Die Mitarbeiterin schaut hinein. Er wiederum analysiert jedes einzelne Fältchen in ihrem Gesicht. Merkt sie etwas? Die Dachlatten könnten ihn verraten. Welcher Maler braucht schon so viele Dachlatten? Der Zement und die Gipsplatten sind unauffällig. Doch gehört die Baumarktangestellte zum System. Zwar bloß als kleines Rädchen, doch reicht das normalerweise aus. Vor Bernock hätte Maler Morlock nicht mit der Wimper gezuckt. Aber er fürchtet den Hass des Elektrikers immer noch in sich zu haben, vielleicht sogar weiter zu tragen. Die Mitarbeiterin könnte also unauffällig kassieren, danach eine Kopie der Quittung machen und sie ihrem Abteilungsleiter zeigen, der würde sie dem Marktchef, dieser der Zentrale und die Zentrale schließlich dem Heimwerkerlobbyisten zuspieren. Nur ein kleiner Schritt bis das passiert, was es unbedingt zu vermeiden gilt: Morlocks Name in der Aktennotiz irgendeines Ministers. Nicht auszudenken was die Finanzoligarchen mit ihm anstellen würden. Die Kassiererin beugt sich tief in den Kofferraum. Ihre Jeans ist zu eng. Das Logo des Baumarktes ist darauf gedruckt. Morlock starrt auf das Zerrbild. Sie merkt es, scheint allerdings überrascht, als Morlock schließlich wegsieht. Vielleicht hat sie einen markigen Spruch erwartet. Das machen vermutlich die anderen Arbeiter. Morlock nicht. Hätte es auch vor der Gewalt-

tat nicht getan. Nur nicht unnötig irgendetwas auslösen. Wer weiß, wo das endet. Auch wenn hier eine chauvinistisches Verhalten möglicherweise für Normalität gesorgt hätte. Normalität an der Baumarktkasse – vermutlich. Jedenfalls etwas, womit sich sehr gut ein Mord tarnen lässt. Morlock ist dazu jedoch nicht in der Lage. Heute nicht. Gestern nicht. Morgen nicht. Auch nicht, wenn er dadurch größere Chancen hätte, davon zu kommen. Die Kassiererin reicht ihm den Bon. Morlock bezahlt bar. Steigt in sein Auto. Und fährt langsam im ersten Gang vom Hof. Er kämpft gegen den Drang, mit Vollgas davon zu brettern. Im Rückspiegel beobachtet er die Kassiererin. Sie schließt ihr Kassenhäuschen, fingert eine Zigarette aus der Hosentasche und verschwindet um die Ecke. Nun gibt Morlock doch Gas. Unmöglich zu wissen, wie viel Zeit ihm bleibt.

Vor der Baustelle ist alles ruhig. Kein Mensch ist zu sehen. Alles scheint so, wie Morlock es verlassen hat. Vorsichtshalber parkt er ein Stück abseits. Schleicht einmal um den Bau herum. Die Leiche ist auf den ersten Blick nicht zu sehen. Man muss schon an eines der Fenster herantreten und auf Zehenspitzen hineinschielern. Kaum vorstellbar, dass sich jemand ohne Verdacht die Mühe machen würde. Beruhigt kehrt er zu seinem Wagen zurück. Schnell lädt er das Material aus. Die gesamte Rückfahrt hatte er nur drei Gedanken: 1. Ist er aufgefliegen? 2. Wie genau muss die Wanne geschaffen sein, um die Leiche vollständig aufnehmen zu können? 3. Reicht die Säure bzw. hält die Wanne solange, bis die Leiche verschwunden ist? Zu 1: Morlock glaubt eigentlich nicht, aufgefliegen zu sein. Bernock wird bisher nicht vermisst und die Leiche hat niemand zu Gesicht bekommen. Die Behörden dürften also noch nicht ermitteln und würden wohl kaum auf den Verdacht einer kleinen Baumarktkassierin hin damit anfangen. Wenn ihr denn überhaupt bei Morlock etwas verdächtig vorkam. Und bis es soweit ist, hat Morlock die Leiche sowie Bernocks Welt vernichtet und sich selbst wieder zurückgezogen. Zurück in seine Verleugnung alles Übergeordnetem. Seiner kognitiven Höhle. Dort würden sie ihn niemals finden. Morlock wäre sicher. Zu 2: Die Wanne sollte mindestens zwei Meter lang und achtzig Zentimeter breit sein. Morlock wird ein Holzgestell bauen und die Gipsplatten in 45 Grad Neigung an den Seiten anbringen. Danach alles mit Bitumenpaste dicht machen und den Beton anrühren. Am Ende alles verspachteln und warten bis es trocknet. Das kann ein paar Stunden dauern. Das ist ein heikler Punkt. Überraschungsbesuche sind selten. Kommen aber vor.

Offiziell hat sich jedoch in den nächsten anderthalb Tagen niemand angekündigt. Theoretisch hat er Zeit. Mindestens den ganzen Tag. Vielleicht sogar einen Teil des Abends. Zu 3: Die Säure reicht nicht, um die gesamte Wanne zu füllen. Außerdem stellt sich immer noch die Frage nach der Entsorgung. Wohin mit Wanne, Werkzeug, übriggebliebenem Material und den anderen Resten? Zwar hat Morlock eine Idee, jedoch keine Erfahrungswerte, ob es funktionieren könnte. Er will sich ein Fallrohr der Regenrinne ausborgen und es unten an der Wanne anbringen. Ist die Leiche einmal verschwunden, wird er den Rest einfach in die Grube vor dem Haus leiten. Da soll ein Parkplatz entstehen. Es wurde bereits ein gutes Stück ausgebaggert und eine kleine Mauer aus Pflanzsteinen errichtet. Dahinter will er die restliche Säure mit der aufgelösten Leiche schütten. Die lockere Erde nimmt alles auf und schluckt alle Rückstände. Es ist ein Plan. Vielleicht nicht hieb- und stichfest. Aber ein Plan. Es könnte funktionieren. Zumal der Parkplatz übermorgen fertig gebaut werden soll. Die Mauer wird mit weiteren Pflanzsteinen erhöht und schließlich alles zugeschüttet. Niemand würde etwas ahnen und es wäre praktisch unmöglich dort nach einer Leiche zu suchen.

Morlock beginnt mit dem Rahmen. Sägt die Dachlatten zurecht. Legt die Leiche in die Mitte des Raumes, um das Maß zu bekommen. Er arbeitet schnell. Seine selbst gewählte Angst treibt ihn an. Angst davor, erwischt zu werden. Angst davor, im Baumarkt doch zu auffällig, zu verdächtig gewesen zu sein. Eine gute Angst. Auch wenn ihn jede Schraube an die möglicherweise lauende Gefahr erinnert. Eine Gefahr, die ausgerechnet von dem Ort ausgeht, in dem er sich immer sicher gefühlt hat. Dem Baumarkt. Für Morlock ist es jedes Mal ein Erlebnis, wenn er vor einem neuen Projekt sein Materiallager auffüllt. Er nimmt sich Zeit, immer. Schaut nach Angeboten, nach Qualität. Freut sich, wenn ihm Ideen kommen. Füllt seinen Einkaufswagen. Ist vollkommen in seinem Element. Das könnte er als seine Welt definieren. Umso schlimmer, sie nun vielleicht verloren zu haben. Morlock zuckt bei dem Gedanken zusammen. Wenn es so sein sollte, war es ein grauenhaftes letztes Baumarkterlebnis. Wie konnte er nur so entschuldigend durch die Gänge schleichen? Pardon. Er hätte nicht um Verzeihung bitten müssen. Hätte mit Gewalt an sich reißen sollen, was sein gewesen war. Die Angst überwog. Die Angst vor den Konsequenzen dieser abartigen Weltanschauung des Elektrikers. Morlock schraubt schneller. Die Wanne muss fertig werden.

Endlich kann er den Beton anrühren. Die Bitumenmasse trocknet schnell. Der Beton nicht. Wenn Morlock die Wanne damit ausgestrichen hat, bleiben ihm ein paar Stunden zum Runterkommen. Quälende Stunden. Morlock nimmt sich noch einmal die Taschen des Elektrikers vor. Die Auftragsbestätigung. Ein paar Rechnungen. Das Notizbuch. Morlock liest:

Neunzehnter November:

Die Entzauberung der Welt ist die Ausrottung des Animismus. Xenophanes höhnt die vielen Götter, weil sie den Menschen, ihren Erzeugern, mit allem Zufälligen und Schlechten gleichen, und die jüngste Logik denunziert die geprägten Worte der Sprache als falsche Münzen, die man besser durch neutrale Spielmarken ersetzt. Die Welt wird zum Chaos und Synthesis zur Rettung. Kein Unterschied soll sein zwischen dem Totemtier, den Träumen des Geistersehers und der absoluten Idee.

Offenbar ist es schlimmer als gedacht. Bernock will die von ihm definierte Welt entzaubern, ins Chaos stürzen. Die Ausrottung des Animismus, die Ausrottung der Seele, ist nichts weiter als die Ausrottung des Individuums. Und weiter:

Der Schritt zum organisationsfähigen Vedantismus, Stoizismus und Christentum besteht in der Teilnahme an gesellschaftlicher Wirksamkeit, im Ausbau eines einheitlichen theoretischen Systems [...] [Und] die Geschichte jener alten Religionen und Schulen, wie die der modernen Parteien und Revolutionen hingegen vermag zu lehren, dass der Preis fürs Überleben das praktische Mitmachen, die Verwandlung der Idee in Herrschaft ist. (Horkheimer/Adorno: Dialektik der Aufklärung)

Morlock wirft das Notizbuch neben die Leiche. Nicht allein will Bernock das Individuum ausrotten, nein, er plant, seine Weltanschauung als Religion zu etablieren, als Fundament einer Herrschaft über die Menschen. Denn Religion heißt Glauben, heißt fühlen, heißt Emotionen ungefiltert zulassen. Ganz offensichtlich hat Morlock mit seiner etwas brachialen Art die Diskussion zu beenden, mehr getan, als ein fehlgeleitetes Gedankenkonstrukt zu vernichten. Morlock hat vielmehr einen Vorgang unterbrochen, der Bernock an die Spitze eines »einheitlichen theoretischen Systems« bringen

sollte. Bernock als oberster Finanzoligarch, als Verwalter, als Vernichter der kreativen und nonkonformistischen Werte in der Gesellschaft. Ohne es zu wissen hat Morlock einen Diktator gestürzt. Einen Despoten unter dessen Herrschaft die Zustände aus dem Baumarkt allumfassend gewesen wären. Morlock kann es kaum erwarten bis der Beton trocken und die Leiche in der Wanne ist.

Um sicherzugehen durchsucht Morlock noch einmal gründlich jede Ecke, jede Tasche und auch das Auto des Elektrikers. Er findet keine weiteren Pamphlete mehr. Muss hoffen, das einzige Exemplar zu besitzen. Hauptsache er kann es endlich vernichten. Falls Bernock dennoch irgend jemanden auf seine Seite gezogen haben sollte. Falls irgendwo da draußen eine Handvoll Apostel auf die Rückkehr ihres Erlösers warten, kann Morlock immer noch mit einem griffigen Gegenbeweis den fatalen und verbrecherischen Irrtum in Bernocks Weltanschauung aufzeigen. Jeder Apostel sollte daraufhin von seinem Irrweg abkommen. Und wenn schon nicht ihm, Morlock, folgen, dann vielmehr seine eigenen Gedanken entwickeln und von sich aus den Weg aus der Herde finden, der Triebhaftigkeit entfliehen. Sie sollten für sich erkennen, wie schwach es ist, sich unter ein Ding an sich zu ordnen. Morlock fühlt die Ränder der Wanne. Der Beton ist noch nicht ganz trocken, doch Morlock ist ungeduldig. Er holt die Kanister mit der Säure aus seinem Auto und bereitet alles vor. Das Rohr führt nach draußen. Die Leiche liegt in der Wanne. Morlock leert den ersten Kanister. Nichts passiert. Er leert den zweiten, den dritten Kanister. Immer noch nichts. Er hat ein blubberndes, fressendes Massaker erwartet. Vergebens. Die Säure arbeitet langsam. Sehr langsam. Und die Zeit verrinnt. Morlock zwingt sich, ruhig zu bleiben. Kann es, da er seine Emotionen im Griff hat. Morgen ist Sonntag. Zum Glück. Kein anderer Arbeiter wird kommen. Denn bis Morlock die Baustelle von allen Hinweisen auf Mord und Totschlag bereinigt hat, vergeht sicherlich noch ein ganzer Tag.

Ganz langsam verfärbt sich die klare Flüssigkeit. Erst gelblich, dann rot bis hin zu schwarz. Die Leiche löst sich nicht restlos auf. Sie verschmilzt vielmehr zu einer dunklen, schleimigen Masse. Zähflüssig bis fest. Die Wanne hält es aus. Noch. Doch wird es wohl kaum das Rohr hinabfließen, wie Morlock es geplant hat. Schon sucht er nach einem Schlauch, um die Reinigung der Wanne und die Entsorgung der Leiche hinter der Mauer zu beschleunigen. Während neben der unnatürlichen Farbe zusätzlich stinkende Dämpfe

auftreten. Faulig. Es riecht nach Verwesung. Ein süßlicher Geruch. Faule Eier, verschwitzte Wollsocken, altes Obst – so in etwa. Morlock hält sich die Hand vor den Mund. Öffnet die Fenster. Auch auf die Gefahr hin, durch den Gestank neugierige Blicke auf sich zu ziehen. Doch ist es kaum auszuhalten. Zum Glück findet er einen Mundschutz. Presst ihn fest auf Mund und Nase. Der Körper rutscht immer weiter in die schleimige Masse. Langsam bricht er auseinander. Morlock sieht die Eingeweide. Der Darm, wie er sich windet und Blasen bildet. Wie sich alles verfärbt. Schmilzt. Vereint zu einem großen, schwarzen, stinkenden Klumpen.

Es ist tiefe Nacht, als auch der letzte Rest des Elektrikers zu schwarzem Schleim geschmolzen ist. Morlock öffnet das Rohr und spritzt Wasser in die Wanne. Die Masse verdünnt langsam und fließt ab. Morlock hat die ganze Zeit daneben gesessen. Wollte beobachten wie Bernock verschwindet. Den Blick nur abgewendet, um sich zu übergeben. Irgendwann hat er einen Baueimer voll Gips neben sich gestellt, damit er mit seinem Erbrochenem nicht noch mehr Spuren hinterlässt. Morlock hätte nicht gedacht, dass der reine Gewaltakt, der Akt des Tötens hinter der Entsorgung der Leiche zurückstehen würde. Zu bezeugen, wie ein paar Liter Säure einen menschlichen Körper zerfressen, ist erschütternd. Jetzt gibt auch die Wanne nach. Die Seitenwände lösen sich aus dem Gestell. Der kümmerliche Rest Bernocks klatscht auf den Estrich. Knochen sind dabei. Das Schlüsselbein. Ein Oberschenkel. Offenbar hat die Säure nicht alles packen können. Schnell holt Morlock eine Schaufel und schippt es in die Schubkarre. Noch einmal Gips drüber. Im grellen Licht der Baustellenlampe wirkt die Szenerie noch detaillierter. So klar und real. Morlock reibt sich die Augen. Das kann doch nicht wirklich gerade passieren? Alles verdreht. Es ist viel, es stinkt. Morlock bereut. Nicht den Mord am Elektriker. Nein. Eher seine Ungeduld. Er hätte doch lieber auf die richtigen Argumente warten sollen. Denn dann wäre ihm diese Tortur hier erspart geblieben. Pardon, denkt er abermals. Denn selbst der widerlichste Gegner hat es nicht verdient, auf diese Weise ausgelöscht zu werden. Zu spät, denkt er aber auch. Jetzt muss er es durchziehen. Erlösung kann er anderweitig finden. Das Vergessen wird einsetzen. Irgendwie.

Als die letzten Reste hinter der Mauer versickert sind, reißt Morlock alles ab und versenkt es im Schutt hinter dem fast fertigen Parkplatz. Er übergibt sich ein letztes Mal, diesmal in sein Auto. Am Montag werden sie den Parkplatz zuschütten. Eigentlich sollte er überprüfen, ob wirklich alles so passiert, wie

er es geplant hat. Aber Morlock erleidet einen erneuten kognitiven Schwächeanfall. Entweder er lässt sich hier und jetzt von der Polizei schnappen, gesteht und verbringt den Rest seines Lebens ruhigen Gewissens in der Zelle. Oder er ergibt sich seiner Angst und schaut, wohin sie ihn noch führen kann. Denn Angst kann erklären, was es bedeutet, Mensch zu sein. Es ist nicht nur ein psychischer Zustand. Sondern beinhaltet drei zentrale Aussagen: 1. Angst macht unfrei. 2. Angst ist die Möglichkeit der Freiheit. Und 3. Hat der Mensch gelernt, sich zu ängstigen, hat er das Höchste gelernt. Im Klartext heißt das: Angst kann den Menschen unfrei machen, weil sie Macht über ihn erlangt und ihn unfähig macht, zu handeln. Überwindet er aber die Angst, kann sie ihn, den Menschen, Morlock, befreien. Kann helfen, das Endliche als endlich zu erkennen. Jeder Schmerz, jedes Leid muss endlich sein. Angst kann als Last und Bedrohung gelten, viel eher jedoch als Herausforderung und Möglichkeit, sich selbst zu sein. Morlock weiß um den Zwiespalt mit der Angst. Sie ist gleichzeitig anziehend und abstoßend. Vergleichbar mit der Flasche Alkohol für den Alkoholiker. Doch Morlock gibt sich ihr hin. Greift nach der Flasche. Denn er weiß, sich richtig zu ängstigen. Hat die Angst entlarvt. Und den Weg des Möglichen aufgesperrt. Morlock ist für die Erlösung bereit. Muss nur zur Klarheit zurückfinden. Das geht aber nicht hier. Nicht in der Stadt. Nur draußen. Auf der Straße. Er startet das Auto. Flüchtet von der Baustelle.

»Noch der armseligste Mensch ist fähig, die Schwächen des bedeutendsten, noch der dümmste, die Denkfehler der klügsten zu erkennen.« (Adorno)

KAPITEL 3

Nach Jahren völliger Hingabe zur Kognition fällt es Maler Morlock schwer, seine Gefühle einzuordnen. Gefühle, die ihm nach so einer Tat einfach überkommen müssen. Ist er erleichtert, weil Bernock tot und damit der Aufbau einer religiös-totalitaristischen Weltanschauung voller Hass und Intoleranz verhindert oder zumindest verzögert ist? Oder weil die Übelkeit nachgelassen hat? Der Anblick des schwarzroten Schleims und wie er langsam hinter der Mauer verschwindet hat Morlock schwer getroffen. Er ist ein Denker. Ein Handwerker. Arbeitet mit den Händen, dem Kopf. Hat praktisch nie mit Leichen zu tun. Beschäftigt sich hauptsächlich mit sich und seiner Existenz. Sucht nach einer Erklärung für das, was ihm seine Wahrnehmung zu deuten vorgibt. Bisher fiel ihm das nicht schwer. Für ihn manifestierte sich in den letzten Jahren das Bild eines zwar komplexen, jedoch durchschaubaren Konstrukts des Daseins. Alles muss unbedingt immer für sich stehen. Etwas Übergeordnetes kann es nicht geben. Keine Definition. Keine Welt. Kein Gott. Kein Ding an sich. Und dennoch: Bernock hat etwas in ihm ausgelöst. Keinen Zweifel. Nur so etwas wie die Saat eines neuen Gedankens. Und nachdem er ausgiebig darüber nachdenken konnte, als er sein Auto von dem Erbrochenen reinigte, ist er nun hin und her gerissen.

Eines ist klar: Es reicht nicht, die Leiche zu vernichten und alle Notizen gleich mit. Er, Morlock, muss darüber hinaus den Fehler in Bernocks Logik beweisen. Dies ist von nun an seine Aufgabe. Er muss Bernock aufhalten. Physisch hat er das schon geschafft. Was vermutlich den Zorn der Staatsmacht auf den Plan rufen wird. Doch die theoretische Grundlage fehlt noch. Und die muss er finden. Denn wenn er den Beweis finden würde, hätte er einerseits ein gutes Argument für diejenigen, die meinen, Bernocks Theorien weiter zu tragen. Und andererseits eine Rechtfertigung für den Mord. Vielleicht nicht für die Staatsmacht. Einer gut organisierten Gruppe, bekannt für ihr Unverständnis gegenüber Gewaltverbrechen aus Überzeugung. Aber für sich, ganz persönlich, wäre der Mord eine vielleicht nicht unbedingt gutzuheißende, aber immerhin irgendwie zu rechtfertigende, weil notwendige, Tat. Es war die notwendige Bedingung, um Bernock aufzuhalten. Diese Bestätigung ist unheimlich wichtig, da die Sache mit der Säure so ein wenig von ihrem Schrecken verliert. Ein weiterer Punkt wäre vielleicht außerdem, dass er beweisen könnte, nur einen kurzen Moment nicht der Vernunftmensch gewesen zu sein, der er sonst immer vorgibt zu sein. Die Gewalttat war ein schwacher, ein emotionaler Fehlgriff. Nicht mehr und nicht weniger. Es muss aufgrund eines dialektischen Irrwegs überhaupt erst dazu gekommen sein. Vermutlich kann er Bernock auch dafür verantwortlich machen. Denn dass

Bernock die Tat erzwungen hatte, da ist sich Morlock fast sicher. Nie hätte er je in Betracht gezogen anders, als mit den Waffen der Dialektik, seine Gegner niederzuzwingen. Erst Bernock brachte diese animalische Triebkraft aus ihm heraus. Bernock hat ihm den Hass und die Intoleranz seiner eigenen Weltanschauung eingeimpft.

Schon allein deswegen kann Morlock es nicht einfach dabei belassen, auf die Fertigstellung des Parkplatzes zu hoffen und damit die endgültige Vernichtung der Leiche. Nein. Es ist seine Pflicht. Ja, seine moralische Verantwortung, eine groß angelegte Suche nach dem logischen Gegenbeweis für Bernocks Theorien zu starten. Nur so kann er wieder zu sich kommen, zu sich finden. Das ist wichtig. Vor allem wenn ihn die Behörden aufgreifen. Nur wenn er wieder bei sich und seinen Feststellungen über die Welt und das Ding an sich ist, kann er die nötige Kraft aufbauen, sich selbst zu verteidigen. Er muss eine Strategie finden. Möglicherweise wieder bei Null anfangen. Erneut die Frage stellen, nach dem, was die Welt, was seine Wahrnehmung, was die Existenz an sich bedeutet. Gibt es etwas, das sich als übergeordnete Kraft definieren ließe? Wenn ja: Was könnte das sein? Und ist es wirklich so unreflektiert, eigensinnig und letztlich so intolerant, wie es Bernock vermittelte? Worauf die vermutlich noch viel interessantere Frage folgt: Warum hat es beschlossen, etwas Untergeordnetes, also Morlock, die Baustelle, das Frühstücksbuffet und Bernock zu erschaffen? Vor allem, wenn Bernock sich seiner Macht annehmen und auf ihr ein Herrschaftssystem etablieren könnte. So sehr Morlock sich auch anstrengt, spontan findet er keinen eindeutigen Beweis dagegen. Er kann nicht beweisen, dass es das Ding an sich nicht gibt. Kann aber auch keinen Grund für seine Existenz sehen. Doch momentan ist in seinem Kopf sowieso zu viel los. Das Bild der sich langsam zersetzenden Leiche verdrängt alle anderen Gedanken. Fast muss er sich noch einmal übergeben. So kann es nicht weiter gehen. Die Baustelle hat er zwar hinter sich gelassen. Sein Auto von dem Erbrochenem gereinigt. Doch so leicht geht es nicht. Er braucht Abstand. Er braucht Ruhe. Und er weiß auch schon, wo er sie finden kann. Ein Autobahnparkplatz, nicht weit von hier.

Nicht irgendein Autobahnparkplatz. Es müssen an dieser Stelle unbedingt Abstriche gemacht werden. Denn Parkplatz ist nicht gleich Parkplatz. Ruhe, die echte Ruhe, die meditative Ruhe bekommt Morlock nicht an einem großen Rastplatz. Womöglich noch mit Burger King-Filiale, Tankstelle und Coffee Bar. Nein. – Zu abgelegen darf es allerdings auch nicht sein. Nicht diese trostlosen Haltebuchten, die aussehen, als kämen sie direkt aus der klischee-

belasteten Denkfabrik eines mittelmäßigen Drehbuchautors. – Idyllisch sollte es sein. Der Blick auf die Schallwände durch mehr oder weniger durchdachte Bepflanzung versperrt. Das Toilettenhäuschen sollte vorhanden, doch nicht etwa eine dieser Edelstahlhöhlen, sondern vielmehr ein wenig auf Blockhütte gemacht sein. Es sollten mehr als eine Zu- und Abfahrt hinführen. Und diese Wege wären idealerweise mit Parkbänken und funktionierenden Mülleimern bestückt. Ein Parkplatz also, wie er auf bundesdeutschen Autobahnen vermutlich sogar weltweit selten bis kaum zu finden ist. Dabei liegt der Vorteil klar auf der Hand: Morlock wäre kein unmittelbarer Teil der Öffentlichkeit. Kein Wohngebiet, kein innerstädtischer Park. Gleichzeitig aber auch nicht vollkommen abgeschieden, wie in einem verlassenen Waldstück. Falls er also genug gedacht, sich erholt und wieder bei Kräften wäre, könnte er ohne weiteres zurück. Könnte ohne Umwege auf die Baustelle und seine Mission beenden.

Es ist der Parkplatz Forst, nur ein paar Ausfahrten vor der Stadt. Hier ist nur die Laterne defekt. Sonst alles genau, wie Morlock es braucht. Er sitzt im dunklen Auto – und denkt. Doch das gleichmäßige Rauschen der Autobahn, die Abendstunde, die entspannende Kühle im Wagen entspannt ihn zu sehr. Morlock dämmert weg. Fühlt sich geborgen. Hat er doch seit dem Mord keine ruhige Minute mehr gehabt. Er beschließt, für eine Sekunde die Angst abzustellen. Will sich ausruhen. erinnert sich an das letzte Mal, als er in einem Auto geschlafen hatte. Damals, mit siebzehn oder so. erinnert sich auch daran, wie ungemütlich das war. Ein alter Ford Fiesta. Den Beifahrersitz konnte man nicht richtig zurückklappen. Den Fahrersitz auch nicht. Trotzdem schlief sein Bekannter, mit dem er damals unterwegs war, wie ein Stein. Das muss einer der ersten Augenblicke gewesen sein, in denen Morlock spürte, wie unterschiedlich Wahrnehmung doch sein kann. Sie hatten nicht unterschiedlich viel Alkohol getrunken. Saßen im selben Wagen. Auf denselben unbequemen Autositzen. Und dennoch schlief der eine und Morlock blieb wach. Konnte sich nicht entspannen in dieser Atmosphäre. Der andere musste das völlig unterschiedlich wahrgenommen haben. Für ihn war das Auto offenbar eine bequeme Alternative. Besser als draußen in den Büschen, hat er vielleicht gedacht, und ist eingeschlafen. Für seinen Bekannten gab es also eine ganz andere Welt. Eine Welt, in der die Sitze eines alten Ford Fiesta zum Schlafen einladen. Diese Welt hat Morlock nicht wahrgenommen. Und würde sie vermutlich auch niemals wahrnehmen. Es ist nicht seine Welt. Es ist eine andere. Und wenn es schon diese zwei gibt, warum sollte es nicht drei, nicht vier, nicht sieben Milliarden Welten

geben? Seitdem ist Morlock davon überzeugt, nur in dieser einen, seiner eigenen Welt zu leben. Parallel zu den anderen. Aber ganz sicher nicht untergeordnet unter der einen, die für alle gilt. Denn wenn es sie geben würde, die Welt für alle, das Ding, das alles definiert, dann nur oberhalb der einzelnen Wahrnehmungen aller Menschen. Sie müsste der gemeinsame Nenner sein. Einer, auf den sich die Menschen aber auch ohne Weiteres einigen könnten. Entweder es gibt ihn also, und alle wissen um ihn, kennen ihn, akzeptieren ihn. Oder es gibt ihn nicht, nur die Vorstellung, der Wunsch, der Wille nach ihm existiert. Dass sich darum Tausende Gruppen gebildet haben, die meinen, die genaue Form dieses gemeinsamen Nenners zu kennen, ist daher eigentlich der Beweis gegen ihn. Theoretisch.

Denn das ist die Welt der Emotionalisten, die sich stets auf ihre Gefühle berufen. Praktisch fehlt Morlock hier an sich also die argumentative Grundlage. Der empirische Beweis. Den zu finden, wird nicht leicht werden. Hier auf diesem Parkplatz ist er nicht. Doch allein die Möglichkeit, einmal abzuschalten und wieder in die gewohnten Denkmuster zu verfallen, hilft Morlock ungemein. Hier scheint er sich entspannen zu können. Vielleicht kann er sogar ohne Angst weiter machen. Kann den Dingen seinen Lauf lassen und darauf hoffen, dass ihm die richtige Lösung zum richtigen Zeitpunkt einfach zufliegt. – Nein. Vorerst nicht. Morlock wird unsanft aus seinen Gedanken gerissen. Plötzlich blendet ihn ein grelles Licht. Eine Reklametafel schaltet sich automatisch ein. Vermutlich eine Zeitschaltuhr. Es ist mittlerweile später Abend. Morlock kneift die Augen zusammen:

Entweder – Oder!

Haben Sie Freude an Ihren Geheimnissen? Oder schmerzen sie zu sehr? Wollen Sie sich offenbaren? Kennen vielleicht sogar Menschen, denen Sie sich anvertrauen könnten? Nur wissen nicht wie?

Prediger K. – spricht zu Ihnen.

Hüten Sie Ihr Geheimnis. Oder werden Sie es los. Ästhetisch oder Ethisch?

Entscheiden Sie selbst was Sie sein, was Sie tun, was Sie werden wollen!

Darunter ein Pfeil und ein kleines Schild. 100 Meter links. Bevor Morlocks Verstand reagieren kann, hat sein Körper den Wagen gestartet. Warum? Eigentlich will er seine Ruhe haben. Will seinen eigenen Gedanken nachgehen. – Kann es nicht. Weniger, weil ihn die Reklame besonders anspricht.

Eher weil sein, Morlocks, Geheimnis nicht weggedacht werden kann. Sein Körper hat das begriffen, noch vor seinem Verstand. Hat vielleicht die aufkommende Paranoia gespürt. Wie schön wäre es daher, dieses Geheimnis auf die ein oder andere Art loszuwerden. Und wenn er darüber hinaus auch noch eine Einschätzung seiner Tat in grundlegende Begriffe wie »ethisch« oder »ästhetisch« bekommt, hätte er einen guten Ausgangspunkt für sein weiteres Vorgehen. Denn wenn er auch keine ästhetische Glanzleistung vollbracht hat, ist er sich ziemlich sicher, mit der Vernichtung Bernocks grundlegend ethisch gehandelt zu haben. Sollte der Prediger in der Lage sein, Morlock davon zu überzeugen, ein grundsätzlich ethisch handelnder Mensch zu sein, wäre es nur noch ein kleiner Schritt zur endgültigen logischen Vernichtung von Bernocks Weltanschauung und der absoluten Rechtfertigung des Mords an ihm. Außerdem verspricht die Anzeige ein gewisses Maß an Selbstbestimmung. Ein wichtiger Punkt. Morlock will selbst darüber bestimmen, wie seine Tat einzuordnen ist. Keine Behörde, kein Staat, keine elitäre Gewalt sollte da seine Finger im Spiel haben. Er sieht schon: Das wird ihm kaum gelingen. Doch vielleicht respektieren die Gewalten seine Entscheidung. Können sie vielleicht sogar ein bisschen nachvollziehen. Für eine bevorstehende Verteidigung kann so etwas von unschätzbarem Wert sein.

Wenn Morlock nur nicht so müde wäre. Zwei lange Tage liegen hinter ihm. Erst die anstrengende Debatte, der Mord, dann die Vorbereitung zur Entsorgung der Leiche, dann die Entsorgung selbst, schließlich die überraschende Feststellung über die eigene Skrupellosigkeit, darüber, fähig zu sein, einen Menschen in Säure aufzulösen. Alles ein bisschen viel. Morlock würde gerne schlafen. Vergessen. Doch so einfach ist das nicht. So einfach funktionieren Wahrnehmung und Bewusstsein nicht. Eine Flucht wäre möglich. Klar. Doch stünden ihm unzählige Nächte bevor, in denen ihn sein Gewissen regelrecht zusammenzucken lassen würde. In denen ihn schweißgebadet unkontrollierte Angst befallen würde. Das gilt es zu vermeiden. Momentan kann er seine Empfindungen, vor allem was die Angst betrifft, noch steuern. Sollte dies irgendwann nicht mehr der Fall sein, sollte er zu einem Emotionalisten werden, triebhaft und würdelos, wäre spätestens dann sein Leben obsolet. Dann könnte er sich genauso gut den Behörden stellen, den Mord gestehen und für immer ins Gefängnis wandern. Dann wäre so eine Kleinigkeit wie Freiheit auch völlig egal.

Wenn Morlock erwartet hat, die hochehrwürdige Feierlichkeit eines Gotteshauses würde seine Müdigkeit wegblasen, wenn er meinte, ein Prediger – auch wenn er am Rande der Autobahn zu seiner Herde spricht – würde nur in dem gewohnt pompösen Rahmen auftreten, so fällt das, was hier als »Kirche« bezeichnet wird, wirklich unterhalb jeder Erwartung aus. Eine bessere Scheune vielleicht. Ein Schuppen. Irgendetwas zwischen Festzelt und Campingplatz-Aufenthaltsraum. Morlock ist enttäuscht. Ein wenig verunsichert. Zweifelt an der Seriosität des Ganzen. Ist dennoch entschlossen, hier heute diesen Menschen sprechen zu hören. Davor sind mehrere Parkplätze auf den Asphalt gemalt worden. Freihand. Anders lassen sich die krummen Linien nicht erklären. Insgesamt macht die Örtlichkeit einen provisorischen Eindruck. Offiziell provisorisch allerdings. Und wenn sich schon jemand die Mühe macht ..., denkt Morlock. Und parkt sein Auto direkt vor dem Eingang. Irgendwo am Ende des dunklen Parkplatzes sind zwei Lastwagen zu erahnen. Sonst scheint dem Aufruf der Werbetafel niemand gefolgt zu sein. Was sonst noch auffällt: Neben der Eingangstür ist eine kleine Gedenktafel angebracht. Ein Name steht darauf: Victor Emerita. Darunter Jahreszahlen: 5. Mai 1813 – 11. November 1855. Hier wird offenbar an einen alten Bewohner gedacht. So mutet die Tafel zumindest an. Morlock hat den Namen noch nie gehört. Fragt sich kurz, ob das wichtig sei. Beschließt jedoch, dass es das nicht ist. Was sind schon Namen? Wen interessiert, wie jemand per Gesetz genannt wird? Niemand, meint Morlock. Namen sind willkürlich gewählt. Geben keinerlei Hinweis auf die Beschaffenheit ihrer Träger. Wenn es nach Morlock ginge, würde jeder so heißen, wie er charakterlich eingestuft werden kann. Ihm, Morlock, würde es gefallen, wenn er von jedem in Anbetracht seiner Fähigkeit bezeichnet würde, Gedanken über die Bewusstseinssebene hinaus zu denken. So etwas wie Meta wäre dann passend. – Hirngespinnste. Namen sind kontingent und damit sinnlos. Und eigentlich hat Morlock das Schild auch schon wieder vergessen, als er den Eingangsbereich betritt.

Morlock steht in einem kleinen Foyer. Auf einer Kommode sind Flyer ausgestellt. Irgendetwas Religiöses. Die Predigt findet offenbar hinten statt. Morlock muss durch eine Flügeltür. Dahinter ein großer Raum, vollgestellt mit Bänken. Morlock setzt sich in die letzte Reihe. In der ersten sitzen zwei Männer mit Schirmmützen. Sie sprechen leise miteinander. Morlock versteht kein Wort. Ein seltsames Kauderwelsch aus Deutsch und ... vielleicht dänisch? – Am anderen Ende des Raumes hängt ein einfaches Holzkruzifix an der Wand. Davor steht ein Tisch. Zwei Kerzen stehen in der Mitte der Tischplatte. Soll

vermutlich der Altar sein. Obwohl mit recht feierlicher Dekoration ausgestattet, ist der Raum mit zeitweise flackernden Neonröhren ziemlich hell ausgeleuchtet. Was der Atmosphäre noch mehr einen ungemütlichen, unseriösen Eindruck verschafft. Doch Morlock sitzt. Und ist erstmal froh zu sitzen. Es dauert nicht lange und ein Mann in schwarzem Talar stellt sich hinter den Tisch. Er hat große Augen, dicke Lippen und hochtoupierete Haare. Außerdem ein gesteiftes Hemd mit Stehkragen und einem Halstuch. Die zwei in der ersten Reihe nicken sich zu. Sören, ja, Sören, flüstern sie. Man kennt sich offenbar. Morlock sinkt ein wenig zusammen, als der Prediger beginnt:

»Vater im Himmel! Lehre du selber uns recht beten, dass sich unsre Herzen dir in Gebet und Flehen öffnen, und wir keinen geheimen Wunsch in unsrer Brust nähren, von dem wir wissen, dass er Dir nicht gefällt, aber auch keine geheime Furcht, dass Du uns etwas vorenthalten werdest, was in Wahrheit zu unsrem Besten dient, damit die ringenden Gedanken, das unruhige Herz und die bange Seele da Ruhe finden, wo sie allein zu finden ist, wenn wir Dir immer fröhlich danken und es fröhlich bekennen können, dass wir vor Dir immer unrecht haben! Amen.« (*Kierkegaard: Entweder – Oder*)

Maler Morlock schläft ein. Entweder er steht jetzt auf und verlässt diesen Hort der Geistlichkeit. Oder er nimmt den Kanon an, nimmt ihn auf, stimmt ein und lässt sich mitreißen von den vielen Stimmen der Moral. Entweder also die Flucht davon, weg, zurück zu seinen Gedanken, seinem schlechten Gewissen, in die wilde Welt, der Bernock-Welt voller Unverständnis gegenüber seinen Ideen – oder eintauchen in die Besinnung. Tief hinein in die Reflexion der eigenen Seele. Zur kritischen Begutachtung der eigenen christlichen Kompetenz, sofern vorhanden. Der Prediger spricht weiter:

»Aber die heilige Schrift sagt: Du sollst mit Gott nicht ins Gericht gehen. Und tust du das denn nicht? Ist uns nun nicht wieder aller Trost genommen und will die Schrift den Menschen nur demütigen, nur wie den Wurm im Staube zertreten? Keineswegs. Wenn es heißt, dass du mit Gott nicht ins Gericht gehen sollst, dann will das sagen: Du darfst nicht recht wider Gott haben wollen; nur so darfst du mit ihm ins Gericht gehen, dass du es lernst, du habest Unrecht. Ja, das ist's, was du selber wollen musst. Und wenn dir nun so verboten wird, mit Gott ins Gericht zu gehen, flehe, so wird damit deine Vollkommenheit bezeichnet und keineswegs gesagt, dass du ein niedriges Wesen bist, das keine Bedeutung für ihn hat. Der Sperling fällt vom Dach,

so hat er gewissermaßen recht wider Gott; die Lilie verwelkt, so hat sie gewissermaßen recht wider Gott; nur der Mensch hat unrecht, ihm blieb vorbehalten, was aller andern Kreatur genommen ward, unrecht vor Gott zu haben!«

Morlock versteht kein Wort. Wer will hier mit wem ins Gericht gehen? Wenn Morlock nicht den Elektriker getötet hätte, wäre es doch seine Welt, seine religiös-fundamentalistische Welt gewesen, die mit ihm, Morlock, ins Gericht gegangen wäre. Und dieser Prediger sagt nun, wenn Morlock nicht gerichtet hätte, wäre er verschont geblieben. Er hätte einfach zugeben müssen, im Unrecht gewesen zu sein, und schon wäre alles gut. Entweder er gibt dem Ganzen noch eine Chance, hört sich an, was dieser schwarzbehängene Prediger noch zu sagen hat, gibt der Botschaft einer definierten Welt, einem Ding an sich mit Herrschaftsanspruch noch eine Chance – oder lässt sich leiten von seinem inneren Drang, diese ganze Posse sei nur Heuchelei, nur Scheinheiligkeit, nicht das Wahre; nicht das Christliche, was er Maler Morlock, für sich einmal zu deuten gedacht hatte. Damals als Kind, als Christlichkeit noch Schokolade, Kerzen und Tannenbäume bedeutete. Und sonst nichts.

»Sollte ich anders reden, sollte ich dich an eine Weisheit erinnern, die du wohl oft gehört hast, eine Weisheit, die alles zu erklären weiß, ohne Gott oder Menschen Unrecht zu tun: Der Mensch ist ein armes, schwaches Wesen, sagt sie, es würde töricht von Gott sein, Unmögliches von demselben zu verlangen, man tut, was man kann, und lässt man sich dann und wann auch einmal ein wenig gehen, so wird Gott es nicht vergessen, dass wir schwache und unvollkommene Wesen sind.«

Das klingt schon fast in Morlocks Sinn. Das klingt nach Vergebung. Ist Bernocks Welt so gnädig, ihm den Mord an seinem Schöpfer zu vergeben? Funktioniert so das metaphysische Fundament einer Weltanschauung, die nur existiert, weil sie eine allgemein gültige Definition bereithält für alles, was sie beinhaltet? Und beinhaltet sie nicht Intoleranz und Hass? Waren es nicht genau diese Bestandteile, von denen Morlock ergriffen war und Bernock daraufhin tötete? Wie passt das zusammen? Entweder er fügt sich nun dieser ganz eigenen Logik. Fragt nicht weiter nach. Verzichtet auf die glatte, klare Linie seiner Definition. Einer Definition, nach der es die Welt eben nicht gibt, nicht die eine große gesetzgebende Definition. Sondern viele kleine, manche unabhängig, manche in abhängig voneinander vor sich hin existierenden

Deutungsmöglichkeiten der menschlichen Wahrnehmung. Entweder er, Morlock, verzichtet also auf diesen Gedanken zugunsten dieses Gepredigtes. – Oder er schwört von jetzt und bis in alle Zeit, den Kampf gegen die unlogische, fast schon schwachsinnige Deutung einer offensichtlich fehlgeleiteten Weltanschauung fortzuführen.

»Nein, der ernstere Zweifel, der tiefere Kummer kommt nicht zur Ruhe, wenn die Weisheit dieser Welt ihn trösten will: ›Man tut, was man kann.« Hat der Mensch zuweilen recht, zuweilen unrecht, in gewissem Grade recht, in gewissem Grade unrecht, wer kann's entscheiden, als der Mensch selber, aber kann er nicht auch wieder gerade in seiner Entscheidung in gewissem Grade recht und in gewissem Grade unrecht haben? Oder ist er ein anderer Mensch, wenn er seine Handlung beurteilt, als wenn er handelt? So muss der Zweifel denn ewig herrschen und immer neue Schwierigkeiten entdecken? Oder wollen wir lieber immer recht haben wie die unvernünftigen Tiere? So haben wir die Wahl, entweder nichts vor Gott zu sein oder in ewiger Qual jeden Augenblick von vorn anfangen zu müssen, ohne doch anfangen zu können; denn sollen wir ganz bestimmt entscheiden können, ob wir im gegenwärtigen Augenblick recht haben, so muss die Frage wegen des vergangenen Augenblicks ebenfalls ganz bestimmt entschieden sein und so immer weiter und weiter zurück. Wieder ist der Zweifel in Bewegung gesetzt, der Kummer von neuem erwägt. Lasst uns denn einander zu beruhigen versuchen, indem wir erwägen: Das Erbauliche des Gedankens, dass wir vor Gott immer unrecht haben.«

NEIN! Morlock hat nicht unrecht. Und Morlock liebt den Zweifel. Verehrt ihn sogar. Und kein Gott kann ihm die Entscheidung abnehmen, ob er im Recht oder im Unrecht ist. Und jetzt ist es endgültig genug. Entweder Maler Morlock erwacht aus diesem Zwiespalt, diesem aufreibenden Hin und Her zwischen Gott und Zweifel – oder ... Ja, oder was? Morlock springt auf. Der Prediger verstummt. Die beiden Dänen aus der ersten Reihe drehen sich zu ihm um. Keiner sagt ein Wort. Sie scheinen auf etwas zu warten. Vielleicht auf einen Einspruch seitens Morlock. Entweder er sagt jetzt etwas. Oder er verlässt die Kirche. Verlässt den Parkplatz. Sucht woanders nach Ruhe für sein Gewissen.

Morlock beschließt zu sprechen: »Mut habe ich zum Zweifeln, wie ich glaube, an allem; ich habe Mut, zu kämpfen, wie ich glaube, gegen alles und jedes;

aber ich habe nicht den Mut, etwas zu erkennen, nicht den Mut, es zu besitzen, als mein eigen. Die meisten Menschen klagen darüber, dass die Welt so prosaisch sei, dass es im Leben nicht so zugehe, wie im Roman, wo die Gelegenheit immer so günstig sei. Ich klage darüber, dass es im Leben nicht ist, wie im Roman, wo man hartherzige Väter, Kobolde und Zauberer zu bekämpfen, verzauberte Prinzessinnen zu befreien hat. Was sind doch alle diese Feinde zusammengenommen gegen die bleichen, blutlosen, lebenszähnen, nächtlichen Schatten, mit denen ich kämpfe, und die ich selbst ins Leben rufe!«

Nein. Das hat er nicht gesagt. Einer der Dänen war es. Offenbar kämpft dieser arme kleine Lastwagenfahrer mit denselben Problemen. Ist genau wie Morlock auf der Suche nach Linderung, nach kleinen Antworten auf große Fragen.

»Ein Zweifler ist ein Memastigômenos, ein Gepeitschter. Wie ein Kreisel hält er sich kürzere oder längere Zeit unter den Peitschenschlägen auf der Spitze. Stehen kann er nicht, so wenig wie der Kreisel.«

Das war der zweite Däne. Er hat beruhigend seine Hand auf die Schulter des ersten gelegt und spricht, als ob er ihm helfen wolle. Doch klingt das mehr nach einer Erklärung, als nach Hilfe. Zweifler stracheln. Soviel ist klar. Morlock weiß das. Hat er nicht selbst erst gestern eine Leiche begraben? Hat er nicht hin und her überlegt, was er tun sollte? Und ist er nicht immer noch schwer getroffen von der Entscheidung mit der Säure? Alles ist Notlösung. Von Morlock kann hier keine überzeugende Antwort auf irgendetwas erwartet werden. Er ist fertig mit den Nerven.

»Verlache die Torheiten der Welt, du wirst es bereuen; beweine sie, beides wirst du bereuen.«

Morlock hat genug. Was für ein Zirkus. Die Dänen sehen ihn ganz erwartungsvoll an. Auch der Prediger hat das Podest verlassen und steht nun neben ihnen. Doch eine weitere sinnlose Aussage der drei kann er nicht mehr ertragen. Muss er auch nicht. Sie wenden sich ab. Nicht ohne mit den Köpfen auf eine Tafel zu weisen. Morlock tritt einen Schritt heran. Die Tafel beschreibt drei Möglichkeiten zu existieren. Drei aufeinander folgende Stadien. Im ersten, dem ästhetischen Stadium, würde Morlock untätig sein. Er genießt, verfällt einer Leere und erlebt glücklich seine Auffassung von Dasein. In Morlocks Fall: die

ständige Verleugnung eines Daseins im klassischen Sinne. Im zweiten Stadium verwirft er alles Ästhetische und schreitet zur Tat. Morlock würde sich dazu entscheiden zu sein. Würde – vielleicht beeinflusst von außen – einer Definition unterworfen, würde die Freiheit haben, eine Tat zu vollbringen. Um damit zur Wirklichkeit zu gelangen. Das Verleugnen hätte ein Ende. Im dritten, dem religiösen Stadium, würde Morlock jedoch erkennen, dass keine Entscheidung, keine Tat seine Endlichkeit, seine Nichtigkeit aufhebt. Er, Morlock, ist nichts. Im Gegensatz zu der Welt. Die definitiv etwas ist, nämlich die Summe aller Menschen vor Gott. Falls Morlock angesichts dieser »Tatsache« verzweifeln sollte, hätte er immer noch die Möglichkeit, über diese Angst, diese Verzweiflung seine Identität mit der Gottes gleichzusetzen. So würde er Trost und Lebensbestimmung verknüpfen. Am unteren Rand der Tafel ist noch eine Art Motivationspruch angehängt: Je weniger Geist, desto weniger Angst.

Als Morlock aufschaut, sind die drei verschwunden. Das soll es also gewesen sein? Eins ist klar: Hier wird er nicht den Beweis für die fehlerhafte Logik in Bernocks Weltanschauung finden. Im Gegenteil. Es klingt fast so, als wären die drei Dänen, von Bernock geschickt, die ersten Propheten dieser einen Welt. Dieser fundamentalistischen Herrschaft einer Welt, definiert über eine einzelne Macht. Doch warum muss es Gott sein? Davon hatte Bernock nicht konkret gesprochen. Und Morlock könnte schwören, dass es auch nicht in seinem Sinne gewesen wäre, wenn seine, Bernocks Herrschaft mit Hilfe eines christlichen Gottes zustande käme. Für Morlock klang es immer mehr nach »wie ein Gott« als »dieser Gott«. Das würde er den dreien gerne noch hinterwerfen. Doch sie sind verschwunden.

Morlock beschließt zu gehen. Irgendwo, nicht hier, aber irgendwo muss er die Antwort finden. An einem Ort ohne Ablenkung. Dieser Schuppen. Diese Kirche. Alles strotzt nur so vor angeblicher Erkenntnis. Allein wie die Dänen sich ehrfurchtsvoll verneigten, als der Prediger den Raum betrat. Vielleicht mangelt es Morlock an Respekt, aber er konnte noch nie bedingungslos jemandem folgen. Und dass er sich diese Predigt anhört und fast schon empfänglich wird für ihre Ideen, ihre Denkansätze, ist doch schon verwunderlich. Nie hatte Morlock etwas aufgenommen, das nicht aus ihm selbst heraus gekommen war. Und vielleicht sollte er deshalb genau wieder dorthin zurück. In sich selbst hinein. War es nicht immer so, dass er die Welt nur aufgrund der einzelnen Wahrnehmungen überhaupt als Welt anerkannte? Muss der Beweis für den Fehler in Bernocks Argumentation nicht auch unbedingt in ihm, Maler Morlock, zu finden sein? Ja. Denn an einem mangelt es der Welt doch entschieden: An eigentlicher Individualität, entschiedenem Subjektivitäten,

künstlerisch durchreflektierten, selbstdenkenden, im Unterschied zu schreienden und dozierenden.

Draußen ist es tiefe Nacht. Morlock hat jegliches Zeitgefühl verloren. Er weiß nicht, wie lange er auf dieser Bank gesessen, dem Prediger zugehört hat. Aber es müssen erstaunlicherweise ein paar Stunden gewesen sein. Vielleicht ist Morlock die Sätze auch nur immer wieder durchgegangen. Wie altmodisch, wie geistlich, wie umständlich dieser Mann doch gesprochen hat. Morlock ist eigentlich ein Mensch der klaren Worte. Auch wenn ihm klar ist, dass seine Theorien schwierig auf einen Punkt zu bringen sind. Doch hofft er jedes Mal, immer wenn er neu ansetzt, wenn er frisch und unberührt einen Denkfaden aufnimmt, den einfachsten, den logischsten Weg zu gehen. Etwas Ähnliches scheint sich der Prediger nicht vorgenommen zu haben. Verworrener Mist. Morlock hasst es, wenn er etwas nicht auf Anhieb versteht. Heute Abend scheint der Prediger seine Inhalte nicht einer systemhaften Struktur unterworfen zu haben. Als ob es ihm nicht um eine feststehende Wahrheit, sondern bloß um die Aufforderung der Selbstaneignung seiner Gedanken geht. Schön und gut. Aber ist das nicht ein bisschen zu willkürlich? Davon abgesehen, dass Morlock sich diese Gedanken gar nicht aneignen kann, weil sie einfach viel zu fremd, viel zu abwegig sind. Es wird Zeit, sich wieder den richtigen Dingen zu widmen. Hier kann er keine Lösung finden. Er muss zurück. Muss wieder zu sich finden. Der Abstand von der Tat, von der Baustelle, ist groß genug. Morlock kann ruhig überprüfen, ob alles so läuft, wie er es geplant hat. Denn es gibt immer den großen Unterschied zwischen Glauben und Wissen. Morlock glaubt, dass alles gut laufen wird. Weiß es nicht. Kann es nicht wissen. Was ihn nicht weiter stört. Denn die Suche nach dem Wissen, ist oftmals befriedigender als das Wissen selbst. Das ist meist Belastung. Selig sind die Nichtwissenden, denkt Morlock, startet seinen Wagen und fährt zurück auf die Baustelle.

»Hänge dich/du wirst es bereuen; hänge dich nicht/du wirst es auch bereuen; häng' dich oder häng' dich nicht/du wirst beides bereuen; entweder du hängst dich oder du hängst dich nicht/bereuen wirst du beides. Dies, meine Herren, ist der Inbegriff der Lebensweisheit.« (Kierkegaard)

KAPITEL 4

Als Maler Morlock vor der Baustelle hält, den unfertigen Parkplatz sieht, die noch etwas dunkel gefärbte Erde dahinter, dort wo die Säure versickert ist, beginnt er sich zu wundern. Er wundert sich über sich selbst. Was für sich schon verwunderlich ist, weil er sehr sicher ist, sich früher weitaus weniger über sich gewundert zu haben, als er sich heute wundert – über sich. Also wundert er sich über sich, weil er sich überhaupt wundert, oder gibt es sogar einen wunderlichen Grund? – Es gibt einen. Seine Tat. Denn durch die Erfahrung mit dem dänischen Prediger hat ihn fast die Zuversicht verlassen, bald den Beweis für den Fehler in Bernocks Argumentation zu finden. Geht es wirklich nur um die Suche? Den Zweifel? Was bleibt dann noch? – Die Tat. Der Akt des Tötens, die Vernichtung der Leiche mit einer Säure. Die Entsorgung der Reste in einer Baugrube. Doch Morlock besinnt sich. Findet die Metaebene. Die Prokrastinationsebene der Verdrängung. Es hat sich bisher immer gelohnt, inne zu halten. Sich in sich selbst zurückzuziehen. So kommt er zu dem Schluss, dass es früher wohl nicht so viele Gründe gab, warum er sich hätte wundern müssen, einfach weil er sich fast nie gewundert habe. – Gut, ab und zu wundert Morlock sich schon einmal. Wenn zum Beispiel ein gerade neu eingefädelter Schnürsenkel beim ersten Schleifemachen-Härtetest den Geist aufgibt. Doch wundert er sich da ja eigentlich nicht über sich selbst, sondern über diesen seelenlosen Gebrauchsgegenstand. Wobei seelenlose Gebrauchsgegenstände ja ständig Grund zum Wundern geben. Nicht unbedingt Schnürsenkel, aber eigentlich praktisch alles, was elektronisch betrieben wird. – Er, Maler Morlock, glaubt, der Mensch hat die Elektrizität immer noch nicht so richtig verstanden. Er glaubt, der Mensch hält Elektrizität für etwas Lebendiges. Etwas Lebendiges und auch sehr Feindliches. Etwas, an das man glauben, dessen Richtigkeit man fühlen muss, auf das man einschlagen kann, wenn es nicht funktioniert. Siehe der flimmernde Fernseher. Und siehe: Elektro-Bernock.

Wenn Maler Morlock sich also früher fast nie über sich gewundert hat, liegt es vielleicht auch daran, dass er alle seine Handlungen immer total und absolut logisch nachvollziehen konnte. Vielleicht weil er überhaupt nicht über seine Handlungen nachgedacht hat – an sich. Was sehr gut möglich ist, weil er jetzt, wenn auch in zeitlich kaum nennenswertem Abstand, seine Handlung, den Mord, eigentlich doch hauptsächlich als sehr »wundernswert« einstufen würde. Damit wundert er sich natürlich auch über sich selbst. – Was ihn allgemein verwundert, weil er sich, wie gesagt, selten überhaupt einmal wundert.

Vermutlich liegt es aber gar nicht daran, dass seine Tat logisch, sondern dass ihm die Konsequenzen einfach nicht klar waren. Konsequenzen, die bisher nicht sonderlich schwerwiegend sind. Obwohl seine Tat ohne Zweifel als unmoralisch im Sinne der gesellschaftlichen Definition von »unmoralisch« eingestuft werden kann. Dass entsprechende Konsequenzen auf diese außerordentlich schwerwiegende und unmoralische Tat folgen müssen, gilt als unvermeidlich. Er kann nichts leugnen. Er würde sich noch mehr wundern, sollte der Staat ihn und seine Handlungen einfach ignorieren. Was müsste das für ein Staat sein? Und ist dies nicht eigentlich die Hauptfrage, die er, Maler Morlock, zuallererst beantworten müsste? Denn wenn er schon keinen Beweis finden kann, gegen Bernock, oder besser gesagt: NOCH keinen Beweis finden kann, so sollte er sich vielleicht nun, nachdem er in sich selbst diese Verwunderung festgestellt hat, mit den möglichen Konsequenzen auseinandersetzen. Was könnte passieren? Was müsste passieren, damit es nicht passiert? Und vor allem: Ist Maler Morlock überhaupt in der Lage, in der Verfassung, psychisch sowie physisch, etwas dagegen zu unternehmen?

Dabei ist er definitiv froh, wieder zurück auf der Baustelle zu sein. Ihm war die Redensart »Der Täter kehrt zurück zum Tatort« immer unlogisch vorgekommen. Warum sollt man das tun? Die Chance erwischt zu werden, würde sich doch sicherlich erhöhen. Jetzt, als Täter, weiß er um die beruhigende Wirkung, den Tatort immer im Blick zu haben. Er würde genau sehen, wann und ob die Polizei die Ermittlungen aufnimmt, würde vielleicht sogar intervenieren können. Hätte zumindest die Möglichkeit, eine eventuelle Flucht vorzubereiten. In jedem Fall würde er sehen, ob sein Plan aufgeht. Die Grube hinter dem entstehenden Parkplatz sieht noch etwas feucht aus. Die Säure ist zwar versickert, aber ein aufmerksamer Beobachter könnte bemerken, dass etwas nicht stimmt. Vermutlich nicht, was genau nicht stimmt. Aber vielleicht genug, um ein paar unangenehme Fragen zu stellen. Und Morlock ist der einzige, der auf der Baustelle war, seit die letzten Arbeiter an dem Parkplatz gewerkelt haben. Ihn werden sie fragen, sollte jemand mit dem Zustand der Baustelle nicht zufrieden sein. Er müsste es ja schließlich wissen. Und eigentlich sollte sich Morlock für genau diesen Fall schon mal die ein oder andere Ausrede einfallen lassen. Mittagspause. Auswärts. Klar. Das wäre die einfachste Lösung. Notfall in der Familie. Irgendetwas, das ihn für kurze Zeit von seiner Arbeitsstelle fern hielt. Ein Alibi eben. Klassisch. Darüber hinaus stellt sich die Frage, wann auffallen wird, dass Bernock fehlt. Gibt es vielleicht Angehörige, die ihn vermissen? Sein Chef? Kollegen? Alles

Dinge, die Morlock durchdacht hätte, wäre ihm der Mord als logische Notwendigkeit weit im Voraus klar gewesen. Jetzt, nach dieser emotionalen Affekttat, sieht alles anders aus. Nichts steht fest. Alles kann passieren. Morlock beschließt, seinen Angstpegel zu erhöhen. Schaden kann es nicht. Vielleicht fällt ihm dann sogar ein wasserdichtes Alibi ein.

Morlock wird unterbrochen. Er sei ja noch nicht besonders weit gekommen, ruft man ihm zu. Morlock steht in der Auffahrt. Eine Tür öffnet sich und der Assistent des Architekten tritt aus dem Gebäude. Morlock erschrickt. Sein Angstpegel macht einen unkontrollierten Satz nach oben. Er hatte nicht damit gerechnet, jemanden auf der Baustelle anzutreffen. Er hatte geglaubt, nur er und Bernock wären für die nächste Zeit hier. Erst wenn sie fertig, wenn der Parkplatz fertig wäre, kämen Bauherr und Architekten zur Abnahme und Besprechung der nächsten Schritte. – Wenn schon jetzt unvorhergesehene Dinge passieren, was soll dann noch kommen? Hat er vielleicht darüber hinaus etwas übersehen? Hat er alles weggeräumt? War er gründlich genug? Ist wirklich jeder Tropfen Blut aufgewischt, in Gips gegossen und in der Baugrube versenkt worden? Oder hat er den Engländer zu voreilig entsorgt? Vielleicht braucht er ihn noch einmal. Schließlich scheint seine Argumentationskraft geschwächt zu sein. Gegen Bernock kam er schon nicht an. Wie soll er sich dann gegenüber einem unmittelbaren Zeugen rechtfertigen? Morlock sollte immer einen Plan B in der Tasche haben. Selbst wenn er an alles gedacht hat. Der Assistent kommt auf ihn zu. Schüttelt ihm die Hand. Ist freundlich. Keine Spur von Verdächtigung. Wie war noch sein Name? Irgendwas mit H ... – Morlock kann sich nicht erinnern. Unwichtig. Nur ein Name.

Erwischt, sagt H. Morlock scheine zu trödeln. Dafür werde er nicht bezahlt. Scherze. Offensichtlich. H. ist der kumpelhafte Typ. Eine Menschenart, die Morlock, wäre er nicht sowieso schon komplett desozialisiert, endgültig aus der Mitte der Gesellschaft drängen würde. Einfach weil er diese Art nicht verstehen kann. Diese Oberflächlichkeit. Diesen Smalltalk. Eigentlich geht es bei diesen Menschen doch um nichts. Sie leben den Schein. Tun so, als würden sie an anderen interessiert sein, genießen aber eigentlich nur die unkomplizierte Gesellschaft. Ablenkung. Vermutlich von sich selbst. Also noch ein Emotionalist. Sie, die Emotionalisten, sind eindeutig in der Überzahl. Und das komplette Gegenteil von Morlock. Haben sich bewusst für ihre Instinkte, für ihre Triebe entschieden. Weil es bequemer ist. Weil sie weniger nachdenken müssen. Weil der Umgang mit anderen Menschen auf diese

Weise vermeintlich natürlicher ist. Morlock müsste sie verachten. Doch kann er eigentlich nur den Kopf schütteln über so ein unreflektiertes Leben. Gleichzeitig muss eines klar sein. Etwas, das ihn, wenn er ganz ehrlich ist, ein klein wenig neidisch macht: Glücklicher als Morlock sind Menschen wie H. allemal. Warum auch nicht? Es gibt ja praktisch nichts, was sie unglücklich machen könnte. Denn Unglück geht mit der Reflexion über sich und seine Taten einher. Einmal angefangen, darüber nachzudenken, ob es sinnvoll war, dieses oder jenes zu tun, beginnt sich die Spirale zu drehen. Immer tiefer wird jeder gesprochene Satz, jede Geste, jede mimische Reaktion auf den Prüfstand gestellt. Und immer rauscht der Selbstzweifel im Hintergrund. Immer steht die Frage im Raum, ob es nicht besser ginge. Ob es nicht empathischer, ethischer, ästhetischer, logischer, intelligenter ginge? Das Schlimmste dabei: Selbstverständlich geht es das immer. Das ist die Kontingenz der Handlung. Alles kann passieren, weil nichts passieren muss. Genau so ist das Bewusstsein, die Wahrnehmung, letztlich die »Welt« aufgebaut. Absolute Kontingenz. Zufall. Willkür. Die Kunst besteht darin, das Willkürliche zu akzeptieren. Es nur soweit zu hinterfragen, dass die Triebe im Zaum gehalten werden. – Das ist schwierig. Ein schweres Leben hat sich Morlock da ausgesucht. Einfacher wäre es natürlich mit einem Konstrukt, das erklärt, warum es so und so ist. Schicksal funktioniert gut. Karma. Oder eben Gott. Ganz egal, welches Ding, das grundlegende Dasein an sich begründet, einmal ein solches Ding akzeptiert, sind reflektierende Gedanken über das »Was-wäre-wenn« überflüssig geworden. Denn alles kann mit »weil es das Ding so will« beantwortet werden. Damit lebt es sich leichter. In den Tag hinein. Die Menschen lassen sich treiben. Vertrauen auf ein transzendentes Konstrukt oberhalb ihres Bewusstseins, reden über Nichtigkeiten. Sind kumpelhaft, oberflächlich. Sind wie der Assistent H. Hauen auf Schultern, zeigen Zähne – und Morlock, der weiß nicht, wie er damit umgehen soll. Denkt in Gegenwart dieser Menschen erst recht dreimal darüber nach, ob sie denn nicht eigentlich merken, dass er anders ist. Dass er eben nicht einfach locker und leicht das Dasein als von einem Ding gegeben akzeptieren und für sich stehen lassen kann. Morlock schweigt. Vor allem jetzt. In dieser Situation.

Und nickt. Etwas Besseres fällt ihm nicht ein. Reden geht eben aus genannten Gründen nicht. Seine von ihm aktivierte Angst hält ihn zurück, etwas Unüberlegtes, Verräterisches zu sagen. Ist bei einem Menschen wie H. aber auch nicht nötig. Der redet schon. Morlock kann sich wieder in sich selbst zurückziehen. Zuhören, das reicht.

Denn eigentlich ist er, H., gar nicht wegen Morlock gekommen. Er ist heute hier in inoffizieller Mission. Er wurde beauftragt, nach dem Parkplatz zu schauen. Denn der soll, sobald es geht, fertig werden. Allerdings haben der verantwortliche Bauherr und der Architekt bereits mit dem Aushub begonnen, bevor die endgültige Genehmigung da war. Jetzt klafft vor der Baustelle ein Loch. Einsturzgefahr. H. soll nun schauen, ob noch alles in Ordnung ist. Ob alles hält. Und ob der Rest der Maßnahme direkt in Angriff genommen werden kann, sobald die Genehmigung da ist. Die Behörden lassen sich jedoch mit der Bearbeitung der Bauunterlagen ziemlich viel Zeit. Es seien bereits sechs Monate vergangen. Sechs Monate, in denen der Erdbauer, die Maurer kurz: alle Gewerke schon längst hätten fertig sein können und Menschen wie er, Morlock, könnten bequem den Parkplatz direkt vor dem Haus nutzen, wenn sie kommen, um ihre Arbeit zu verrichten. H. ist aufgebracht. Denn das sei doch immer schon das Problem gewesen. Die kleinbürgerliche Paragrafenreiterei dieser polohemdtragenden Amtsnieten. H. genießt diese Tirade augenscheinlich. Für seine Jugend hat er bereits tiefe Falten zwischen den Augen, die bei seinen Ausführungen immer zahlreicher werden. Dazu lange, bereits ergraute Haare und dicke schwarze Augenbrauen. Den Mund presst er zusammen, wenn er nicht gerade spricht. Das heißt, wenn er nicht gerade etwas auszusetzen hat. Vor allem an den ihn offenbar täglich in die Quere kommenden Behörden. Er weiß nicht woran es liegt, fährt er fort, doch offenbar haben sie ihn und seine Pläne auf dem Kieker. Seinem Chef ist das natürlich egal. Schließlich muss der sich nicht mit den Korinthenkackern herumschlagen. Doch ihn, H., nerven diese von Furcht, Ruhmsucht und Unsicherheit geprägten kleinen Nörgler unheimlich. Sie sollten ihre Macht aufgeben, abgeben, an jemanden Kompetenteren. Jemanden, der sie anleitet, ihnen sagt, was sie zu tun haben. Dann ginge es mit Sicherheit viel schneller. Dann wäre der Parkplatz schon längst fertig.

Morlock hört nur mit einem Ohr zu. Viel zu oft hat ihn H. bereits mit seiner Idee eines neuen Staates belästigt. Darin sollte jeder seine Freiheit auf einen unabhängigen Staatenlenker übertragen unter vertraglichen Bedingungen. So könnten alle Menschen voreinander geschützt und letztlich viel effizienter miteinander leben. Denn wenn wir ehrlich sind, sagt H. jetzt, befinden wir uns doch vor dem Aufbau eines viel größeren Gemeinwesens. Unsere Probleme seien doch vor allem deswegen besonders gravierend, weil wir ganz offensichtlich von Natur aus nicht für das Leben geschaffen seien. Jeder trete in irgendeiner Weise als sein eigener Richter auf. Ohne Rücksichtnahme auf das Lebensrecht unserer Mitmenschen.

Morlock muss nun doch kurz aufhorchen. Spricht H. doch über ihn, Morlock? Hat er etwas gesehen. Blut, Leichenreste? Verdächtigt er Morlock des Mordes und will es ihm auf diese subtile Weise verdeutlichen? Vielleicht hat er längst die Polizei verständigt, will nur Zeit schinden, damit Morlock nicht fliehen kann. Dafür klingt es allerdings zu sehr nach der recht kruden Stammtischparole von einst. Es scheint, als ob H. einfach nur wieder seine pseudo-politischen Weisheiten loswerden. Will nichts Existentielles. Zumindest nichts, was Morlock beeinflussen würde.

H. lässt sich indes nicht aufhalten. Die menschliche Wahrnehmung sei einfach nicht dazu geschaffen, eigenständig zu entscheiden, was gut oder schlecht sei. Beispielsweise wäre es doch gut, das Verfahren um den Bau des Parkplatzes zu beschleunigen. Viele Menschen würden Zeit, Geld und Nerven sparen. Das sehen diese Beamten einfach nicht. Folglich seien sie nicht in der Lage mittels ihrer Wahrnehmung eine gesicherte Erkenntnis über die Welt zu finden. Nur das, was ihnen gefällt, bezeichnen sie als gut, alles andere sei schlecht. Es drehe sich dann alles nur noch darum, ihnen so lange den Arsch zu pudern, bis sie sich breitschlagen lassen, das gut zu finden, was man selber, in diesem Falle eben der Parkplatz, gut fände. So etwas kann doch nicht wirklich als »Welt« bezeichnet werden. Wenn alles nur aus einer Masse aus Minimalkonsensen bestehe, muss doch letztlich einfach festgestellt werden, dass die »Welt« in ihrer klassischen Definition überhaupt nicht existiere.

Morlock stockt der Atem. Natürlich. Warum ist ihm das nicht selbst eingefallen. Von wegen alles vernichtende, verwaltete Welt. Durch ihre Verwaltung, ihre ständigen bürokratischen Hindernisse, hat sich der Mensch erst Recht seinen Anteil an individueller Freiheit erhalten. Er verweigert dem System seinen reibungslosen Ablauf und bildet ein Schutzschild aus Egoismus und Feindseligkeit. Der Grund ist ganz einfach: Niemand hat Lust mehr zu tun, als er für richtig hält. Kann das der Beweis sein, nachdem er gesucht hat? Es klingt ein bisschen zu einfach. Steht nicht über jeder Behörde eine Instanz, die das letzte Wort hat? Gibt es sie wirklich, diese Minimalkonsense? H. beschwert sich gern. Morlock glaubt nicht, dass H.s Nörgeleien so unbedingt der Wahrheit entsprechen. Und ja, hier knickt H. auch schon ein. Denn zugegeben, ganz so individuell ist es dann doch nicht. Denn auch wenn er, H., versucht, sich bei dem zuständigen Beamten einzuschleimen, wirklich erfolgreich ist er damit nicht. Schließlich gibt es Gesetze. Und die werden gemacht. Nicht von einem einzelnen Souverän. Aber doch von einer, zwar gewählten, aber eben judikativen Macht. Diese gewählte Macht sei nicht unbedingt so

vorteilhaft wie ein allwissender und weiser absolutistischer Alleinherrscher, meint H., doch böte sie immerhin die Möglichkeit, als Mensch innerhalb dieser Gesellschaft ein wenig Einfluss zu nehmen. Was doch schon irgendwie ganz okay sei. Auch wenn der Mensch, und davon sei H. absolut überzeugt, als Egoist stets nur nach dem eigenen Vorteil strebt. Nach Erhaltung seiner Existenz, nach dem Besitz möglichst vieler Güter, nach moralischer und intellektueller Überlegenheit. Und der Mensch zögere nicht, diese auch mit Gewalt einzufordern.

Ja, denkt Morlock, H. hat absolut recht. Auch wenn es ihn schmerzt, das zugeben zu müssen. Wie gerne hätte er ihm widersprochen. Schließlich kann er ihn eigentlich überhaupt nicht ausstehen. Und noch vor kurzem, bevor er den Elektriker Bernock und seine Ansichten kennenlernte, hätte er gesagt, dass der Mensch niemals so egoistisch, sondern in seiner Wahrnehmung zu jeder Zeit reflektiert und daher von Natur aus sozial eingestellt sei. Doch ist der Mensch wirklich so sozial, wie Morlock es gerne hätte? Schließlich ist es ganz offensichtlich unmöglich, komplett auf seine Emotionen zu verzichten. Auf seine triebgesteuerten Bedürfnisse. Denn wenn er, Morlock, als Logiker und Vernunftmensch schon Schwierigkeiten hat, seine Emotionen zu kontrollieren. Beziehungsweise sogar in manchen Fällen auf sie angewiesen ist. Wie etwa auf seine Angst in genau diesem Augenblick. Wie soll da der »Normalmensch«, derjenige, der sich nie Gedanken um seine Vernunft, seine Triebe, seine Welt macht und einfach so drauflos lebt, wie soll er da nicht genau nach seinem Trieb, nach seinem Willen, nach seinem Ego handeln? Das liegt doch automatisch in seiner Natur. Und selbstständig kann er dagegen wohl kaum etwas machen. H. hat recht. Vielleicht braucht es ein absolutistisches Monster, das ihn und all die anderen Gewaltmenschen, die anderen Emotionalisten da draußen, aufhält. Der momentane Verwaltungsapparat, der diese Rolle übernehmen sollte, ist ja ganz offensichtlich nicht in der Lage, solche Taten gänzlich zu verhindern. Es braucht also mehr. Ein Monster aus der Tiefsee. Halb Krokodil, halb Drache – halb Schlange, halb Wal. Vielleicht doch so etwas wie eine biblische Kraft, ein Gott, der die Welt zusammenhält. Ein Leviathan. Eine einzige, wirklich existierende Welt, außerhalb der individuellen Wahrnehmung eines jeden einzelnen. Doch nur, weil es vielleicht sinnig wäre und es vielleicht sogar viele Menschen gibt, die sich die Existenz einer solchen Welt, eines solchen Leviathans, eines solchen Ding wünschen, ist das noch lange keine Beweis für seine Existenz. – Aber leider auch kein Beweis dagegen. Ja, Morlock hat getötet. Ja, niemand hat ihn aufgehalten.

Aber diese Prämissen müssen nicht bedeuten, dass deshalb die Welt nicht existiert. Vielleicht gibt es diesen Souverän und vielleicht braucht er einfach noch ein bisschen Zeit, um die richtigen Konsequenzen für ihn, Morlock, zusammenzustellen. Vielleicht arbeiten die Mühlen des Leviathan so langsam, dass Morlock noch nicht einmal in diesem Leben zur Rechenschaft gezogen werden kann. Solche Theorien existieren schließlich auch. Vielleicht kommt Morlock davon. Vielleicht bemerkt niemand den Mord, die Leiche. Vielleicht geht alles seinen gewohnten Gang und Morlock lebt von Auftrag zu Auftrag, emotionslos und darum zufrieden bis an sein Lebensende. – Und dann, wenn Bilanz gezogen wird, unter dem endgültigen Strich, wird sich zeigen, ob Morlock genug Punkte oder was auch immer in diesem Szenarium an positiven Elementen zusammen gezählt wird, ob Morlock davon eben genug hat. Und Leviathan entscheidet, ob er beim nächsten Versuch wieder Mensch, vielleicht sogar entsprechend attraktiver gestaltet, sein darf. Oder ob er in irgendeiner Höhle das Dasein eines kurzlebigen Einzellers fristen muss. – Ob H. an Reinkarnation glaubt oder nicht, kann Morlock zu diesem Zeitpunkt nicht ausmachen. Fest steht: H. wünscht sich einen Herrscher, einen Leviathan, eine Welt, ein Ding an sich, auch wenn er ihn oder es bisher nicht als Gott, sondern vielmehr als reale Person beschrieben hat. Und das Kuriose daran: Morlock wünscht ihn sich insgeheim auch. Zumindest seitdem er zum Mörder geworden ist. Schließlich gäbe es dann jemanden, der hart durchgreift bei diesen Emotionalisten, die Morlock so verachtet. Auch wenn das vielleicht bedeutet, dazu gezählt zu werden und für immer hinter Gittern zu verschwinden. Oder vielleicht sogar Schlimmeres.

Die Frage ist, ob er sich selbst vor alledem bewahren kann, wenn er sich hier und jetzt H. offenbart. Denn auch wenn H. vielleicht nicht direkt mit Morlock befreundet ist. Ihn vielleicht nicht einmal besonders mag. So genau kann Morlock das bei all der Oberflächlichkeit gar nicht sagen. So könnte H. vielleicht trotzdem ein offenes Ohr haben. Könnte sich vielleicht in die Situation hinein versetzen und es als das betrachten, was es letztendlich ist: eine komplizierte, aber durchaus lösbare Situation jenseits des moralischen sowie gesellschaftlichen Gesetzes. Dazu müsste Morlock aber natürlich zu allererst den Mund aufmachen. Reden. Irgendetwas sagen. Und wenn es ein Kompliment ist. Etwas zu seiner Kleidung oder ähnliches. Vielleicht stimmt er einfach in die Schimpftiraden über die Inkompetenz der Behörden mit ein. Das wäre zumindest ansatzweise ein Anknüpfungspunkt. Mit Behörden an sich kann Morlock momentan ja auch nicht so. Auch wenn es bei ihm

eher die panische Angst ist, von ihnen entdeckt und begutachtet zu werden. H. scheint im Gegensatz dazu fast schon ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Doch kennt er sich aus. Weiß um jedes Schlupfloch. Kennt nun mal Gott und die Welt der örtlichen Beamtschaft und zu wem es sich lohnt, nett zu sein. Ein gutes Wort für Morlock bei der richtigen Stelle könnte daher helfen. H. wäre dazu sicherlich in der Lage. – Allerdings könnte das alles auch genau ins Gegenteil laufen. H.s Vortrag über den Alleinherrscher und seine Macht ist zutiefst beunruhigend. Nicht nur für Gewalttäter wie Morlock es seit kurzem ist. Nein. Eigentlich für jedermann. Es müsste schon eine moralische, ethische und gerechte Instanz sein, jemand, der sich selbst und seine Bedürfnisse auf ein Minimum reduzieren kann. Nur so wäre es dieser Person, sollte es denn eine Person sein, H. ist da nicht ganz klar, nur so jedenfalls wäre es überhaupt möglich, nützliche Urteile für die Gesellschaft zu fällen. Spielt da nur der kleinste subjektive Bezug, die kleinste Emotion mit rein, wäre alles korrumpiert. Die Neutralität wäre nicht mehr gegeben. Das Urteil wäre anfechtbar. Und würde angefochten werden. Von jedem, der sich ungerecht behandelt fühlte.

Allein aus diesem Grund ist H.s Ansatz einer einzigen, moralisch überlegenen Instanz nicht allein unrealistisch, sondern schlichtweg gefährlich. Denn wie sollte darüber hinaus diese Instanz überhaupt gefunden werden? Doch wohl nicht durch Direktwahl? Das würde nur radikal populistische Kräfte auf den Plan rufen. Überhaupt würde jeder versuchen, seine Interessen durchzusetzen, in der Hoffnung, später Einfluss zu üben. Denn so tickt der Mensch, meint Morlock. Niemals würde er es zulassen, dass da oben jemand über ihn richtet. Einfach so. Nicht wenn dieser jemand real sein sollte. Klar. Eine transzendente Gottheit zu akzeptieren, fällt den meisten leicht. Doch schon die Vielzahl an Religionen und Gottheiten, die heute noch angebetet und denen gefolgt wird, ist doch der Beweis dafür, dass sich die Menschheit noch nicht einmal auf einen fiktionalen Alleinherrscher und damit wohl kaum auf eine reale übergeordnete Instanz einigen kann. Wie dem auch sei, kann Morlock eigentlich überhaupt nicht nachvollziehen, was H. sich denkt. Und ihm davon zu berichten, was er, Morlock, hier auf dieser Baustelle getan hat, mit Bernock, der in abgewandelter Form einen ähnlichen Gedanken wie H. propagierte, würde Morlock wohl kaum seines, H.s, Mitgefühl auf den Plan rufen. Viel eher würde H. die von ihm so bekannten, wenn auch verhassten Behörden her beordern, um ein Exempel zu statuieren. Vermutlich würde H. im selben Atemzug seine Wut auf dieselben Beamten verlieren und sie loben, wie klar, wie deutlich, wie schnell sie im Fall Morlock eingegriffen haben. Nur

unbewusst, vielleicht, würde er sich fragen, ob seine Idee eines Alleinherrschers wirklich so gut sei. Dann, wenn ein einzelner Mensch, aus einer Laune heraus, aufgrund einer kurzzeitig aufflackernden Emotion einen anderen Menschen tötete. Und das nicht irgendwie. Sondern danach, grausam, das schrecklich viele Blut mit viel Säure zu einem ekelerregenden zerklümpften Rest zusammenschmilzt und in die Baugrube des Parkplatzes fließen lässt. Wie würde H. reagieren, wenn er es wüsste? Wenn er wüsste, welches ein Monster hier vor ihm steht. Vielleicht würde er seine Theorie überdenken. Was wiederum gut wäre. Es ist eine bescheuerte Theorie.

Aber sich dafür zu opfern ... dazu ist Morlock nicht bereit. Nein. H. ist ein einzelner Spinner und seine Theorie hat keine Zukunft. Nicht wie Bernock, der den schon bestehenden Verwaltungsapparat genutzt hätte. Vermutlich. Morlock ist sich auch da nicht mehr ganz so sicher. Aber getan ist getan. Jetzt sollte Morlock Ruhe bewahren. Weiter denken, weiter suchen. Ruhig auch nach jemandem, der auf seiner Seite sein könnte. Jemandem, dem die Existenz einer »Welt«, eines Ding an sich genauso unwahrscheinlich erscheint und der vielleicht aus diesem Grund über Morlocks Tat hinwegsehen und ihm dann sogar helfen kann oder möchte. Einem weiteren Kognitivisten sozusagen. Und eines ist sicher: H. ist es nicht. Ja, auch Morlock ärgert sich über die kleinkarierten Beamten. Meint, ihre Existenz passt eigentlich nicht zu einer »Welt«, wie sie von der Allgemeinheit wahrgenommen wird. Dass es letztlich mit diesem und vielen anderen Parkplätzen allerdings funktioniert, sogar zu der Zufriedenheit des Architekten und des Bauherrn, scheint jedoch ein Indiz dafür zu sein, dass die »Welt« erstens existiert, und zweitens zwar langsam, aber funktionsfähig ist. Ein Indiz, wiederholt Morlock noch einmal im Geiste, kein Beweis. Der Unterschied ist wichtig.

Während Morlock sich dazu entschließt, weiter zu schweigen, ist H. dazu übergegangen, die Pläne des kompletten Hauses noch einmal genau zu studieren. Er kennt die Pläne eigentlich in- und auswendig, ist schließlich der Assistent des zuständigen Architekten. Und das Architekturbüro, für das er arbeitet, ist nicht allein für den Parkplatz sondern auch für den Rest des Hauses verantwortlich. Doch H. scheint nicht zufrieden. Er grunzt. Hässlich, sagt er. Alles sei hässlich. Die gesamte Komposition des Hauses rufe den größtmöglichen Widerstand in ihm hervor. Es sei ihm unverständlich, wie die Auftraggeber und im Endeffekt sein Chef auf diese Pläne kommen konnten. Sie müssen unheimlich schief und krumm darüber gesessen haben, anders kann diese zur Zeichnung gewordene Monstrosität nicht erschaffen worden

sein. Er sieht Morlock an. Der Maler scheint auch etwas krummbeinig vor ihm zu stehen. Das wirke sich unmittelbar auf den menschlichen Erkenntnisapparat aus. Ob Morlock das nicht bewusst sei. Offenbar nicht. Doch, meint H., alle Vorgänge des Bewusstseins sind die Folge der Bewegung unseres Körpers. Durch Druck auf die jeweiligen Sinnesorgane lösen sie Wahrnehmungen aus, die wiederum zu »Einbildungen« führen. Das ruft schließlich die verschiedenen psychischen Prozesse hervor. Denken, Verstehen, Erinnern und so weiter. – Jetzt scheint H. den Verstand verloren zu haben. Doch offenbar ist es ihm völlig ernst. Denn, so erklärt er, neben den geordneten, auf das Auffinden von Kausalbeziehungen gerichteten Gedankengängen, soll es auch ungeordnete, chaotische Prozesse geben. Menschen, die dem Wahnsinn verfallen, so seine Worte, gehen grundsätzlich auf eine besonders unnatürliche Art und Weise. Morlock solle sich einfach mal die Bilder von Gerichtsverhandlungen ansehen: Verbrecher gehen grundsätzlich gebückt. Die Köpfe eingezogen. Wie ein Tier. Sie verlieren allesamt ihre menschliche Form. Das kann nicht allein auf Scham zurückzuführen sein. Die meisten Verbrecher, so H., schämen sich nämlich nicht für ihre Tat. Siehe den Mörder aus Überzeugung im Gegensatz zum Mörder im Affekt. Der Mörder aus Überzeugung handle, weil er die Tat für rechtens hält. Er glaubt, der Mord sei dann gerechtfertigt, wenn sein Opfer es nicht anders verdiene. Oder schlichtweg, weil ihm keine andere Lösung einfällt, sein Opfer von dem abzuhalten, was von ihm, dem Mörder, als ein in seinem Dasein störender Prozess wahrgenommen wird.

Morlock stutzt für einen Moment. Ja, sagt H., da weiß man nicht, was man sagen soll. Er halte sich aus diesem Grund immer aufrecht. Treibe viel Sport und mache gymnastische Übungen. Ohne weiteres könne er Morlock hier und jetzt einen Spagat vorführen. Wenn es nicht so dreckig wäre. Er habe gleich noch ein Meeting im Büro. Psychisch und physisch sei H. also vollkommen auf der Höhe. Da könne ihm keiner etwas vormachen. Doch diese Pläne muss jemand mit einem schweren Hexenschuss gezeichnet haben. Schlimmer noch, der Mensch, der darauf Anspruch auf geistiges Eigentum erhebt, muss von Geburt an einen schweren Haltungsfehler haben. Vielleicht aufgrund einer Krankheit. Polio käme in Frage. – H. hält inne. Was denn los sei. Morlock sei auf einmal so blass. Das war doch nicht so gemeint. So krummbeinig sei er ja gar nicht. Zumindest nicht so wie einer, der solche Pläne zeichnen würde. H. lacht. Einen Mord würde er ihm aber schon zugestehen. Kleiner Scherz. Das müssen die roten Flecken auf seiner, Morlocks,

Kleidung sein. Rote Farbe, sicherlich. Kein Blut. Nein. Ein Mörder hat ja eigentlich auch keine krummen Beine. Der hat's im Rücken. Wie gesagt: Gebückt gehen sie. Fast schon zu neunzig Grad gebeugt. Da drückt es dann auf den Ischias, die direkte Verbindung zum Gehirn. Und das kennt nur einen Befehl: töten! Am liebsten mit einem stumpfen Gegenstand. Haha. Wieder ein Scherz. Natürlich benutzen Mörder mit Ischiasproblemen Stichwaffen. Der verrenkte Halswirbel ist eine großkalibrige Handfeuerwaffe. Und die verdrehte Schulter die Erdrosselung mit bloßen Händen. – Jetzt sei es aber genug. Wie gesagt, H. habe noch einen Termin im Büro. Es war wie immer nett, mit ihm zu plaudern. Wie schön, dass sie sich getroffen hätten. Gerne wieder. Gerne wieder. Vielleicht schon morgen. Morlock sei morgen doch auch wieder auf der Baustelle? Dann wollen sein Chef und der Bauherr auch mitkommen. Es muss schließlich weitergehen. Also dann. Tschüss und so weiter.

H. steigt in seinen Wagen und fährt davon. Morlock bleibt wie angewurzelt stehen. Vergessen, ob die Welt nun existiert oder nicht. Morgen kommen Bauherr und Architekt. Sein Hemd ist blutüberströmt und er steht da wie ein Mörder. Er muss seine Kleidung waschen. Er muss den Mordgestank loswerden. Alle weiteren Fragen, alle anderen Probleme müssen jetzt erst mal warten. Sollte er schon jetzt überführt werden, wird er vermutlich niemals die Zeit haben, den Gegenbeweis zu finden. Dann wird er sich für immer die Frage stellen, warum er denn verdammt nochmal ausgerechnet dieselbe Körperhaltung wie ein Mörder haben muss.

*»Es ist offensichtlich, dass die Handlungen der Menschen vom Willen und der Wille von der Hoffnung oder Furcht ausgehen.«
(Hobbes)*

KAPITEL 5

Zum Glück kennt Maler Morlock einen Ort, an dem beides geht: Gedanken und Kleidung reinigen. Kein Autobahnparkplatz, nein: sein Waschsalon. Seit Jahren ist dies einer seiner Zufluchtsorte. Erfüllt seinen Zweck, trotz störender Mitwaschender. Meist Studenten, die sich mit sinnlosen Büchern über Existentialismus den Verstand ruinieren. Junge Burschen mit großen eckigen Brillen, die ihre karierte Bettwäsche waschen und ihre gesamte Bildung aus kleinen gelben Heftchen beziehen. Früher hat er sogar mal mit ihnen gesprochen. Hat hören wollen, was sie denn da lernen, in den Hörsälen. Nichts, wie sich herausstellte. Noch nicht mal richtige Hörsäle seien es. Ehemalige Krankenhäuser, Tuberkulosezentren aus dem vorigen Jahrhundert. Umfunktioniert, zu unbequemen Treibhäusern für die Klugscheißer von morgen. Wie kann ein alter, nuschelnder Mann ihnen etwas über die »Welt« erzählen? Wie können sie glauben, an solchen Orten das Geheimnis der Existenz verstehen zu können. Das geht nicht in sauerstoffarmen Hallen. Das geht nur allein. Draußen. Nebenbei. Während ein Handwerk ausgeübt, eine routinierte Tätigkeit immer und immer wiederholt wird. Denn was ist das Leben sonst, wenn nicht Routine, als milliardenfach wiederholtes Geborenwerden, Leben und Sterben? Eintöniger, gleichmäßiger, gewöhnlicher geht es kaum. Warum sollte sich der Grund, die Erklärung, der Sinn hinter all dem, in etwas verbergen, was nichts mit seiner Natur zu tun hat? Ein Hörsaal ist wider das Leben. Hier kann keine grundlegende Erkenntnis gewonnen werden. Und jedes Wort dieser Waschsalon besetzenden Irren aus den Fakultäten seiner Stadt gilt als ein Beweis dafür.

Und an einem Tag wie diesem, an dem er wirklich seine Ruhe haben muss, kann er dies erst recht nicht gebrauchen. Doch ist der Waschsalon mehr als ein Versammlungsort ärmlicher Studenten. Er ist ein Hort des Friedens. Des rhythmischen Reinemachens. Und auch wenn Morlock einmal schlecht drauf ist, zwingt er sich, die Atmosphäre anzunehmen. Zwingt sich, vergnügt mit den Beinen zu baumeln. Er kann mit den Beinen baumeln, weil die Sitzbänke im Waschsalon ein paar Zentimeter zu hoch sind. Sie sind sehr unbequem. Das Baumeln fühlt sich trotzdem beschwingt und leicht an. Seltsam. Denn eigentlich ist Morlock alles andere als leicht und beschwingt. Er sorgt sich um seine Erscheinung. H.s Worte gehen ihm nicht mehr aus dem Kopf. Auch wenn sie total lächerlich klingen. Niemals spiegelt sich eine seiner Taten in seiner Körperhaltung. Völlig unmöglich. Doch selbst wenn, gegen seine Haltung kann er vorerst nichts tun. Außer zu hoffen, dass es nicht schlimmer wird. Nur die Flecken kann er sofort rauswaschen. Es wird Zeit. Zu auffällig sind

die roten Punkte auf seinem Hemd. Zwar würde selbst ein genauer Blick nicht verraten, was es in Wirklichkeit ist: Blut. Doch geht es hier um mehr, als darum aufzufliegen. Es geht um die Erinnerung an eine Tat. Etwas, das ihn belastet. Er will sich nicht mehr erinnern. Und der erste Schritt ist, das Blut zu entfernen. Den Rest. Der theoretische Überbau ist als nächstes dran. Muss als nächstes reingewaschen und vergessen werden.

Das Pfeifen setzt ein. Ein leises Pfeifen in Maler Morlocks linkem Ohr. Er kennt dieses Pfeifen. Hat es, wenn sein Kopf zu voll ist. Als ob ein Teekessel kocht. Ja. Morlocks Gedanken kochen über. Kein Wunder. Kommt vor. Nicht häufig. Das Pfeifen hat er aber schon lange nicht mehr gehört. Doch wenn, dann richtig. Es dröhnt. Es bohrt sich durch seinen Kopf. Es ist mehr als nur Überlastung. Es ist Teil des Gewissens. Des schlechten Gewissens. Vermutlich ist die Säure schuld daran. Den Mord an sich hätte Morlock vielleicht gerade noch so verkraften können. Wer weiß. Vielleicht auch nicht. Das Pfeifen wird jedenfalls so schnell nicht aufhören. Erfahrungsgemäß. Der Besuch im Waschsalon, das Entfernen der Flecken auf seinem Hemd, wird auch nicht unbedingt helfen. Aber auf einen Versuch kann er es ruhig ankommen lassen. Schließlich stört das Pfeifen. Stört immer und momentan hört er vorerst nichts anderes. Es dauert bis es zumindest so abebbt, dass er den Alltag bewältigen kann. Morlock konzentriert sich daher lieber auf das große Panoramafenster. Dahinter: die Straße. Die Straße ist gefüllt mit Regen und mit Menschen. Hier, im Waschsalon, sind weder Regen noch Menschen. Nur Maschinen. 23 insgesamt. Eine wird benutzt. Von Maler Morlock. Die Flecken machen einen hartnäckigen Eindruck. Falls sie nicht rausgehen, wird er gezwungen sein, das Hemd in den Müll zu werfen. Es zu behalten, würde bedeuten, dass er einerseits das Pfeifen noch länger ertragen muss und sich andererseits für immer an Bernock zu erinnern. Das ist an sich vielleicht doch in Ordnung. Warnt ihn vielleicht vor einer erneuten Tat dieses Ausmaßes. Lässt ihn womöglich seine Emotionen noch besser kontrollieren.

Ziel war und ist es immer noch, jede Emotion letztlich komplett abzuschaffen. Nur hilfreiche, sprich: kontrollierbare Emotionen sind erlaubt. Doch was ist schon kontrollierbar. Emotion ist Trieb. Und Trieb ist wider die Vernunft. Wenn er Pech hat, schlägt der kürzeste emotionale Moment in eine Spirale der Triebhaftigkeit um. Was als kleiner Stich hinten im Kopf beginnt, als leichte Verletzung des Ego, endet in Wut, Jähzorn, Eifersucht. Alles schon erlebt. Wenn Morlock daran denkt, durchzuckt es ihn. Das Echo der Emotion von damals. Nur bedingt leichter zu ertragen. Das übergeordnete Ziel ist daher,

nicht allein zukünftige Emotionen zu verhindern, sondern darüber hinaus vergangene zu vergessen. Das Echo verklingen zu lassen. Jedes Echo, von allem, was er erlebt hat. Opfer müssen gebracht werden. Klar. Positive Emotionen. Freude. Liebe. Sie gab es auch. Gibt es noch. Lässt er jedoch die einen zu, besteht immer die Gefahr zu kippen. Die negativen warten um die Ecke. Lauern. Immer bereit zurück zu schlagen. Auf jede Freude folgte noch immer tiefe Depression. Er muss daher auf Nummer sicher gehen. Muss die Flecken entfernen, als ersten Schritt. Das verhindert womöglich einen weiteren Gewaltakt. Vergessen ist die bessere, ist die beste Prävention. Glaubt er.

Maler Morlocks Waschsalon liegt im Dreiländereck, im Grenzbiet zwischen Szene-Kiez und Vorortidylle. Er ist seit vier Jahren jede Woche Teil der Einrichtung. Hat seine angestammte Sitzbank, und Maschine 12 ist für Maler Morlock reserviert. Heute wäscht er nur das Hemd. Reicht auch, denkt er sich. Mehr zu reinigen würde schließlich bedeuten, mehr vergessen zu wollen. Und auch wenn es an anderen Tagen mal mehr Hemden zu waschen geben sollte, so sind diese nicht annähernd so verdreckt. Da geht es vielleicht nur um Kleinigkeiten. Emotionale Blöße im Kleinformat. Da hat Morlock vielleicht doch etwas harscher reagiert, als sich jemand beim Bäcker vordrängelt. Kann sich zum Beispiel einen sarkastisch-ironischen Kommentar nicht verkneifen. Dabei ist Ironie doch nichts anderes, als versteckte Emotion. Nur die klare, vollkommen unironische Aussage zu etwas verneint den Trieb. Der Grund ist einfach: Reagiert Morlock ironisch auf eine Situation, bezieht er sie automatisch auf sich und sein Ego. Denn offenbar gab es einen, in diesem Fall vermutlich negativen Eindruck innerhalb seiner Wahrnehmung. Wer das nicht unkommentiert einfach für sich stehen lassen kann, der reagiert emotional und eben oftmals ironisch. Jenseits der Triebe, der Emotionen kann es keine Ironie geben, weil dies ein Ort jenseits des Egos ist. Selbst wenn der Eindruck negativ behaftet sein sollte, muss klar sein, dass auch jetzt nur logisch vorgegangen werden kann. Was das im Einzelfall bedeutet, wenn sich etwa jemand beim Bäcker vordrängelt, lässt sich nicht allgemein definieren. Dazu sind die Variablen viel zu unbestimmt. Schwer genug also, spontan und nicht ironisch zu reagieren. Umso entschuldbarer, falls es zu solch einem emotionalen Ausbruch kommt. Vor allem, da er nicht unbedingt jemandem schadet. Gehört es doch einfach zu den vielen kleinen Herausforderungen, denen sich Morlock gestellt hat, als er beschloss, Emotionen wenn überhaupt, dann nur kontrolliert zu empfinden. – Was Bernock angeht,

und die Gewaltemotion Morlocks, ist hier nichts entschuldbar. Das sagen ihm die Flecken auf seinem Hemd und das extrem laute Pfeifen in seinen Ohren. Maler Morlock kneift die Augen zusammen. Er sollte sich stärker konzentrieren. Vielleicht kann er das Pfeifen schwächen bis die Waschmaschine fertig ist. – Doch schon riecht es nach Menthol und Muskat. Der Geruch breitet sich aus, legt sich auf seine Kleidung. Maler Morlock kennt diesen Geruch, ist daran gewöhnt. Die Frau mit dem Geruch und den drei langen Haaren am Kinn setzt sich neben ihn. Auch sie baumelt mit den Füßen. Auch sie zwingt sich, vergnügt zu sein. Vielleicht ist sie es in Wahrheit sogar. Sie ist immer hier, wenn Morlock etwas waschen, etwas vergessen muss. Sie ist sein personifiziertes schlechtes Gewissen. So hat es Morlock für sich akzeptiert. Vermutlich einfach eine einsame alte Frau, die im Waschsalon auf Anschluss hofft, auf menschlichen Kontakt. Wer weiß. Sie spricht eigentlich nicht. Und wenn, dann nur Unfug. Und aus irgendeinem Grund hat sie es auf Morlock abgesehen und lächelt ungezwungen. Wenn er einen ganzen Korb mit Hemden in der Maschine hat, sieht ihr Lächeln hingegen gezwungener aus. Heute aber nicht. Heute scheint sie wirklich fröhlich zu sein – sie begrüßt Maler Morlock mit einer kurzen Berührung an seiner Schulter und ihrem Gesicht ein Stück zu nah an seinem. Morlock lächelt zurück und schaut durch das Fenster auf die Straße.

Ein junges Pärchen bleibt genau vor ihm stehen. Im Regen. Sie klammert sich an seinen Arm. Er duckt sich, als ob der Regen ihn dadurch weniger nass machen würde. Sie sprechen miteinander, er kramt in seinen Taschen. Maler Morlock versucht zu erraten, was er in seinen Taschen suchen würde, wäre er jemals an der Stelle des Jungen gewesen. Vielleicht ein Telefon. Vielleicht möchte er ein Taxi rufen, damit sie nicht länger im Regen stehen müssen. Sie sprechen miteinander, da draußen. Maler Morlock stellt sich vor, was er sagen würde, wäre er an der Stelle des Jungen. Vielleicht würde er sagen, dass es schön ist, mit ihr im Regen zu stehen. Vielleicht hätte er aber auch schlechte Laune. Vielleicht hätten sie gerade gestritten. Aber sie lacht. Er zieht einen winzigen Schirm aus der Jackentasche und spannt ihn auf. Sie passen nur darunter, wenn sie sich eng aneinander schmiegen. Nein, die beiden haben keinen Streit. Aus der Frau mit dem Bart tönt ein abfälliges Geräusch. Wären Sie lieber der Schirm oder der Regen, fragt sie Maler Morlock offenbar ernsthaft. Als er sich zu ihr wendet, schaut sie ihn mit einem Auge misstrauisch an. Das andere ist noch immer auf das Pärchen vor dem Fenster gerichtet. Ihr Schielen hat Maler Morlock schon immer verwirrt. Wenn Sie

sagen, keins von beiden, glaube ich es Ihnen. Wenn Sie sagen »der Schirm« lügen Sie, denn Sie sind kein Beschützertyp. Und wenn Sie sagen »der Regen«, machen Sie sich lächerlich. Denn der Regen kann wohl kaum ein Hemd tragen. Geschweige denn, es besudeln. Warum ist Ihr Hemd besudelt? Warum? Warum? – Diese elende Fragerei ergibt gar keinen Sinn. Natürlich kann Regen kein Hemd tragen. Und Maler Morlock wäre am liebsten keins von beiden. Wäre am liebsten Er oder Sie und müsste eben nicht sein Hemd waschen, sich dämliche Fragen von bärtigen Frauen anhören und hätte vermutlich noch nie etwas von einem gewissen Bernock gehört. Nur ist diese Überlegung vollkommen überflüssig, denn Maler Morlock ist nichts und keins von allem und muss eben hier sitzen und sein Hemd waschen. Alleine neben 22 unbenutzten Maschinen. Das Pfeifen in seinem Ohr wird noch stärker. Mit dem anderen kann er aber sehr gut das Radio hören. Die Nachrichten:

Fall es Ihnen in den Sinn kommen sollte, an diesem Abend Ihre Hemden zu waschen, denken Sie immer daran: Leiden-Sehen tut wohl – Leiden-Machen noch wohler. Was der alte Nietzsche damit meinte ist klar: Der kategorische Imperativ riecht nach Grausamkeit ...

Wieder Schlagermusik. Maler Morlock bekommt ein schlechtes Gewissen, weil ihm das Lied gefällt. Wenn der Salon nicht so schlecht besucht wäre, dann müsste er nicht hinhören. Doch immer wenn er hier ist, wenn er sowieso schon kopflastig und letzten Endes dann doch emotional ein wenig angeschlagen ist, dann hört er einerseits Pfeifen und andererseits Radiomusik. Wenn auch in unterschiedlicher Intensität und mit der Stimme der bärtigen Frau untermalt. – Auf der Straße gibt es keinen Regen mehr. Das Pärchen ist auch verschwunden. Gut so, denkt Morlock. Daran erinnert zu werden, als mehr oder weniger einzige Instanz gegen seine Triebe anzukämpfen, lässt ihn nur seine Einsamkeit bewusst werden. Was wiederum eine Emotion hervorrufen kann. Dieser verdammte Waschsalon macht ihn immer so weich. Als ob er selbst in einer der Maschinen steckte. Durchgewirbelt im Wechselbad seiner Gefühle. Morlock will nur schnell weg. Mit sauberem Hemd raus. Weg von den schädlichen Einflüssen, den dieser schreckliche Ort auf seine Vernunft hat. Seine Bank am Fenster unterstützt ihn wenigstens ein bisschen. Hier ist er abgelenkt. Kann seine Blicke nach draußen lenken, auf das beruhigende Rollen des Verkehrs. Die wunderbar regelmäßig getaktete Ampelschaltung. Auf alles, was irgendwie mechanisch, logisch, unemotional ist. Wenn eben die Menschen nicht wären. Sie stören das Bild, immer wieder.

So wie das Pärchen. Oder wie jetzt, als sich von links ein motorisiertes Gebläse vor das Fenster schiebt. Auf zwei kleinen Rädern und mit einer zur Straße gerichteten Öffnung bläst es das nasse Laub an den Randstein. Geschoben wird es von einem sehr alten Mann in blauer Jacke. In Zeitlupe bewegen sich Gebläse und Mann immer weiter vor. Der Mann und Maler Morlock sehen sich durch die Scheibe hindurch an. Ihre Blicke haften aneinander. Auch als er langsam und immer langsamer nach vorne kippt und steif wie ein Baum bäuchlings auf das Pflaster stürzt. Das Gebläse bläst weiter. Der Mann liegt mit dem Gesicht zu Maler Morlock. Die Frau mit Bart beginnt zu schreien. Hilf ihm, hilf ihm, hilf ihm, hilf ihm. Maler Morlock baumelt mit den Beinen und schaut dem alten Mann direkt in die Augen. Niemand rührt sich. Bis der Alte seine Arme anwinkelt und beginnt, sich aufzurichten. Eine schier endlose Kraftanstrengung. All die Menschen da draußen, sie zögern. Wollen sie helfen? Es sind so viele, zu viele. Sie wollen sich nicht mit Schuld beladen. Schauen deswegen extra besorgt. Sind auf dem Sprung, zu helfen. Das reicht aus. Das Vergessen setzt damit schon ein. Maler Morlock freut sich für sie. Sie sind gesund und haben es nicht nötig, ein Gefühl des Versäumnisses für sich zu entwickeln und weiter fort zu führen. Er freut sich ehrlich, als der Mann wieder steht. Mehr noch: ist gar erleichtert. Auch Maler Morlock belastet kein neuer Fleck. Kein weiterer Tod. Auch wenn er diesmal und nur mittelbar beteiligt gewesen wäre, durch Unterlassung. Der Alte schaltet das Gebläse ab und verschwindet wieder nach links aus dem Blickfeld. Keiner muss ihm helfen. Die Frau mit Bart versteht das nicht. Aber sie hat dennoch aufgehört zu schreien.

Das Besondere an Maler Morlocks Wohnviertel ist die Vielzahl der verschiedenen Waschsalons. Aufgrund der immer größer werdenden Vielfalt innerhalb der Bevölkerung, hat sich auch für jede Gruppe, jede Subkultur, ein eigener Waschsalon entwickelt. Man findet Waschsalons mit Teeküche, Waschsalons mit Friseur, Waschsalons mit Internetcafé, Waschsalons mit Currywurst, Waschsalons mit Disko, Waschsalons mit Massagecenter, Waschsalons mit Kegelbahn, Waschsalons mit ... und so weiter. Es wäre nicht falsch zu behaupten, für jede Realität, für jede Wahrnehmung gebe es auch den eigenen Waschsalon. Was jeden einzelnen Waschsalon zu einer jeweils eigenen kleinen Welt machen würden. Darin wiederum befinden sich weitere kleine Welten. Denn zwar existieren diese Subkultur-Waschsalons, doch werden sie selbstverständlich von jedem Nutzer anders wahrgenommen. Vielleicht ist der Kaffeeklatsch-Waschsalon für manche eher ein Gratis-

Zeitschriften-Waschsalon. Andere wiederum interessiert so eine Zuordnung überhaupt nicht. Sie kommen nur zum Waschen. Oder zum Trocknen. Oder zum Schleudern. Oder sie kaufen nur Waschpulver aus dem Automaten. Morlock hat sogar mal einen Mann in Anzug und Krawatte beobachtet, der jeden Tag in den Waschsalon kommt, um einen Becher Kaffee zu ziehen. Sonst nichts. Für ihn existiert der Waschsalon überhaupt nicht, sondern nur der Kaffeeautomat. So wäre die Existenz der Vielzahl an Waschsalons theoretisch geeignet, Maler Morlocks These breit zu untermauern. Allerdings muss an dieser Stelle eingestanden werden, dass jeder Waschsalon einen gemeinsamen Nenner hat: eben ein Waschsalon zu sein. Das wäre praktisch die übergeordnete Funktion. Außerhalb jeder Wahrnehmung der einzelnen Besucher ist es immer ein Waschsalon mit demselben Interieur. Im Fall von Maler Morlocks Waschsalon wären das:

23 Maschinen,

23 Trockner,

2 Schleudern,

ein Getränkeautomat,

fünf Sitzbänke,

ein Waschmittelspender,

ein relativ großer und fensterloser Raum, in dem möglicherweise das Waschmittel gelagert wird. So oder ähnlich ist eigentlich jeder Salon aufgebaut. Ob da jetzt noch ein Internetcafe angeschlossen ist oder nicht. Ob die Leute nur einzelne Aspekte nutzen oder alle. Ob sie nur zum Zeitvertrieb kommen oder wirklich hartnäckige Verunreinigungen entfernen wollen, ist egal: Es ist und bleibt ein Waschsalon. Das Ding an sich ist der Waschsalon. Hier zumindest kann, hier muss man das so sagen. Diese Erkenntnis ist für Maler Morlock jetzt nicht unbedingt hilfreich. Denn eigentlich ist er ja hier um Bernock und seine Welt, sein Ding an sich zu vergessen. Den Neustart für einen weiteren Versuch, den Gegenbeweis zu finden. Schwierig, so etwas in die Wege zu leiten, wenn einem etwas so Offensichtliches wie die übergeordnete Welt aller Waschsalons so dreist unter die Nase gerieben wird. Und dazu spricht das Radio:

»Mit diesen Gedanken, nebenbei gesagt, bin ich durchaus nicht willens, unseren Pessimisten zu neuem Wasser auf ihren misttönigen und knarrenden Mühlen des Lebensüberdrusses zu verhelfen. Im Gegenteil soll ausdrücklich bezeugt sein, dass damals, als die Menschheit sich ihrer Grausamkeit noch nicht

*schämte, das Leben heiterer auf Erden war als jetzt, wo es Pessimisten gibt.»
(Nietzsche: Zur Genealogie der Moral)*

Das Radio hört einfach nicht auf, Maler Morlocks Lebens-Standards zu untergraben. Er wünscht sich, das Pfeifen würde noch lauter werden. Wünscht sich das lauteste Pfeifen seiner Welt. Vielleicht würde das reichen, um ihn alles andere vergessen zu lassen. Bernock. Das Problem mit dem Ding an sich. Auf jeden Fall hält Morlock sich eigentlich nicht direkt für einen Pessimisten, würde die Zusammensetzung aller Welten, so wie Morlock es propagiert, doch eine sehr optimistische Möglichkeit menschlichen Zusammenlebens bedeuten. Vorausgesetzt natürlich, die einzelnen Welten, also die einzelnen Individuen und ihre Wahrnehmungen, wären in der Lage, sich gegenseitig zu tolerieren. Pessimistisch wäre es zu glauben, der Mensch sei dazu nicht in der Lage. Und in der Tat wäre dafür ein gewisses Maß an Egoverlust notwendige Bedingung. Doch Morlock glaubt, wenn jeder Mensch einmal die Vorteile dieser Realität erkannt hat, würde die Zurücknahme des individuellen Egos keinerlei Probleme mehr bereiten. Im Gegenteil: Die Menschen würden absolut in der Lage sein, die logische Prämisse dahinter zu verstehen, und für sich, ihre Welt und ihre Existenz als den Vorteil zu erkennen, den er bedeutet. Denn toleriere ich die anderen, tolerieren sie mich. Die einfachste Formel der Welt. Jedes vernunftbegabte Wesen sollte in der Lage sein, dies nicht allein zu verstehen, sondern auch für sich als Basis für sein Leben zu akzeptieren. Da ist Morlock sich sicher. Und das Radio spricht ja eigentlich von nichts anderem. Nur eben im negativen Sinne. Dort heißt es, die Menschheit wäre glücklich, wenn sie grausam lebte, ihre Grausamkeit akzeptierte und sie nicht etwa als moralisch verwerflich, als Existenzbedrohend ansähe.

Ja. Ist was dran, denkt Morlock. Doch wäre es natürlich viel angenehmer, die Menschheit würde die Notwendigkeit jedweder grausamen Tat in Frage stellen. Stattdessen ihre Gutmütigkeit akzeptieren, als unmittelbares Resultat ihrer Vernunft. Würde darauf vertrauen, dass jeder Mensch genauso denkt. Und würde daraufhin vernünftigerweise davon absehen, die anderen Menschen zur Gutmütigkeit zu erziehen, schlichtweg, weil jeder weiß und jeder darauf vertraut, tolerant und gutmütig zu sein. Was er schließlich auch ist. Denn es gibt keinen Grund an etwas zu zweifeln, wenn es einfach wahr ist. So Morlock. Und eine optimistischere Weltanschauung kann es ja kaum geben. Ob sie wahr ist, wahr sein kann, lässt sich leider nicht überprüfen. Noch nicht. Erst wenn Morlock den absoluten Beweis gefunden hat, dass

die Welt eben nur aus den einzelnen Wahrnehmungen besteht. Sind die Menschen davon einmal überzeugt, ließe sich leicht für eine allgemeine Toleranz werben. Denn schließlich will doch jeder so leben, wie er es für richtig hält. Und wenn nur ein einziges Gesetz, das der Toleranz, befolgt werden müsste, dürfte niemand ernsthaft etwas dagegen einzuwenden haben. Glaubt Morlock.

Es beginnt zu dämmern. Langsam geht die Sonne unter. Götterdämmerung. Maler Morlocks Maschine piepst sehr laut. Lauter als sein Pfeifen. Vielleicht ein gutes Zeichen. Vielleicht nur der Hinweis, dass alles umsonst war. Jedenfalls ist der erste Waschgang beendet. Er holt das triefnasse Hemd aus der Trommel und begutachtet es im Detail. Die Flecken sind noch zu sehen. Die Frau mit Bart nickt allwissend. Ja, ja. So leicht geht es nicht. Dass es einfach sein würde, hat auch niemand behauptet, denkt Maler Morlock. Er ist ratlos. Was er offen zugibt. Ihm bleibt nichts übrig, als erneut einen Waschgang zu starten. Diesmal fügt Morlock eine große Menge Bleiche hinzu. Damit dürfte es gut sein, denkt er. – Er setzt sich wieder auf die Bank. Schaukelt mit den Beinen. Die Sonne verschwindet hinter den Häusern. Der Himmel leuchtet rot. Wie die Flecken auf seinem Hemd. Wie die Pfütze auf der Baustelle. Wie die Erde hinter dem Parkplatz. Morlock schließt die Augen und sieht plötzlich alle anderen Abende, die er hier auf dieser Bank verbracht hat, vor seinem geistigen Auge verschwinden. Maler Morlock bemüht sich, die Erinnerungen festzuhalten. Krampfhaft. Warum krampfhaft? Er weiß es nicht. Eigentlich ist er doch zum Vergessen gekommen. Will vergessen. Hat doch extra viel Bleiche der Wäsche hinzugefügt. Doch hat er Angst, zu viel zu vergessen. Alles zu vergessen. Jeden Abend. Jeden Gedanken. Diese Stille in Maler Morlocks Kopf. Keine Erinnerung mehr. Alles verfliegt. Der Rest verfliegt. Keine Straßenbahnfahrt, keine morgendliche Müllabfuhr, kein Fleck auf seinem Hemd, kein Bernock.

Es ist wie sein persönliches und individuell-positives Hemmungsvermögen. Maler Morlock entkrampft – freut sich plötzlich. Denn mit dem Vergessen hat er Platz für Neues. Platz für die Gegenwart. Oder besser noch: die Zukunft! – Aber so leicht kommt Maler Morlock nicht davon. Es flüstert neben ihm. Du kannst den Fleck nicht vergessen. Du siehst ihn gleich. Er geht nicht raus. Ist hartnäckig. Wird bleiben. Wird dich immer erinnern. Die Frau mit Bart hat recht. Es wird ein dauernder, bleibender Schmerz. Der Fleck wird sein schlechtes Gewissen festigen. Er wird zur Grundlage für jegliche Form von Strafe. Ein Versprechen zur Strafe. Nicht aus Rache, vielmehr als Äquivalent

für Maler Morlocks Schuld. Und darunter soll er leiden. Aber was hat das Radio noch gleich gesagt? Das Leiden-Machen tut wohler? Am Ende muss er vielleicht doch einen Gott erfinden, der ihm das alles rechtfertigen kann. Ein Ding an sich, das erklärt, warum der Fleck gut ist. Warum die Toleranz nicht sein kann. Warum es für die Menschen immer nur die eine Welt geben wird. Und niemals ein friedliches Nebeneinander aller Welten, aller Wahrnehmungen, aller Menschen. Und vielleicht verzeiht ihm dann dieses Ding an sich, was er getan hat. Darum geht es doch. Oder nicht? Um die Befreiung von Schuld. Und das Radio ergänzt:

»... Das Gefühl der Schuld, der persönlichen Verpflichtung, um den Gang unsrer Untersuchung wieder aufzunehmen, hat, wie wir sehen, seinen Ursprung in dem ältesten und ursprünglichsten Personen-Verhältnis, das es gibt: in dem Verhältnis zwischen Käufer und Verkäufer, Gläubiger und Schuldner. Hier trat zuerst Person gegen Person, hier maß sich zuerst Person an Person. Man hat keinen noch so niederen Grad von Zivilisation aufgefunden, in dem nicht schon etwas von diesem Verhältnisse bemerkbar würde.« (Nietzsche: Zur Genealogie der Moral)

Ja. Gläubiger und Schuldner. Morlock ist beides. Ist keins von beidem. Schuldet Bernock sein Leben. Wollte ihm gar nicht das Leben nehmen, sondern nur die Luft aus seiner Argumentation. Scheitert. Noch. – Oft schon hat Maler Morlock sich gefragt, ob es Sinn machen könnte, eine Waschmaschine in seine Wohnung zu stellen. Es ist eine kleine Wohnung und sie würde kaum hinein passen. Doch den Waschabend könnte er dann anderweitig nutzen. Könnte möglicherweise Geld sparen. Die Frau mit Bart wäre er selbstverständlich immer noch nicht los. Sie würde einfach in Maler Morlocks Wohnung sitzen und seine fleckige Wäsche von dort aus begutachten. Er, Maler Morlock, jedoch wäre so etwas wie frei. Könnte Teil von Regen und Menschen werden. Auf der Straße sein. Vielleicht würde er dann irgendwann in seinen Taschen nach winzigen Regenschirmen suchen. Würde alte Männer stürzen sehen. Würde sich kurz davon überzeugen, dass es ihnen einigermaßen gut geht. Würde sich vergewissern, dass jemand anderes hilft. Die Straßenseite wechseln. Sich unter die Massen mischen. Unter die zusammengedrängte Masse zwischen den niemals endenden Häuserschluchten. Und wenn Maler Morlock dort wäre, könnte auch er vergessen. Selbst die Bernock-Flecken – alles vergessen. Würde, wie das Radio sagt:

*»Die Türen und Fenster des Bewusstseins zeitweilig schließen; unbehelligt bleiben; ein wenig Stille, ein wenig tabula rasa des Bewusstseins – das ist der Nutzen der, wie gesagt, aktiven Vergesslichkeit, einer Türwärterin gleichsam, einer Aufrechterhalterin der seelischen Ordnung, der Ruhe, der Etikette – womit sofort abzusehen ist, inwiefern es kein Glück, keine Heiterkeit, keine Hoffnung, keinen Stolz, keine Gegenwart geben könnte ohne Vergesslichkeit.«
(Nietzsche: Zur Genealogie der Moral)*

Aber es gibt so viele Menschen da draußen, vor der Panoramafensterscheibe. Und sie alle können vergessen. Und es fällt ihnen offenbar sehr leicht. Wohingegen er, Maler Morlock, mit den dunklen Flecken auf dem Hemd, niemals vergessen könnte. Weder mit einer Waschmaschine in seiner Wohnung, noch als Teil intensiver Unterhaltungen zwischen den Menschen da draußen. Auch nicht, wenn sie über alles und jeden und über gar keine Flecken sprechen würden. Wie kann er ihnen auch erklären, dass er ab und zu abends wäscht und ein Pfeifen hört. Ein Pfeifen, das mit jedem Gedanken daran, dass wenn er nicht mehr im Waschsalon sitzen und waschen und die gesunden Menschen durch die Scheibe beobachten würde, immer lauter, immer drängender, immer unerträglicher wäre. Nein, Maler Morlock kauft keine Waschmaschine. Erinnerst sich lieber. Braucht keine Gegenwart oder sonst irgendetwas von denen da draußen. Maler Morlock lebt zwischen den Häuserschluchten, hört Radio, wäscht und richtet sich nach den Vorwürfen der Frau mit Bart. Kann Bernock nicht vergessen. Muss sich erinnern, ein Mörder zu sein.

Wieder piepst Maler Morlocks Maschine. Der Waschgang ist beendet. Das Hemd ist durch die Bleiche sehr weiß geworden. Die Flecken noch dunkler. Es stört ihn nicht mehr so sehr. Maler Morlock sucht sich einen der Trockner aus und startet das Programm. Die Flecken werden jetzt in das Hemd eintrocknen. Sie werden nie wieder rausgehen. Die Frau mit Bart hat ihre gute Laune verloren. Das Pfeifen in Maler Morlocks Ohr ist leiser geworden. Ist er weniger Mensch, nur weil er sich erinnern möchte? Lebt er gegen die Natur? Nur weil er weder helfen, noch die Straßenseite wechseln will? Weil er lieber durch die Scheibe das Leiden sehen möchte? Das kann Maler Morlock nicht glauben. Schon gar nicht, weil die Flecken auf seinem Hemd nicht durch Leiden-Sehen, sondern ganz real durch Leiden-Machen entstanden sind. Doch tat es nicht wohl, wie das Radio sagt. Und es darf auch nicht wohl tun. Es braucht die Frau mit Bart, die ihm das Wohl-Tun austreibt. Die ihn anschielt und ihn erinnert. An die Flecken, an die Schuld. Das Pfeifen lässt

heute unwahrscheinlich stark nach. Der Trockner hat zu Ende getrocknet. Das Hemd ist weiß, mit großen schwarzen Flecken. Maler Morlock zieht es gleich an und tritt vor den Waschsalon. Die Straße ist voller Regen und Menschen. Sie wechseln die Straßenseite. Maler Morlock verschwindet zwischen den Häuserschluchten. Muss zurück zur Baustelle. Muss sich Bauherr und Architekten stellen. Es geht nicht anders.

»Ich kenne die Lust am Vernichten in einem Grade, die meiner Kraft zum Vernichten gemäß ist, – in beidem gehorche ich meiner dionysischen Natur, welche das Neintun nicht vom Jasagen zu trennen weiß. Ich bin der erste Immoralist: damit bin ich der Vernichter par excellence.« (Nietzsche)

KAPITEL 6

Bauherr S. ist ein wütender Mann. Niemand fühlt sich wohl in seiner Nähe. Alle gehen ihm aus dem Weg. Das war in seiner Heimatstadt München so. Das war während seines Studiums in Berlin und in Jena so. Seine Kommilitonen saßen nicht neben ihm in den Vorlesungen. Und luden ihn nicht zu Geburtstagsfeiern in ihre Wohngemeinschaften ein. Das machte S. nur noch wütender. Er ist geschieden, war Freiberufler und hat gesundheitliche Probleme. Dennoch, oder vielleicht sogar gerade deswegen, engagiert er sich in der katholischen Kirche. Was ihn selbstverständlich nicht daran hindert, öffentlich den Katholizismus zu kritisieren. Um einfach als bescheidener und gläubiger Christ zu leben, ist seine Wut viel zu groß. – Kaum aus dem Auto gestiegen, begutachtet er mürrisch die Baustelle. Aufräumen müsste man hier, ruft er. »Man« ist Morlock. Der steht ein wenig abseits. In Sorge um seine Freiheit. Bauherr S. ist mit dem Architekten gekommen. Sie wollen den Fortschritt der Maßnahmen festhalten. Fotos machen. Weitere mögliche Investitionen klären. Was fehlt noch? Was kann weg? Und so weiter. Sie sind gründlich. Das macht Morlock Angst. Wenn S. und der Architekt P. nur ein wenig aufmerksamer sind, ein wenig genauer in die Ecken schauen, dann sehen sie Blut. Vielleicht. Eigentlich hat Morlock gründlich sauber gemacht. Es gibt keinen Tatort auf der Baustelle. Morlock hat ihn entfernt. Genau wie er Bernock entfernt hat. Genau wie er versucht, jeden Gedanken an die Tat aus seinem Gedächtnis zu entfernen. Was offensichtlich nicht geht. Die Flecken gehen schließlich nicht raus. Doch ist Morlock froh, alles reale, alles fassbare entfernt zu haben. Was bleibt ist der theoretische Überbau. Darum muss er sich dringend kümmern. Später. Immer wieder: später. Hoffentlich nicht irgendwann zu spät. Aber Morlock findet erst die nötige Ruhe, wenn der Bauherr und der Architekt zufrieden sind und ohne irgendwelche Verdächtigungen die Baustelle wieder verlassen haben.

Der Bauherr ist groß, stämmig, hat einen mächtigen Nacken, Halbglatze und Tränensäcke. Die Mundwinkel zeigen nach unten. Immer. Gleichzeitig schiebt sich die dicke Unterlippe nach vorne. Dadurch sieht S. immer ein wenig beleidigt aus. Ist auch schnell beleidigt. Vertraut niemandem. Meint, von allen immer übers Ohr gehauen zu werden. Die Oberlippe, dünn und kantig, ist mit einem grauen Schnurrbart bedeckt. Die Kombination dicke Unterlippe, dünne Oberlippe, grauer Schnurrbart scheint wie für seine Wut gemacht zu sein. Oder ist daraus entstanden. Eine seiner Augenbrauen, die linke, ist immer hochgezogen. Was sich bereits in zwei, manchmal drei dicken Falten auf seiner Stirn manifestiert hat. Dazu immer der Dreiteiler. Immer Weste. Immer Krawatte.

Eine kleine Krawattennadel zurrt das Hemd darunter zusammen. Falls er einen Hals haben sollte, ist er gut verborgen unter dem steifen Kragen. Morlock mag ihn nicht. Muss aber so tun, als ob. Gehört sich nun mal so. Das ist fast schlimmer als die Gewissensbisse, einen Menschen auf grausame Weise getötet zu haben, fast schlimmer als einfach nicht auf die Lösung für die Frage nach der Existenz der Welt und dem Beweis gegen Bernock zu kommen. Fast. – Der Architekt P. hingegen schaut freundlicher. Seine Mundwinkel schauen immer nach oben. Das macht ihn sympathisch. Das fanden sie auch in seiner Heimatstadt Wiesbaden und in Göttingen, wo er eine relativ hohe Stelle an der Universität inne hatte. Dazu ist er viel kleiner als S., blickt seinem Gesprächspartner trotzdem gerne mit geneigtem Kopf in die Augen. Ein weiterer sympathischer Zug: Obwohl er versucht, ernst zu sein, die Augenbrauen zusammenzieht und die Lippen aufeinander drückt, wirkt er dennoch wie ein netter alter Onkel. Vielleicht weil er immer eine nette Anekdote zu erzählen hat. Bilbo Beutlin der Baustelle. Irgendetwas Lustiges oder Trauriges in jedem Fall. Aber Spannendes aus seinem Leben kann er immer berichten. Wobei er ganz offensichtlich auch gerne zuhört, wenn andere etwas zu sagen haben. Morlock mag ihn.

Die beiden sind jedoch viel zu beschäftigt, um Morlock überhaupt zu registrieren. Kaum das Auto geparkt, fängt Bauherr S., wie gesagt, an, den Zustand der Baustelle zu kritisieren und Architekt S. faltet umständlich große Pläne auseinander. Der Wind steht ihm dabei ein wenig im Weg und S. tippt ein wenig zu heftig auf markante, ihm wichtige Stellen. Sie stecken ihre Köpfe zusammen. Begutachten die Pläne. Besprechen das weitere Vorgehen. Irgendetwas scheint nicht zu stimmen. Morlock hofft, dass es nichts mit ihm zu tun hat. Sehr gerne beobachtet er die beiden aus der Ferne. Sie streifen umher. Scheinbar ziellos. Doch der Bauherr will offenbar in konzentrischen Kreisen jeden Punkt der Baustelle einmal abgehen. Immer mal wieder kommen sie an der Stelle vorbei, an der Morlock den Elektriker in die Säure gelegt hat. Morlock zuckt dann jedes Mal ein bisschen zusammen. Immer auf dem Sprung, direkt neben sie zu huschen. Vielleicht kann er so, falls sie plötzlich etwas merken sollten, im letzten Moment die Aufmerksamkeit der beiden auf sich, die Wände, das Haus, den Wetterbericht von morgen lenken. Doch scheinen die beiden davon gar keine Notiz zu nehmen. Zu sehr sind sie in die Pläne vertieft. Zu sehr mit den Details der Baumaßnahmen beschäftigt. Bauherr S. ist nicht zufrieden. Ja, er nickt grimmig: Irgendetwas stimmt nicht.

S. schreit: Es kann ja nicht sein, dass hier so stümperhaft gearbeitet wird. Sind die Arbeiter denn nicht in der Lage, eine Wasserwaage zu bedienen?

Muss er denn wirklich alles selbst machen? Und wieso wurde die Holzterappe wieder abgerissen?

Der Architekt sucht nach Erklärungen. Verteidigt die Handwerker. Schiebt es auf den Termindruck. Und das mit der Treppe, nun, da weiß er gerade auch nicht so genau. Da müsste der zuständige Tischler nochmal befragt werden. Und so weiter. S. tobt. Können diese Menschen denn nicht für einen Moment inne halten und erkennen, was das Haus am Ende sein soll? Sehen sie denn nicht das Ziel? Sehen sie denn nicht wonach er, S., strebt? Erkennen sie denn nicht die Werte, nach denen er lebt und unter deren Voraussetzungen er überhaupt begonnen hat, dieses Haus zu bauen? Zugegeben: Man müsse natürlich zwischen Personen- und Sachwerten unterscheiden. Und S. ist auch bereit einzugestehen, dass erstere, also die Personenwerte, durchaus höher einzustufen sind. Aber dennoch: Dieses Haus ist doch S. und damit eine Person. Seine Person. Warum kann das nicht akzeptiert und vor allem respektiert werden?

P. ist ratlos. Er schafft es nicht, seinen Bauherrn zu beruhigen. Die Verantwortung möchte er aber auch nicht übernehmen. Auch wenn er die Pläne gezeichnet hat. Die Handwerker sind letztlich für sich selbst verantwortlich. Das habe er ihnen schon öfter gesagt. Schon öfter einzutrütern versucht. In ihrer Art haben sie aber immer öfter radikale Züge gezeigt. Sprachen von Gemeinschaft. Von Gesellschaft. Als ob P. nicht wüsste, wie es sich damit verhält. Der Gegensatz ist doch schon hinlänglich bekannt. Fühlt sich der Einzelne als Teil eines größeren sozialen Ganzen, dann orientiert er sein Handeln an dessen übergeordneten Zweck. Und wenn alle so denken und handeln, dann sind sie Teil eines gemeinschaftlichen Kollektivs, während sie den Willen dieses Kollektivs grundsätzlich bejahen. Bedient sich der Einzelne jedoch der Anderen auf instrumentelle Weise, sind sie ihm allein Mittel zu seinem eigenen Zweck, dann nimmt er, der Einzelne, an einem gesellschaftlichen Kollektiv teil. Und der gesellschaftliche Wille ist historisch über die einzelnen gesellschaftlichen Individuen zur allgemeinen Form gekommen. Während die Gemeinschaft also von Natur aus einem eigenen kollektiven Willen folgt, bedient sich die Gesellschaft eines über den Umweg der Individuen geformten gesellschaftlichen Willens. Im Unterschied zwischen Dorfgemeinschaft und Aktiengesellschaft werden die Probleme, die dadurch auftreten, sehr deutlich. Wo bei den einen noch eine gesunde Entwicklung stattfinden kann, tritt bei den anderen nur das Wohl der Gesellschaft, nicht aber das der einzelnen Individuen zutage. Im Endeffekt leidet der Mensch

darunter. Das Individuum verkümmert. Hört auf zu existieren. Die Handwerker wiederum berufen sich auf diese Gemeinschaft, um zu zeigen, dass sie in keinem Fall vor einer Gesellschaft wie er, der Architekt, sie repräsentiert, einer profitorientierten und bürokratischen Behördengesellschaft, einknicken werden. Solche Diskussionen sind mitunter anstrengend. Gerade weil P. sich eigentlich immer schon gegen die Gemeinschaft und für eine moderne Gesellschaft eingesetzt hat. Weil er einfach die Chancen in ihr sieht, die auf den ersten Blick womöglich nicht ersichtlich scheinen. Gerade wenn es um den Radikalismus geht, den er mit der Gemeinschaft gleichsetzt und den er grundsätzlich ablehnt. Er predigt also dagegen, rückwärts. Denn er gibt zunächst offen zu, dass der Radikalismus das ist, was dem natürlichen Idealzustand am nächsten kommt. Er ist ein unvereinbarer Widerspruch zwischen geistigem Ideal und tatsächlicher Existenz. Und je nachdem, welche Wurzel der Radikalismus für sich in Anspruch nimmt, ist er unterschiedlich ausgeprägt. Ist seine Welt ein mechanisch ablaufendes Gebilde, gleichsam naturwissenschaftlich, dann wird er überall das vernünftige, zielorientierte und methodische Vorgehen eines Rationalismus fordern. Ist für ihn, den Radikalismus, hingegen alles dumpf, triebhaft und ungeordnet, dann wird er sich gegen die Vernunft stark machen und irrational handeln.

Das, meint P., ist ein typisch deutsches Problem. Nein, ein globales, ein modernes Problem. Es ist die Unvereinbarkeit von Idee und Wirklichkeit. Statt einfach drauflos zu marschieren, das Leben spielerisch anzugehen, ist es immerzu schwer und alles wird immer schwerer. Wir, als moderne Gesellschaft, sind stolz darauf, das Gewissen der Welt zu sein, als denkende, als intelligente Spitze der Nahrungskette, sind wir aber gleichzeitig absolute Spielverderber. Unser Geist, unser Grübeln ist Schauplatz eines Kampfes, an dessen Ende niemals der Einklang von Ideal und Wirklichkeit stehen kann. Immer werden wir uns um das Problem kümmern müssen. Wir wissen das auch und haben dennoch das Problem schon längst idealisiert. Eine Lösung braucht es gar nicht. Wozu auch? Denn wenn wir uns darum bemühen landen wir doch eh nur bei maßloser Übertreibung von Disziplin, Methode und Drill. Die Gemeinschaft, so sieht es P., und so sehen es ja eigentlich auch die Handwerker, ist nun die natürliche Ordnung des Lebens zwischen den Menschen. Während die Gesellschaft etwas Künstliches ist, mit ausgeprägt grausamen Umgang unter den Menschen. Anonym dazu und gewalttätig. Zugegeben. Doch gerade weil wir dies nicht anerkennen wollen, muss doch die Frage aufkommen, wie wir die gesellschaftlichen Umgangsformen auf politisch-diplomatischer Ebene verfeinern können? Es steckt einfach zu viel

Potenzial in der modernen Gesellschaft, als dass wir uns dem Radikalismus der Gemeinschaft einfach unterwerfen sollten.

Morlock stimmt zu. Zumindest ansatzweise. Er tut es auch, ansatzweise. Denn die Alternative zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft ist keine Frage der historischen Möglichkeit. Nein. Es ist schlicht ein nicht zu überwindendes strukturelles Problem. Denn auch wenn die Idee der Gemeinschaft stark klingt, erweist sich das gemeinschaftliche Leben gleichsam als gewalttätig. Zwar bietet die Gemeinschaft Geborgenheit für das Individuum, dies jedoch zu dem Preis, dass es vollkommen offen und rückhaltlos allen anderen gegenübersteht. Geborgenheit und rückhaltlose Offenheit sind mit der Idee der Gemeinschaft verbundene Ideale, die sich jedoch niemals gänzlich verwirklichen lassen: Denn Menschen sind seelische Wesen, so hat es P. ganz offensichtlich gemeint, deren Urgrund oder Urquell nie ganz ins Offene treten kann, weder für sie selbst, noch für andere. Weil die Seele nie ein Festes und Fertiges ist, sondern ein ewig Werdendes, kann es nie einen völligen Einklang zwischen diesen Potentialitäten geben, auf welchen sich Gemeinschaft bauen ließe. Wodurch der Radikalismus der Gesellschaft als Lüge enttarnt wird. Es gibt ihn eigentlich gar nicht. Denn die angestrebte Gleichheit zwischen den Menschen innerhalb einer Gemeinschaft, bedeutet eine Gefährdung des Menschen an sich. Denn der Mensch ist letzten Endes auf Abstand und Einsamkeit angewiesen. Die reale Gesellschaft, in der wir leben, zu der es keine Alternative gibt, muss daher akzeptiert und verfeinert werden.

Morlock stimmt also im Prinzip mit P. überein. Bis auf die Sache mit der Seele. Denn eine Seele klingt nach ewigem Leben. Dabei endet jedes Leben, wenn die Wahrnehmung stoppt, meint Morlock. Aber ja, dennoch: Alle wollen die Gemeinschaft. Gerade die Handwerker. Auch Morlock. In einer Gemeinschaft wäre es zu einer solchen Tat, wie dem Mord an Bernock, in keinem Fall gekommen. Nein. Sie hätten einen gemeinsamen Willen gehabt. Doch die Wut darüber, dass die Gemeinschaft nicht existieren kann, wiegelt die Menschen auf. Macht die Unterschiede deutlich. Was in manchen Fällen noch befeuert wird. – Bernock hat das verstanden. Und geht einen Schritt weiter. Oder besser gesagt: ging einen Schritt weiter. Wenn Morlock an seine Aufzeichnungen denkt, wird deutlich, dass Bernock einen den größten Fehler gemeinschaftlichen Lebens erkannt hat: das schlechte Gewissen der Anführer des gemeinschaftlichen Kollektivs. Irgend jemand muss schließlich führen. Auch in der Gemeinschaft. Nur würde das wieder zu einer Ungleichheit

führen, was der Idee widerspricht. Und das schädigt das Individuum. Genau wie in der Gesellschaft. Also entschied sich Bernock ganz konkret gegen die Gemeinschaft und für die Etablierung einer gesellschaftlichen Ordnung. – Morlock erkennt das. Kann auch sehen, wie gefährlich und widersprüchlich die Gemeinschaft ist. Doch kann trotzdem nicht akzeptieren, dass Bernock sie aus rein opportunistischen Gründen verneint hat. Denn die Gesellschaft ist nur für eine kleine Gruppe von Vorteil. Nämlich derjenigen, die die Gesellschaft aufrecht erhalten will, den Unterdrückern, dem Staat, den Behörden und so weiter. Und weil Bernock ganz offensichtlich Teil dieser Unterdrücker sein wollte, oder es zumindest plante, musste er aufgehalten werden. Zum Wohle einer, wenn auch nur von einem Bruchteil der Menschen bevorzugten, Gemeinschaft. Nur Mord kann, Mord darf eigentlich nicht das Mittel zum Zweck sein. So viel steht für Morlock fest. Er hätte Bernock argumentativ aufhalten sollen. Morlock war schwach, weil triebhaft und emotional, statt rational und kognitiv. – P. sieht das offenbar anders: »Stark ist, wer die Gesellschaft beherrscht, weil er sie bejaht; schwach ist, wer sie um der Gemeinschaft willen flieht, weil er sie verneint«, ruft er und spricht dem Bauherrn damit aus der Seele. Morlock, vielleicht zu idealistisch, vielleicht zu realistisch, beißt sich auf die Zunge. Hier wird gelobt, was er mit einem Engländer getötet hat. Traurig, furchteinflößend.

Bauherr S. hat sich indessen in Rage geredet. Die linke Hand auf der Glatze, den rechten Zeigefinger auf immer wieder neue, seiner Meinung nach verhunzte Stellen zeigend und lautstark lamentierend. Ist denn der Mensch nicht selbst- und mitverantwortlich für sein eigenes Handeln, fragt er. Ja, es sind die Triebe, die ihn bestimmen. Doch unter all den Tieren da draußen nimmt der Mensch eine Sonderstellung ein. Hat Geist. Ist nicht an die Umwelt gebunden, sondern hat es geschafft, sich von seinen animalischen Instinkten zu emanzipieren. Hat keine Umwelt mehr sondern »Welt« an sich. Und kann sich dementsprechend »weltoffen« verhalten. Oder ist diesen Arbeitern etwa jegliche »Welt« abhanden gekommen? – Morlock schluckt. Ihm auf jeden Fall. Doch was heißt schon »abhanden gekommen«? Er, Morlock, hat nie an eine »Welt« geglaubt. Konnte daher auch keine verlieren. Und hat bisher auch nur ein einziges Mal seinen Trieben gehorcht: als er Bernock erschlug. Einmal ist keinmal. Morlock sein Menschsein abzusprechen, würde S., wenn er denn die ganze Geschichte kannte, wohl tun – wäre aber trotzdem reichlich übertrieben. Denkt Morlock. S. sieht einen Vertrauensmissbrauch nach dem nächsten. Offenbar hat niemand so gearbeitet, wie er es gerne

gehabt hätte. Die Arbeiter, allesamt nur ein Haufen Affen, Tiere, hätten versagt in ihrem Dasein als Mensch und wären vollkommen unfähig, ihr Handeln nach Normen und Werten auszurichten. So wie es sich nun mal einfach gehört. Punkt. S. reibt sich den Schweiß von der Glatze. Wütend sein ist anstrengend. Besonders mit Übergewicht.

Ganz offensichtlich hat der Bauherr die Diskussion mit dem Architekten nun auf einen anderen, vielleicht umso wichtigeren Punkt gebracht: Mensch und Welt. – Dass eine Gemeinschaft nicht möglich ist (zumindest nicht absolut) und wir in einer Gesellschaft leben, einem künstlichen Kollektiv, ist von den beiden akzeptiert und bejaht worden. Sie gelten also für sich als stark. Was sie auch allzu gern präsentieren. Denn jetzt geht es nicht nur um das Zusammenleben. Nein. Es geht um das Leben an sich. Und S. macht sehr deutlich, was er von einem Lebewesen hält, das es nicht auf die Reihe bringt, von Vernunft zu sprechen und gleichzeitig vernünftig zu handeln. Dem Mensch also, der Moral und Anstand, Pflichtbewusstsein und Disziplin, Gesetze und Strafen predigt, gleichzeitig über seine Triebhaftigkeit aber nicht hinauskommt. Etwas, das Morlock auch stört. Ach was, stört: rasend machen könnte. Diese ganzen Heuchler. Diese postfaktischen Sklaven ihrer eigenen Lasterhaftigkeit. Morlock weiß, warum er sich zurückgezogen hat. Warum er es unter den Menschen schlichtweg nicht aushält: Der Mensch ist unzuverlässig. Spricht davon moralisch zu sein, Regeln zu leben, Regeln vorzugeben, Vernunft zu leben. Weiß aber gleichzeitig, dass er eigentlich unfähig ist, den eigenen Maßstäben gerecht zu werden. Das wäre traurig, wenn es nicht so verachtenswert wäre.

Morlock kann also zustimmen. Ja, Tiere, ja! Sagt es aber natürlich nicht laut. Hält sich immer noch im Hintergrund. P. winkt indes ab. Die Handwerker gleich als Tiere zu bezeichnen, erscheint ihm dann doch etwas zu drastisch. Kann denn S. die Fehler nicht einfach als Erfahrung abtun? Die Menschen arbeiten mit ihrem Körper, mit ihrem Geist. Manch einer verliert bei der Arbeit vielleicht schlichtweg den Zugang zu seiner Identität und müsse erst wieder zu sich selbst Stellung beziehen. Immer im Verhältnis zu den Anderen. Da können Unsauberheiten, Ungenauigkeiten passieren. Das lässt sich doch alles regeln und wieder herstellen. Und im Endeffekt wisse man doch nun, wie es nicht zu machen sei. Das ist alles. – Gilt das auch für Mord?, fragt sich Morlock an dieser Stelle. Vermutlich nicht. – Schön und gut, meint auch S. Aber haben diese Arbeiter denn keinen bewusstlosen, empfindungslosen,

vorstellungslosen Gefühlsdrang, der sie in die höchsten Höhen geistiger Tätigkeit treibt? Denn wenn sie ihre »Welt« nicht verloren haben sollten, wenn sie sich von ihren tierischen Instinkten befreien konnten, darüber der Welt den Rücken hin zu einer idealen Wirklichkeit kehren konnten, warum, warum, fragt S., ist die Eingangstreppe dann so verdammt schief gebaut und eine Stufe zu kurz? Darauf weiß P. keine Antwort. Er kann nur sagen, dass es sich hier um einen Kommunikationsfehler handeln muss. Die Arbeiter können ihre Umwelt ja nur durch Sprache vermitteln. Und Sprache ist fehleranfällig. Außerdem würden sich Menschen in Extremsituationen eben nicht erwartungsgemäß verhalten. Doch S. unterbricht ihn. Er solle ihn doch bitte verschonen mit seinen Theorien über Heulsusen und Possenreißer. Er habe schließlich genug zu tun. Auch ohne von P. über die Aufhebung der Verhältnismäßigkeit des Daseins vollgequatscht zu werden.

Während Bauherr und Architekt diskutieren, schleicht Morlock über die Baustelle. Immer in Hörweite. Seine Arbeit nur vortäuschend. Eigentlich erwartet man von ihm, zügig weiter zu machen. Doch niemand weiß von Morlocks psychischem Zustand. Und selbst wenn, würden sie ihn wohl zwingen, die Wände fertig zu machen, bevor er ins Gefängnis geht. Diesen Eindruck hat Morlock jedenfalls von Bauherr S. Muss das alles aber vorerst ignorieren. Muss rekapitulieren, was S. da für einen Stuss verbreitet über die Welt. Nach ihm, S., muss es also zuerst eine Welt geben, um sie überwinden zu können. Morlock hält sich selbst für einen sehr geistigen Menschen. Und soweit er das einschätzen kann, hat er seine animalischen Triebe durchaus im Griff. Doch kann er nicht einsehen, dadurch einer über-weltlichen Wirklichkeit näher gekommen zu sein. Und was soll das eigentlich bedeuten? Es klingt fast so, als wäre der Mensch dann nichts weiter als ein Wesen auf der Suche nach etwas. Ein Wesen, das in eine bestimmte Richtung strebt. Immer hin zu einer wahren Realität. Einer Realität, die er, der Bauherr, momentan zumindest, als nicht existent wahrnimmt.

Da wiederum spricht er Morlock aus der fiktionalen Seele. Denn tatsächlich ist die Welt in seinen Augen »nicht existent«. Und von »reak« kann hier gar nicht die Rede sein. Nur wo soll es denn hingehen, wenn der Mensch sich auf die Suche macht? Was will er denn finden? Für Morlock klingt das alles sehr nach einer Suche nach etwas Nicht-Irdischem. Ja, etwas Göttlichem. Für Bauherr S. scheint der Mensch in seiner wahren Existenz, wenn er die Welt hinter sich gelassen hat, nur als ein »Suchender nach Gott« zu existieren. Und das ist etwas, das Morlock ohne jeden Zweifel ablehnt. Es muss doch

möglich sein, die Welt als nicht existent anzuerkennen, ohne zugleich auf den religiösen Zug aufzuspringen. – Offenbar nicht. Denn selbst Bernock hatte vor, seine total verwaltete Herrschaft auf einem religiösen Fundament aufzubauen. Und mit Bernock müssten die beiden ja eigentlich ein großes Problem haben, betrachtet man ihre Ansicht von Gesellschaft und Gemeinschaft, die ja offenbar auf einem ethischen Konflikt beruht. Einem Konflikt, den Bernock einfach nicht gesehen hat. Also alles nur billige Ausreden, weil sich niemand dem wirklichen Problem stellen will? Taschenspielertricks, um mit Gewalt eine Antwort zu finden? Vielleicht. Denn so einfach geht es nicht. Die Suche nach einem Beweis gegen die Welt muss wehtun. Und darf keinesfalls abgetan werden, indem leichtfertig eine Gottheit eingesetzt wird. – So nett der Architekt P. im Gegensatz zum Bauherrn wirkt, so einen groben Unsinn redet er leider auch. Wenn etwas immer und seit ewig Bestand hat, dann ist es Morlocks Identität. Nie würde er sie in Frage stellen. Denn genau das ist es doch, was er meint. Es gibt keine Welt, sondern nur ihn, Morlock, und seine Identität. Keine übergeordnete Struktur, keine Definition, keinen Gott, keine Verwaltung. Das einzige, das von Morlock wirklich als wahr und real wahrgenommen werden kann, ist seine Identität. Mehr nicht. Und diese bei der Arbeit zu verlieren. Bei der Arbeit! Dort, wo er die meiste Zeit seines Lebens denkt, seinen Geist, seine Identität spürt, ist blanker Unsinn. Dass er vieles im Verhältnis zu anderen tut, kann zwar unter Vorbehalt angenommen werden, doch nie würde er es zulassen, dadurch Ungenauigkeiten entstehen zu lassen. Schon gar nicht in der Kommunikation. Er spricht klar und deutlich. Seine Argumentation ist lückenlos und logisch wahr. Zu jeder Zeit. – Nun ja, fast. Die Diskussion mit Bernock bildet die Ausnahme. Doch seine Fassungslosigkeit, sein verzweifelter Versuch im Nachhinein das richtige Argument, die richtige Konklusion zu finden, muss doch zeigen, dass es eben nicht so ist, wie P. behauptet und S. bellt.

Wie gern würde Morlock in die Diskussion einsteigen. Wie gern sich und seine Handwerkerkollegen verteidigen, vor diesen akademischen Schwätzern. Nie haben diese beiden Hirnis auch nur einen Finger krumm gemacht. Körperliche Arbeit ist ihnen völlig fremd. Das sieht Morlock auf den ersten Blick. Er wünscht ihnen mehrere Sanierungen an den Hals. Sollen ihre Häuser Stromausfälle und Wasserrohrbrüche erleiden. Schimmelpilz und Holzwurm. Doch Morlock kann seine Hasstiraden nicht beenden. Bauherr und Architekt verlassen das Gebäude. Er schleicht hinterher. Offenbar haben sie ihre Besichtigung beendet. Ein Glück. Morlock scheint davon zu kommen. Niemand sonst hat sich angekündigt. Und bis die nächsten externen Arbeiter anrücken,

ist längst jeder Beweis für Bernocks Existenz vernichtet, jeder Rest in der Baugrube hinter dem fast fertiggestellten Parkplatz versickert. Darüber hinaus ist Morlock zuversichtlich, auch noch den Beweis gegen die Welt zu finden. Auf dass er mit ruhigem Gewissen auf die nächste Baustelle kann.

Vor dem Gebäude wenden sich P. und S. noch einmal um. Händeschütteln. Ja dann scheint ja alles geklärt zu sein. P. soll den Arbeitern nochmal ein wenig Druck machen. Kann ja so nicht weitergehen. Und der Parkplatz? Ja, läuft. Die Baugrube ist ja bereits ausgehoben. Fehlen nur noch die Pflanzsteine, der Schotter und dann wird alles zugeschüttet. Davor aber natürlich noch das Bodengutachten. Klar. Klar? Morlock geht fast in die Knie. Bodengutachten? Ja, es muss sichergestellt werden, dass der Boden entsprechend tragfähig ist. Am Hang eine absolute Standardprozedur. Kostet auch fast nichts. Ein Geologe nimmt ein paar Proben. Untersucht die Zusammensetzung des Bodens. Schreibt alles auf. Genehmigung. Fertig. Normalerweise keine Überraschungen. Hier mit Sicherheit auch nicht. Der Boden ist lehmig und mit Sandsteinen gespickt. So viel wisse man schon. Alles andere ist reine Routine. Es sei denn, der Geologe findet eine Goldader. Der Bauherr lacht wütend. Dann reißt er alles ab und kauft sich eine Insel im Pazifik. P. will in den Witz einsteigen. Doch S. gibt ihm einen so starken Klaps auf die Schulter, dass er mehr damit beschäftigt ist, das Gleichgewicht zu halten. Also dann, sagt S., steigt in seinen Wagen und fährt davon. Also dann, sagt P., und tut es ihm gleich. Zurück bleibt Morlock. Bodengutachten. Sie werden die Säure finden. Sie werden den Engländer finden. Sie werden die Leiche finden. Sie werden Morlock den Mord beweisen. Sie werden ihn einsperren. Den Schlüssel wegwerfen. Sie werden ihn seiner körperlichen Freiheit berauben. Freiheit. Darüber hat Morlock bisher noch gar nicht richtig nachgedacht. Verdrängt hat er es. Ja. Verdrängt. Was heißt das, keine Freiheit zu haben? Wie frei ist er jetzt? Wie frei wird er sein?

Maler Morlocks Gedanken seien frei. Heißt es seit frühester Kindheit. Niemand kann sie erahnen, niemand kann sie stehlen, niemand sie beeinflussen. Sie seien wie Schatten, spuken durch seinen Kopf, unfassbar, unantastbar. Immer wieder kriegt er es gesagt. Denn eines stehe fest: Seine Gedanken genießen bedingungslose Freiheit.

So könnte Maler Morlock denken, was er will, wann er will, wo er will. Könnte sich endlosen Tagträumen hingeben, die Welt sich erdenken, wie er sie gerne

hätte. Wenn er sie denn gerne hätte. Wäre gar in der Lage alles, was »Welt« sein könnte, auszublenden; nur noch seinen Gedanken nachzujagen. Diesen unbeeinflussbaren, freiheitlichen Stromstößen durch sein Hirn. Bräuchte dafür jedoch Stille. Eine ruhige Ecke. Einen Moment ohne blinkende Displays oder schreiende, grölende Idioten. Das Gefängnis könnte dieser Ort sein. Ist er, Maler Morlock, doch »draußen« ständig umgeben von neurologischen Impulsen. Müsste er dafür nicht weg? Wenn nicht ins Gefängnis, dann doch auf den Ozean oder noch weiter, die Erde verlassen, auf den Mond fliehen ... nur um selbst dort noch Überbleibsel zivilisatorischen Lärms vorzufinden. Wie frei können seine Gedanken dann noch sein?

Bei aller Liebe zur Kognition: Maler Morlock liebt auch den Wein. Liebt den Rausch. Liebt es in angenehmer Gesellschaft, einer Partnerschaft auf Augenhöhe, den Gedanken freien Lauf zu lassen. Doch wenn er ehrlich ist, wenn er ganz ehrlich darüber nachdenkt, wie frei seine Gedanken wirklich sind, kann er doch nur zu einem Schluss kommen, kann nur feststellen selbst dann nicht vollkommen frei zu sein. Er will ja gefallen. Will dem Gegenüber doch den bestmöglichen Maler Morlock präsentieren. Schafft das nur, wenn er seine Gedanken ein wenig im Zaum hält, den Umständen anpasst, sich nicht allzu sehr die Freiheit nimmt, die ihm doch eigentlich suggeriert wird. Denn Ehrlichkeit, sei sie noch so erwünscht, vielleicht sogar gefordert, hat an dieser Stelle nur bedingt seinen Platz. Ist nur berechtigt, wenn es um die Gefühle geht. Und Gefühle, so viel steht fest, sind keine Gedanken.

Daher, wenn Maler Morlock nun die physische Freiheit genommen, wenn er mit doppelten Kabelbindern in die städtische JVA eingewiesen würde, kann er sich nur frei fühlen, niemals jedoch, in keinem Fall, frei denken. Denn genügend Ruhe seine, Maler Morlocks Gedanken, zu sammeln, gibt es dort nicht. Weder auf dem Hof, wenn er zu gemeinschaftlichen, teambildenden Maßnahmen gezwungen wird. Noch in der Zelle, die – ausgestattet mit Fernseher, Radio, Büchern – genug Ablenkung bietet. So viel Ablenkung, dass Maler Morlock gar nicht auf die Idee kommen würde, einen freien Gedanken zu haben. Nur das Gefühl von Freiheit, das Gefühl einer gewissen Nuance von Freiheit kommt auf. Wenn er sich konzentriert, wenn er es schafft sich zu sozialisieren, mit den anderen Häftlingen ein gemeinschaftliches Freiheitsgefühl zu etablieren. Etwas, das die Wärter niemals unterdrücken könnten. – Wenn sich also etwas etablieren würde, wie da draußen, unter

den anderen »freien« Menschen, etwas »Soziales«, das sich irgendwie frei anfühlt. Vielleicht gar eine Gemeinschaft.

Sorgen machen, muss sich Maler Morlock daher nicht. Warum auch? Sind seine Gedanken noch so infiziert von sozialen Medien, popkulturellem Ballast, marketingverseuchtem Schmutz, kann er, Maler Morlock, dennoch das Gefühl haben, frei zu sein. Gönnst sich das Gefühl, auch wenn es nichts Kognitives mehr haben sollte. Schließlich wird ihm das mit aller Gewalt vermittelt. Zwar von denjenigen, die ihm seine Freiheit rauben wollen, doch was ist schon echte Freiheit gegen das Gefühl frei zu sein?

Nichts, denkt Morlock, und verflucht seine Existenz. Wie konnte es nur soweit kommen? Wie konnte er derart die Fassung verlieren? Bernock töten? Wie konnte er nur? Sein ganzer Körper zittert. Er muss sich setzen. Jetzt ist alles vorbei. Jetzt könnte alles vorbei sein.

»Wir sind in der ungefähr zehntausendjährigen Geschichte das erste Zeitalter, in dem sich der Mensch völlig und restlos problematisch geworden ist: in dem er nicht mehr weiß, was er ist; zugleich aber auch weiß, dass er es nicht weiß.« (Scheler)

»Takt ist der ewig wache Respekt vor der anderen Seele und damit die erste und letzte Tugend des menschlichen Herzens.« (Pleißner)

KAPITEL 7

Morlock verkommt. Da ist er sich sicher. Die Frustration über seine Unfähigkeit, intellektuell voranzukommen, schlägt sich mittlerweile körperlich nieder. Noch immer zittert er wie verrückt. Pochende Kopfschmerzen, Krämpfe in Armen und Beinen – er kann sich kaum noch aufrecht halten. Das tagelange Warten auf das Bodengutachten macht ihm zu schaffen. Architekt P. und Bauherr S. waren leider nicht sehr genau, was den Termin angeht. Nur sie wissen, wann der Geologe kommt. Wann das letzte Stündlein für Morlock geschlagen hat. Währenddessen sitzt Morlock auf der Baustelle und wartet. Zittert. Verkrampft. Er will es auf keinen Fall verpassen, wenn alles auffliegt. Doch seine Beschwerden nehmen immer weiter zu. Vielleicht hatte der Assistent H. doch recht. Vielleicht sieht man einem Mörder seine Tat an. Einfach weil ihn die psychische Last erdrückt. Weil der menschliche Körper mit so einer Schuld nicht aufrecht leben kann. Inzwischen kann Maler Morlock nur noch gebückt gehen.

Dabei muss es den meisten doch zumindest ansatzweise genauso gehen, denkt Morlock. Hat denn nicht jeder eine Leiche im Keller? Oder ist es bei ihm, Morlock, schlimmer als angenommen? Vielleicht. Vielleicht ist sein gebeugter Körper zu extrem, zu krumm für den normalen Betrachter. Empathie kann nicht aufkommen. Die Vorstellung, was Morlock verbrochen haben muss, wie groß seine Schuld sein muss, ist größer, als das identifizierende Gefühl. Dieses: »Ja, das kenne ich.« Weil so eine Beugung, so einen Schmerz niemand kennt, der nicht auch schon mal gemordet hat. – Wenn es so sein sollte, wenn die Menschen ihm, Morlock, die Tat ansehen können, dann muss er etwas dagegen unternehmen. Und der erste Impuls: Verdrängung. Morlock versucht, den Schmerz zu unterdrücken. Unmöglich. Linderung kommt nur auf, wenn er sich beugt. Weit nach vorne beugt. Dorthin, wo der Schmerz nachlässt. Den Kopf in den Nacken gelegt, kann er trotzdem sehen, wo er hinläuft.

Neben all der offensichtlich zur Schau gestellten Schuld hat Morlock noch einen weiteren Grund erkannt, warum er sich so beugen muss: Bernock hat ihn infiziert. Mit Intoleranz und Hass. Klar, sonst hätte Morlock wohl kaum zugeschlagen. Hätte vielmehr das richtige Argument gefunden, um Bernock in die Schranken zu weisen. Ist jetzt jedoch nicht besser als einer dieser von ihm so verachteten Emotionalisten da draußen. Kann damit allerdings nicht so ohne Weiteres leben. Nicht so locker und frei, praktisch gedankenlos treibend die restlichen Tage seines Lebens dahin ziehen lassen. Nein. Morlock kann sein Dasein nicht mehr ertragen. Muss allergisch geworden

sein. Gegen den Tag. Gegen die Sonne. Ja, die Sonne. Morlock ist sich ohnehin schon sicher gewesen, dass Bernock bereits begonnen hat, seinen elitären Unterdrückungsapparat in die Tat umzusetzen. Und warum sollte die größte Energiequelle des Planeten mit Bernock nicht unter einer Decke stecken? Und nein, er hat nicht den Verstand verloren. Noch nicht. Denn tagsüber, wenn er sich zur Arbeit, zum Einkaufen oder zur Freizeitgestaltung begibt, scheint meistens die Sonne. Er fühlt dann ein Drücken und Schieben, wie von zwei Klötzen, die ihn, verbunden mit einem Seil, um den Hals gelegt werden und ihn so zum Nach-vorne-beugen zwingen. Das kann doch kein Zufall sein. Nur der Bereich von seinen Füßen bis zu seiner Hüfte scheint davon verschont. Dort fühlt Maler Morlock nichts. Also beugt er sich bis zu jenem Punkt, an dem das Drücken nachlässt.

Sein Verdacht gegenüber der Sonne bestätigt sich, zumindest indirekt, wenn es regnet. Der Himmel wolkenverhangen, so ist es ihm zeitweise möglich, den Kopf nach oben auszustrecken, sich sogar auf seine Zehenspitzen zu stellen und mit weit geöffnetem Mund die Regentropfen auf sein Gesicht prasseln zu lassen. Er bevorzugt es daher, nass zu werden.

Wochen vergehen. Und mit jedem Tag, den er auf den Geologen wartet, nimmt der Zustand, der Schmerz weiter zu. Maler Morlock trifft eine Entscheidung. Will zum Arzt gehen. Die Schmerzen müssen weg. Es geht nicht anders. Kinder zeigen mit dem Finger auf ihn. Respektlose Jugendliche legen ihre Sachen auf ihm ab. Ältere Menschen sehen es als eine ironisch-verhöhrende Geste und versuchen ihn mit ihren Spazierstöcken zu verjagen. Wenn Maler Morlock schnell geht oder läuft, lachen sich die Leute halb tot.

Morlocks Hausarzt ist Grieche und selbst nicht mit völlig gerader Art zu gehen ausgestattet. Er ist klein, alt und trägt einen mächtigen Bart. Ein Gesicht wie in Stein gemeißelt. Morlock vertraut ihm.

Morlock kann vor lauter Schmerz nicht über die Theke der Rezeption sehen, hat auch keinen Termin vereinbart, fleht die Arzthelferin an, Dr. P. möge ihn so schnell es geht empfangen. Eine Schwester bittet ihn ins Wartezimmer. Dr. P. hat Zeit. Morlock sei gleich als nächstes dran. Um die anderen Patienten nicht unnötig zu stören, tut Morlock so, als würde er sich permanent die Schuhe zu binden. So fällt seine gebeugte Haltung nicht allzu sehr auf. Das Gefühl, jeder der Anwesenden hätte an Morlocks Haltung sofort erkannt,

welch schwerwiegende Tat auf seinen Schultern lastet, kann er dennoch nicht abstellen.

Wie Morlock so dasitzt und seine Schuhe bindet, so tut, als wenn es unheimlich schwierig wäre, die Schnürsenkel zu packen, in die entsprechend vorgestanzten Löcher zu fädeln und so weiter, merkt er, wie sich jemand neben ihn setzt. Ein junger Mann, den Schuhen – Sneakers – nach zu urteilen, der sich ganz offensichtlich für Morlock interessiert. Auch er beugt sich nach vorne und grüßt. Morlock täuscht ein zurückgrüßendes Nicken an, was in dieser Körperhaltung kaum zu erkennen ist. Der junge Mann hat aber ganz offensichtlich richtig gedeutet und fragt schließlich nach Morlocks Befinden. Gut, gut, nur ein leichtes Ziehen im Rücken, gibt Morlock zurück. Er muss ja nicht gleich seine ganze Krankheitsgeschichte wahllos mit Fremden im Wartezimmer teilen. Der junge Mann scheint aber interessierter zu sein als die anderen Mitkranken im Wartezimmer. Er sei Student bei Dr. P., erklärt er, und hoffe ein paar interessante Fälle mit-diagnostizieren zu dürfen. Und Morlock, wie er da so vornübergebeugt tut, als ob er seine Schuhe nicht binden könne, scheint doch ein recht seltener Fall von Rückenbeschwerden zu sein. Ob Morlock ihm vielleicht kurz schildern könne, was los sei. Nun, nein, sagt Morlock. Erstens wisse er es selbst nicht. Außerdem würde er doch ganz gerne mit dem »richtigen« Arzt sprechen wollen.

Der junge Mann nickt. Was ihm wesentlich besser gelingt, auch wenn er genau wie Morlock in der vornübergebeugten Position verharrt. Das mit dem Reden sei aber so eine Sache, sagt er. Gerade bei Dr. P. müsse Morlock aufpassen. Es gehe darum, bei jeder Sache, jedem Punkt, so überzeugend wie möglich zu sein. Morlock versteht nicht. Was hat das mit seinem Schmerz zu tun? Warum sollte er überzeugend sein? Nun, meint der junge Mann, wenn er ganz ehrlich sein solle, mache Morlock auf ihn einen recht unglaublichen Eindruck. Zu übertrieben die Beugung nach vorne. Zu ausgedacht der angeblich starke Schmerz. Es gäbe zu viele Süchtige, die sich hier mit den haarsträubendsten Geschichten ihren Trip abholen wollen. Trip? Morlock geht es nicht um einen Trip. Vielmehr hofft er, hier Linderung zu erfahren. Wenn eine Spritze hilft. Ja, dann bitte, danke, herzlich, adieu. Aber ihm sind auch alle anderen Heilmethoden recht. – Gut, gut, sagt der junge Mann. Dann solle Morlock aber darauf achten, wie er mit dem Doktor rede. Sonst würde der nur misstrauisch werden und ihn, Morlock, bestenfalls wegschicken. Schlimmstenfalls die Polizei holen. Nein, das kann Morlock jetzt wirklich nicht gebrauchen. Wenn hier also so sehr auf Glaubwürdigkeit

wert gelegt wird, dann bitte. Morlock öffnet erneut seine Schnürsenkel, nur um sie sogleich wieder zu einer Schleife zu formen. Vorsichtig blinzelt er aus dem Augenwinkel in den Warteraum. Nur kurz checken, ob er auch ja nicht auffällt. Alles ruhig. Nur ein kleines Mädchen auf dem Schoß seiner Mutter glotzt zu ihm herüber. Allerdings nur mit einem Auge. Auf dem anderen klebt ein großes Pflaster mit »Winnie the Pooh«-Motiv.

Morlock dreht sich wieder zu seinem Nachbarn. Wie soll er es angehen? Der junge Mann weiß Bescheid. Morlock würde überzeugen, wenn er seinen Schmerz beweisen könne. Sachorientiert solle Morlock sein. So einfach sei das. Aha, denkt Morlock. Beweise überzeugen. Einen noch allgemeineren Allgemeinposten hätte der junge Mann nun wirklich kaum vorbringen können. Dazu kommen aber noch drei Überzeugungsmittel, ergänzt der junge Mann und beginnt nun seinerseits Morlocks Schuhe auf und wieder zuzubinden. Wohl auch, um die vornübergebeugte Haltung nicht allzu krankhaft aussehen zu lassen. Hier scheint ein Mann dem anderen beim Schuhebinden helfen zu wollen. Lächerlich, vielleicht. Aber unauffällig. – Was die Überzeugungsmittel angeht, sagt er, der Student, komme es einerseits auf den Charakter des Redners an, andererseits auf den emotionalen Zustand des Hörers und drittens auf das Argument. Was immer als das wichtigste Mittel gelten muss. Argumente können konkrete Beispiele sein, da sie eine hohe Überzeugungskraft besitzen. So könne Morlock beispielsweise im Hinblick auf seinen Rückenschmerz nachvollziehbare Beispiele anbringen, wo und wann sich sein Leiden konkret manifestiert hat. Ist dies nicht widersprüchlich, sondern allgemein nachvollziehbar, hätte er schon gute Chancen, glaubhaft rüber zu kommen.

Morlock weiß das alles. Das ist nichts Neues. Schließlich hat er dasselbe in der Auseinandersetzung mit Bernock gemacht. Konkrete Beispiele, wann es die Welt gibt und wann nicht, helfen immer, das Gegenüber von seinem Standpunkt zu überzeugen. Das reicht aber oftmals nicht. Und weil es bei Bernock nicht reichte, musste Morlock zum finalen Schlag ausholen. Etwas, das ihm bei dem Arzt weit weniger helfen würde, als es bei Bernock der Fall war. Doch der junge Mann scheint auch das zu wissen. Und ergänzt: Wichtiger als das Beispiel sei das Enthymem, die sogenannte rhetorische Deduktion. Sein besonderes Merkmal: Alle Prämissen sind allgemein oder von den meisten als wahr angesehen. Morlock, als Redner, überzeugt also, wenn er seine Behauptung aus allgemein wahren Prämissen herleitet. Wenn Morlock nun behauptet, Gott wisse nicht alles und demnach könne der Mensch auch nicht alles wissen, muss diese Behauptung stimmen, da ganz

offensichtlich ein nicht-allwissendes Wesen wie der Mensch zwangsläufig nur so viel wissen kann, wie sein allwissender Schöpfer. – Morlock stöhnt. Würde er die Existenz eines Gottes anerkennen, wäre dies ganz bestimmt wahr. Und rein logisch lässt sich das auch herleiten. Doch bleibt es hypothetisch. Morlocks Rückenschmerz nicht. Der ist ganz real. Und auch keine Behauptung, weil zumindest für ihn, Morlock, durchaus bewiesen. Nur, welche Prämisse könnte in diesem Zusammenhang als wahr gelten? Lieber würde Morlock an die Emotion des Arztes appellieren und ihn so von den Schmerzen überzeugen. Schließlich wird er wohl kaum in der Lage sein, seine Emotionen so im Griff zu haben, wie Morlock.

Aber genau dies scheint für den jungen Mann gar nicht zu gehen. Denn genau damit, also einer billigen Emotionserregung würden sachbezogene Urteile oder Diagnosen absolut unmöglich werden. Außer, und da wird der junge Mann plötzlich ganz klar, der Redner schaffe es, die Emotion in die richtige Bahn zu lenken. Also entsprechend seiner Behauptung zu definieren. Man frage einfach, worüber, wem gegenüber und in welchem Zustand jemand die jeweilige Emotion empfindet. Für Zorn hieße das etwa: ein im Schmerz verbundenes Streben nach einer vermeintlichen Vergeltung, für eine vermeintliche Herabsetzung von einem selbst oder einer nahestehenden Person, von einer dritten Person, der solch eine Herabsetzung nicht zustehe. Wenn der Redner mit diesem Definitionswissen den Zuhörern deutlich machen kann, dass der entsprechende Sachverhalt vorliegt und sie sich im entsprechenden Zustand befinden, empfinden sie die entsprechende Emotion. Sofern der Redner mit dieser Methode bestehende Sachverhalte eines Falles hervorhebt, lenkt er damit nicht – wie bei den kritisierten Vorgängern – von der Sache ab, sondern fördert nur dem Fall angemessene Emotionen und verhindert somit unangemessene. Schließlich soll der Charakter des Redners aufgrund seiner Rede für die Zuhörer glaubwürdig, das heißt tugendhaft, klug und wohlwollend erscheinen. Alles in allem steht und fällt jede Behauptung aber mit der sprachlichen Form. Optimal wäre es, wenn Morlock klar und weder banal noch erhaben daher kommt. Es ginge um Ausgewogenheit. Nur so ließe sich das Interesse fördern sowie für entsprechende Aufmerksamkeit und Verständnis sorgen. Vielleicht sollte Morlock eine Metapher benutzen. Damit hätte er noch die besten Chancen.

Ja, ja. Bla, bla, denkt Morlock. Das alles hätte ihm vielleicht bei der Diskussion mit Bernock geholfen. Vielleicht wäre es sinnvoll gewesen, eine gute, angebrachte Metapher zu verwenden, um ihm so den Wind aus den Segeln zu nehmen. Die muss aber erst einmal gefunden werden. Für die Welt, das

Ding an sich, wäre Gott vielleicht sogar eine gute Metapher. Hier und jetzt, beim Arzt, im Wartezimmer wartend, in Gesellschaft einäugiger Mädchen, ist der Schmerz, die drückende Last eigentlich tatsächlich nur mit dem Gefühl der Schuld gleichzusetzen. Vielleicht sollte Morlock in dem Gespräch mit dem Arzt das Risiko eingehen und einfach die Wahrheit sagen. Immer in der Hoffnung, der Arzt sieht das nur als Metapher und nimmt ihn nicht wortwörtlich. So könnte er zumindest den Schmerz und seine Ursache beschreiben, ohne groß lügen zu müssen. Nun: Dr. P. ruft ihn herein.

Kaum betritt Morlock das Untersuchungszimmer, stürzt der Arzt auf ihn zu. Na sowas, sagt er. Sie schleichen hier ja rein wie ein Mörder. Morlock ist entsetzt. Vielleicht sollte er das mit der Metapher doch lieber lassen. Wenn der Arzt jetzt schon so anfängt. Vielleicht sollte er so wenig wie möglich reden. Das kommt immer noch am besten ... Aber Dr. P. winkt ab. Nur keine Panik, mein Humor ist auch nicht mehr das, was er mal war. Aber ist Ihnen nicht aufgefallen, dass viele Mörder vor Gericht ihren Körper ähnlich zusammenziehen wie Sie? – Ja, sagt Morlock. Sowas ähnliches habe er schon mal gehört. – Wie dem auch sei, fährt Dr. P. fort, was fehlt uns denn? Er tastet Morlocks Rücken ab. Wirbel für Wirbel. Schließlich hält er inne und beginnt zu massieren. Morlock spürt keine Veränderung. Ob er in letzter Zeit schwer heben musste, fragt Dr. P. Morlock denkt an die Leiche, schüttelt aber lieber den Kopf. Nein. Gut. Also kein Hexenschuss. Dem Schmerz müsse man dann wohl anders auf die Spur kommen. 80 Prozent aller Schmerzen seien Kopfsache, so Dr. P. So sagen es renommierte Studien. Eine ausführliche Anamnese, die Befragung des Patienten nach seiner Krankheits- sowie Lebensgeschichte ist daher Pflicht für jeden ernstzunehmenden Mediziner. Ob Morlock denn schon einmal solche Schmerzen gehabt hätte? – Nein. – Ob er einen Verdacht hätte, woher die Schmerzen kommen könnten? – Nein. – Gut. Hat er sich denn in letzter Zeit mit großen Problemen rumgeschlagen müssen? Beruflich? Privat? Ist vielleicht eine Liebesbeziehung in die Brüche gegangen? Ärger mit dem Chef? So etwas? – Nein. Morlock schüttelt wieder den Kopf. Er kann auf keinen Fall die Wahrheit sagen. Scheiß auf die Metapher.

Die Frage ist nur, ob Dr. P. den Schmerz dennoch beseitigen kann. Vielleicht kann Morlock etwas nur andeuten. Schließlich geht es hier doch mehr oder weniger um Gerechtigkeit. Also es ist doch schon ungerecht, dass Morlock zusätzlich zu seiner psychischen Abgeschlagenheit auch noch Rückenschmerzen bekommt. Und das muss Dr. P. doch interessieren, das unbestimmte

Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein. Vielleicht reicht das aus, um die nötigen schmerzlindernden Maßnahmen in die Wege zu leiten.

Dr. P. überlegt. Gefühlte Ungerechtigkeit, wiederholt er. Ja, das kann sich psychosomatisch auf den Körper auswirken. Natürlich nur in allerschwerster Form. Eine Therapie gibt es leider nicht. Man kann jedoch auf den Grund der Ungerechtigkeit stoßen, um so das Gefühl vielleicht zu verstehen. Warum fühlt Morlock sich ungerecht behandelt? Die Antwort auf diese Frage, könnte die Schmerzen entfernen. Dazu muss jedoch erst einmal festgestellt werden, was denn Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit überhaupt seien, sagt Dr. P. Und welche Wirkung sie auf den Geist haben. Nun, das geht wohl in drei Schritten. Erstens will Dr. P. klären, was das Wesen, der Ursprung der Gerechtigkeit ist. Zweitens will er seiner These nachgehen, dass Gerechtigkeit bei den Menschen mehr als eine Notwendigkeit, denn als etwas Gutes angesehen wird. Drittens, dass seine These wahr ist, weil der Volksmund schließlich auch davon ausgeht, dass das Leben eines Ungerechten weitaus einfacher und glücklicher sein kann, als jemandes Leben, der ständig darauf bedacht ist, gerecht zu sein.

Für Morlock klingt das nicht besonders plausibel. Warum sollte Ungerechtigkeit ein besseres Leben ermöglichen? Aber Dr. P. scheint sich darüber intensiv Gedanken gemacht zu haben. Und Morlock kann vor lauter Schmerz sowieso kaum klar denken. Er lässt den Doktor reden. Zur Not gibt es am Ende eine fette Spritze gegen die Schmerzen und gut ist's.

Also, sagt Dr. P., das klingt jetzt natürlich haarsträubend, doch wenn ich einfach mal beginne, das ungerechte Leben zu loben, werden Sie schnell merken, dass ich recht behalte. Denn ist es nicht so, dass Ungerechtigkeit oftmals der leichtere Weg ist? Muss für ein gerechtes Handeln nicht immer ein Kompromiss eingegangen werden, den wir oftmals nur zähneknirschend akzeptieren? Ich sage, ja. Ein ungerechtes Leben geht keine Kompromisse ein. Ein ungerechtes Leben macht sein Ding. Interessiert sich für nichts und niemanden. Ist egoistisch, ja, aber glücklich, weil nur auf den eigenen Vorteil bedacht und in der fantastischen Position ihn, den eigenen Vorteil, auch stets zu erlangen. Morlock weiß genau, wovon er spricht, doch geht das nur, wenn die anderen, denen Unrecht getan wird, dies klaglos über sich ergehen lassen. Sobald sie sich wehren oder selbst anfangen Unrecht zu tun, ist niemand mehr glücklich. Sehr richtig, sagt Dr. P. Aus diesem Grund haben

die Menschen unbewusst begonnen, Gesetze zu machen, Verträge aufzusetzen, so dass niemand mehr Unrecht tun darf, um glücklich zu sein. Und niemand mehr Unrecht erleiden muss und damit unglücklich ist. Diese Gesetze sind die Basis für Gerechtigkeit. Also genauer gesagt, das Wesen der Gerechtigkeit, die die Mitte halte zwischen dem straflosen Unrecht und der Unfähigkeit, erlittenes Unrecht zu rächen. Die Gerechtigkeit selbst jedoch, als das in der Mitte Stehende, wird zwar von allen geehrt, jedoch nicht unbedingt geliebt, da sie der Grund für potenzielles Unglück sein kann.

Ja, denkt Morlock. Wenn er ungestraft ungerecht sein dürfte, hätten ihn weder der Tod Bernocks noch seine Unfähigkeit, eine Rechtfertigung für diesen Tod – sprich: den Gegenbeweis für Bernocks Weltanschauung – zu finden, auch nur ansatzweise belastet. Er hätte es einfach hingenommen, als das, was es ist: das Ende einer Debatte, die er drauf und dran war zu verlieren. Statt dessen ist er jedoch aus der Haut gefahren. Man kann sagen, dass ihn jegliches Gerechtigkeitsempfinden verlassen hat. Morlock gibt also zu bedenken, dass es um die Gerechtigkeit nicht allzu weit her ist, wenn der Mensch nicht in der Lage ist, sein Unrecht in Zaum zu halten. Ja, sagt Dr. P., Vollkommen richtig. Denn Basis der Gerechtigkeit ist zum großen Teil, besonnen zu reagieren, auch wenn man den Drang verspürt, etwas Ungerechtes zu tun. Es geht einfach um die Beherrschung seiner Triebe, seiner Gelüste, kurz: darum immer »Herr seiner selbst« zu sein. Auch wenn es auf den ersten Blick lächerlich anmutet. Denn der Herr seiner selbst wäre auch Knecht seiner selbst, und der Knecht Herr. Denn in allen diesen Beziehungen ist von der gleichen Person die Rede. Letztlich geht es aber nur darum, zu sagen, dass es in der Seele eines Menschen immer zwei Dinge gibt: ein Schlechtes und ein Gutes. Und wenn das Gute über das Schlechte herrscht, wunderbar, dann ist man »Herr seiner selbst«. Umgekehrt wäre man selbstverständlich, wenn das Schlechte über das Gute herrscht, »Knecht seiner selbst«. Ein ungleich negativeres Verhältnis. Manche Kinder zeigen solche Anwandlungen. Vermutlich weil die entsprechende Erziehung fehlt. Was den Anschein hat, dass Gerechtigkeit, oder vielmehr die Besonnenheit für gerechtes Handeln, nicht unbedingt von Natur aus gegeben ist. Oder aber erst zur Geltung kommt, wenn die Seele einen entsprechenden Reifegrad erreicht hat.

Morlock ist sich nicht sicher, ob er die Meinung von Dr. P. teilt. Nämlich, ob er, so ohne zu hinterfragen, die Existenz einer Seele akzeptieren kann. Wenn es der Heilung seines Rückenleidens dienen sollte, bitte sehr, dann wäre er bereit, den Gedanken an eine Seele anzunehmen. Doch eigentlich

ging es ihm immer nur um die individuelle Wahrnehmung. Etwas, das er niemals mit einer Seele gleichgesetzt hat. Denn Seele klingt nach Unsterblichkeit. Und Wahrnehmung endet mit dem Tod. Da ist sich Morlock sicher. Aber wie gesagt, er ist bereit, für diesen Augenblick, und um dem Doktor seine Ausführungen zu Ende führen zu lassen, den Gedanken an eine Seele an sich gelten zu lassen. – Nun, fährt Dr. P. fort, alles in allem können wir festhalten, unser gesellschaftliches Zusammenleben, also zwischen allen Menschen insgesamt, ist mehr oder weniger »Herr seiner selbst«. Das zeigt sich vor allem im Zusammenspiel. So verhindert die große Masse mit Hilfe ihrer Besonnenheit eine Ausbreitung ungerechten Verhaltens. Vorzugsweise auf Basis ihrer demokratischen Struktur. Richter werden gewählt. Verbrecher von gewählten Richtern zur Rechenschaft gezogen. Und so weiter. Sicher, ein funktionierendes demokratisches System muss sich erst etablieren. Deutschland ist da spät dran gewesen.

Dr. P. hält kurz inne. Sein Blick schweift ab. Er ist alt genug, um eine Zeit erlebt zu haben, in der es nicht weit her war, mit der Besonnenheit. In der die Menschen ihr »Knecht sein« exzessiv ausgelebt haben. Eine Zeit ohne Gerechtigkeit. Ohne Seele. Morlock schweigt. Seine Tat, so kaltblütig sie war, erinnert daran. Jemanden zum Schweigen zu bringen, seine Argumente nicht gelten zu lassen, mit Gewalt nieder zu strecken, das ist nicht menschlich. Das ist nicht gerecht. Und wenn Morlock mit seiner Definition der »Welt« falsch liegt, wenn die Welt, das Ding an sich, sich eben nicht aus der Wahrnehmung, der Toleranz der einzelnen Individuen zusammensetzt; und sollte Bernocks Idee einer übergeordneten Verwaltung der Welt, auf dem Fundament einer religiös anmutenden Herrschaft nicht allein richtig sein, sondern vielleicht sogar gerecht sein, weil sie unter einer unrechten Tat zu leiden gehabt hat; sollte das alles zutreffen, wäre es Morlocks Ende. Es gäbe weder eine Linderung für seine Schmerzen. Es gäbe nichts mehr.

Morlock müsste Bernock folgen. So schnell wie möglich. Dr. P. holt tief Luft. Wie dem auch sei. Besonnenheit ist wichtig. Noch wichtiger jedoch ist die Tatsache, zu wissen, was man tut. Sie sind Maler, sagen sie. Morlock nickt. Gut. Maler zu sein ist gut. Gehen wir jetzt der Einfachheit halber davon aus, dass ihre Profession, ihr Beruf gleichbedeutend mit ihrer Seele sei. Die Aufgabe ihrer Seele ist es zu malen. Fertig. Weder zu mauern, noch zu zimmern, noch Pläne zu zeichnen oder anderes. Sie machen Ihr Ding. Und Sie brauchen auch nicht mehr als Ihr Ding. Damit gliedern Sie sich automatisch in die Gesellschaft ein. Wir können also davon ausgehen, wenn wir alle immer nur unser Ding machen würden, käme niemand dazu, etwas anderes,

möglicherweise sogar Ungerechtes, zu tun. Denn das wäre ja nicht mehr sein Ding. Können Sie mir folgen? – Maler Morlock gibt sich Mühe, hat es aber nicht leicht, da er immer noch weit nach vorne gebeugt vor dem Doktor steht. Bisher hat die Anamnese noch keine wirklichen Fortschritte erbracht. Aber Morlock glaubt nachvollziehen zu können, was gemeint ist. Wenn Morlock einfach nur sein Leben lebt, andere ihr Leben leben lässt, so sind alle glücklich. Ungerechtes Verhalten geht oftmals mit ausgefahrenen Ellbogen einher. Morlock käme, wenn er nicht mehr sein Ding machen würde, anderen in die Quere. Würde die natürliche Ordnung zerstören. Und zwar nur um seiner selbst Willen. Eine solche Tat muss als ungerecht eingestuft werden. Geht gar nicht anders. Darauf beruht ja im Grunde auch die Gewaltenteilung. Die Gesellschaft kann besonnen und gerecht handeln, weil die Gerichte unabhängig von den Gesetzgebern und den zur Handlung Bevollmächtigten sind. Recht simpel. Die Frage ist nur, so Dr. P., wie wir das jetzt auf Sie, Morlock, anwenden können. Denn letztlich geht es um Sie und Ihren Schmerz. Der muss weg.

Dr. P. bittet Morlock, den Oberkörper frei zu machen. Er möchte noch einmal das Rückgrat entlang tasten. Nun, sagt er. Ich kann hier keinerlei Fehlstellung erkennen. Ihr Rücken leistet oberflächlich betrachtet gute Arbeit. Und auch sonst scheint Ihr Körper gut in Form zu sein. Ihr Körper tut sein Ding, um es auf unseren kleinen Gedankengang anzuwenden. Jedes Teil macht das, was es soll. Die Frage ist also, macht Ihr Geist auch das, was er soll? Ihre Seele? Wie steht es damit? Morlock denkt nach. Er könnte jetzt antworten, keinerlei Interesse an dem Befund seiner Seele zu haben, da er gar nicht wirklich an ihre Existenz glaube. Doch wird das diesen Arzt wohl kaum davon abhalten, dennoch auf ein seelisches Problem zu pochen. Er lenkt also ein. Fragt, ob der Doktor meint, der Schmerz könne psychischen Ursprungs sein. Ein guter Kompromiss zur Seele, denkt Morlock. Psychisch liegt soweit ich es sehe, keinerlei Problem vor, so Dr. P. Morlock hat schließlich alle Gedankengänge über die Gerechtigkeit nicht allein nachvollziehen, sondern darüber hinaus auch anerkennen können. Das spricht für einen gesunden Menschenverstand. Dr. P. denkt in einfachen Kategorien, so viel ist Morlock bereits aufgefallen. Die Seele jedoch, die scheint nicht innerhalb ihrer Grenzen zu arbeiten, scheint die innerliche Gewaltenteilung nicht mehr aufrecht zu halten. Morlock wirkt unruhig, fahrig, alles andere als besonnen. Dr. P. ist sich sicher: Morlocks Seele ist entweder krank oder unfähig ihre Aufgabe zu erledigen. Und was soll diese Aufgabe sein, fragt Morlock. Nun, für Gerechtigkeit zu

sorgen. Das ist ihre Funktion. Genau wie die Ohren für das Hören, die Augen für das Sehen zuständig sind, ist Morlocks Seele für sein gerechtes Handeln verantwortlich. Die Seele hat drei Grundvermögen: Begehren, Mut und Vernunft. Und alle drei führen zu besonnenem, tapferem und weisem Handeln. Seine, Morlocks, Seele scheint diese Grundvermögen verloren zu haben. Vermutlich weil die vierte, die Kardinaltugend abhanden gekommen ist, eben die Gerechtigkeit. Und kein Zweifel, das haben sie ja bereits festgestellt: nur der Gerechte lebt gut, der Ungerechte schlecht – aber glücklich. Zumindest innerhalb einer Gesellschaft. Wobei »schlecht« in Morlocks Situation eben eine gebeugte Haltung voller Schmerz bedeutet.

Das ist doch vollkommener Unsinn, ruft Morlock und zwingt sich, dem Arzt aufrecht in die Augen zu schauen. Auf keinen Fall ist die Seele aus der Bahn geraten. Morlock hält es nicht länger aus. Eine Seele existiert nicht. Und da sei er sich sicher, fragt Dr. P. Nein, doch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit liegt der Schmerz nicht an der Unfähigkeit seiner Seele für Gerechtigkeit zu sorgen, sondern vielmehr an den schweren Maurersäcken, die er erst vor ein paar Tagen hat schleppen müssen. Ah, das kann natürlich sein, sagt Dr. P. und zieht schon eine Spritze auf. Er wollte ihn, Morlock, auch nicht unnötig aufregen. Er sehe ja, wie sehr ihn der Schmerz bedrücke. Und eigentlich hatte er gehofft, mit seinen Ausführungen eine Kette von Selbstreflexionen in Gang zu setzen, die vielleicht viel besser geholfen hätten, als ein ordinäres Schmerzmittel. Natürlich wollte er zu keinem Zeitpunkt unterstellen, Morlock sei ein ungerechter Mensch. Vielmehr hatte er gehofft, er, als Patient, würde seinem Körper und seiner Selbst dadurch ein Stück näher kommen. Was niemals schaden kann. Auch für zukünftige Leiden. Außerdem sagte Morlock ja, er habe nicht schwer geschleppt in letzter Zeit. Aber gut.

Morlock nimmt die Spritze schweigend entgegen. Der Schmerz lässt unmittelbar danach spürbar nach. Dr. P. hat bei allem Schwachsinn über die Seele und ihre Funktion bei einem Punkt natürlich dennoch vollkommen recht: Morlock ist ungerecht. Sein Sinn für Gerechtigkeit hat Schaden genommen. Ob unwiederbringlich, wird sich zeigen. Doch ein Mord ist ein Mord. Morlock hat jemandem das Leben genommen. Eine größere Einmischung in den Zuständigkeitsbereich eines anderen Menschen dürfte es wohl kaum geben. Vielleicht sollte Morlock dieser Tatsache langsam ins Auge blicken. Bei aller Liebe zur Logik und einer perfekt geführten Auseinandersetzung: Flucht wäre angebracht. Sie werden ihm auf die Schliche kommen. Werden Beweise

finden. Vielleicht keine eindeutigen. Doch das Bodengutachten wird genug Fragen aufwerfen, um ihn ins Straucheln zu bringen. Morlock wird letztlich gestehen und den Rest seines Lebens im Gefängnis verbringen. Und das zu Recht.

»Alles nämlich, was im Staate nach Ordnung und Gesetz geschieht, bewirkt jegliches Gute; das meiste Ordnungswidrige und schlecht Angeordnete dagegen hebt wieder anderes, was wohl angeordnet war, auf.« (Platon)

KAPITEL 8

Morlock ist auf die Baustelle zurückgekehrt – vollgepumpt mit Schmerzmitteln. Er fühlt sich ein wenig benommen. Doch konzentriert genug für ein erneutes Aufbäumen. Einen erneuten Versuch, dem Tatort und der von ihm selbst gestellten Aufgabe entgegenzutreten. Denn, endlich (ein Vögelchen in Form des Assistenten H. hat es ihm geflüstert): Heute kommt der Geologe E.H. Heute wird das Bodengutachten gemacht. Heute ist der Tag der Entscheidung. Glaubt Morlock. Denn auch wenn es länger dauern wird, bis das Ergebnis endgültig feststeht, so wird sich heute dennoch zeigen, ob dem Geologen irgendetwas seltsam vorkommen wird. Und dass es so sein wird, da ist sich Morlock schon fast sicher. Die Erde hinter dem Parkplatz ist immer noch nicht richtig durchgetrocknet. Hat immer noch einen etwas dunkleren »Teint«, als der Rest drum herum. Morlock sieht das. Hat sogar schon überlegt, »frische« Erde darüber zu schütten. Doch sein schmerzender Rücken und die fehlende Ersatzerde ließen ihn den Plan wieder verwerfen. Und es wäre einfach zu sehr aufgefallen, wenn er das Loch umgegraben hätte. Letztlich war es jedoch ein Zeitproblem. Denn so lange er auf den Geologen warten musste, so plötzlich steht er schließlich mit seinem Kastenwagen auf der Baustelle. Für Morlock heißt das jetzt vor allem eines: Unauffällig jeden Handgriff beobachten, um, wie bei Bauherr und Architekt, zur Not eingreifen zu können. Inwiefern und wo genau, muss spontan entschieden werden. Vielleicht würde Morlock sogar argumentativ gegen den Geologen ankommen, würde der etwas Verdächtiges finden. Vermutlich eher als bei dem Bauherrn, der allein durch seine Persönlichkeit eine viel größere Machtposition ausstrahlt, als Morlock jemals einnehmen könnte. Der Geologe dürfte jedoch schlichten Gemüts und leicht zu überzeugen sein.

Kaum aus dem Auto gestiegen, zieht der Geologe ein rohrähnliches Gerät aus seinem Kofferraum. An der einen Spitze mit einer Art Motor versehen, soll damit anscheinend aus nicht geringer Tiefe eine Probe entnommen werden. Allerhand weitere Gerätschaften kommen dazu. Darunter ein kleines Wägelchen, auf dem ein Kompressor montiert ist. Der Geologe braucht Strom und macht Krach. Ein Indiz für Morlock, dass er kein ruhiger Denker sein kann, da seine Arbeit ihm ganz offensichtlich nicht die nötige Ruhe und Konzentration bietet.

Der Geologe E.H. legt großen Wert auf Genauigkeit. Klare Worte. Keinerlei Abkürzungen, Varianten oder Verniedlichungen. E.H. kommt auf den Punkt. Immer und überall. Es geht ihm dabei um Grundsätzliches. Was zählt, sind

Fakten. Sonst nichts. Er kann es nicht ertragen, wenn seine Arbeit durch Interpretationen, Abstraktionen oder andere Begriffsbildungen unkenntlich gemacht wird. Das hat grundlegend mit dem zu tun, was er eben tut. Er ist Wissenschaftler. Er untersucht den Boden. Dieser besteht aus vielen verschiedenen Anteilen. Aus Sachen, die er eigenhändig analysiert, um so zu einem fundierten Ergebnis zu kommen. Er geht dabei rein empirisch und logisch vor. Findet er beispielsweise verschiedene Kohlenwasserstoffaromate, vorzugsweise Benzol, Toluol und/oder Xylose kann davon ausgegangen werden, dass jemand entweder Benzin oder aber ein industrielles Lösungsmittel in dem Boden entsorgt hat. Das ist die logische Konklusion und sie gilt eindeutig als raum- und zeitlose Wahrheit.

E.H. holt weitere Dinge aus seinem Wagen. Darunter auch ein Triaxialgerät. Ein zylinderartiges Instrument, in das eine Bodenprobe möglichst unversehrt eingesetzt wird. Damit soll die Kohäsion sowie der Reibungswinkel ermittelt werden. Für einen Parkplatz am Hang absolut notwendig, da die Daten die Grundlage für den Winkel sind, in dem das Bodenmaterial angelegt werden kann, ohne abzurutschen. Interessant für den Geologen ist vor allem der innere Zusammenhalt der einzelnen Erdteilchen. Sollte die Erde zu feucht sein, wodurch eine scheinbare Kohäsion entsteht, kann es sein, dass alles instabil wird, sobald es wieder trocknet. Der sogenannte »Sandburg-Effekt«. – Morlock ist nervös. Die Böschung macht eigentlich einen soliden Eindruck. Und der Geologe scheint sich auch ziemlich sicher zu sein, hier keine Probleme vorzufinden. Aber wer weiß, was die Säure mit der Erde gemacht hat.

Der Gutachter hat nichts dagegen, wenn Morlock ihm bei seiner Arbeit zuschaut. Auch nichts gegen das nervöse Hin und Her, das zitternde Fragen, was E.H. nun als nächstes mache, wann er endlich fertig sei, wann das Ergebnis feststehe, wer es zuerst zu Gesicht bekomme und so weiter. Maler Morlock ist ungeduldig. Er wird vom Vorübergehen und Schauen und Fragen immer müder, immer paranoider, immer trüber. Er ändert seinen Schritt. Versucht geschmeidig zu sein, versucht Willen zu zeigen, ist jedoch nur betäubt. Sieht lediglich die Bohrer und Probenstäbe, sieht Stäbe, Stäbe, tausend Stäbe – und hinter tausend Stäben keine Welt. Morlock bleibt stehen. Die Flucht der Gedanken, hin zu etwas Anderem, etwas Lyrischem, ist neu. Vielleicht passiert jetzt etwas mit ihm. Vielleicht ist es der Anfang vom Ende. Nein. Es ist erst vorbei, wenn E.H. fertig ist. Wann ist er fertig? Wann? Wann? – Der Geologe sagt: In einer Woche steht das Gutachten. Eine Woche.

So lange kann Morlock nicht warten. Ob E.H. denn schon eine Tendenz sehe. Schwierig, sagt der. Die Erde hat eine seltsame Konsistenz. Er muss wohl etwas ausführlichere Tests machen. Schnelltests, die den PH-Wert feststellen, seien nicht eindeutig. Der Hang scheint sehr sauer zu sein. So viel ist sicher. Wenn es auch eigentlich unmöglich ist. Doch will er nichts sagen, bevor er nicht genau weiß, was Sache ist. – Was Sache ist, das sagt E.H. andauernd. Morlock hat ihn jetzt eine ganze Weile beobachtet und dieser Ausdruck nervt ihn ein bisschen. Was hat er bloß mit der Sache, fragt Morlock. Na, was wohl, sagt E.H. Man muss einfach immer zu dem zurückkehren, was sich tatsächlich ereignet. Man muss den Sachen auf den Grund gehen. Zurück zur Sache, meint E.H. bestimmt. Vorher weiß man nichts. So sieht es nun mal aus. Deswegen ist er erfolgreich. Deshalb macht er die Bodengutachten für alle großen Architekten hier in der Region. Und er ist stolz auf seine Arbeit.

Das klingt gut, denkt Morlock. Klingt nach subjektiver Wahrnehmung. Nach etwas, das er als das Fundament seines Denkens ansieht. Nur durch die subjektive Wahrnehmung wird die Welt zur Welt. Zu einer subjektiven Welt. Und dadurch entstehen die sieben Milliarden Welten auf diesem Planeten. Jede einzelne definiert durch die subjektive Wahrnehmung jedes einzelnen Menschen. Für Morlock ist klar: Es geht hier um das Denken, nur so kann der Mensch zu einem fundierten Ergebnis kommen. Er pflichtet E.H. also bei, drückt seine Freude darüber aus, endlich jemanden gefunden zu haben, der ganz rational die Kraft der subjektiven Wahrnehmung anerkennt. Nun, jeder kann denken, was er will, meint der Geologe. Allerdings sollte man dem Subjekt nicht allzu viel Bedeutung zumessen. Natürlich gebe es subjektive psychische Prozesse, doch sollte man hier nicht den Fehler machen und sie mit logischen oder mathematischen Gesetzen gleichsetzen. Man kann etwas logisch erfassen. Ein logisches Gesetz verstehen. Doch wenn man etwas versteht, etwas wahrnimmt, dann ist das etwas anderes, als das Wahrgenommene. Die Inhalte meines Denkens, die konkreten Denkgegenstände, etwa die Ergebnisse meiner Untersuchungen hier oder, ganz banal, die Vorstellung einer Welt, ist etwas anderes, als der dazu nötige Denkvorgang. Morlock ist sich nicht sicher, ob er versteht. Auch wenn er glaubt, zustimmen zu müssen. Morlock fasst zusammen: Wenn er also an etwas denkt, etwas wahrnimmt, beispielsweise etwas Abstraktes wie die »Welt«, dann existiert zwar der psychische Vorgang des Denkens, aber die »Welt« existiert nicht. – So in etwa, sagt E.H. Die Vorstellung der Welt basiert auf der Umgebung.

Überall existieren Dinge, die angefasst werden können, sie zusammen genommen, provozieren die Vorstellung einer »Welt«. Das heißt aber nicht, dass die »Welt« wirklich existiert. Ja, sagt Morlock. Ganz genau! E.H. ist überrascht von dem spontanen Ausruf. Das sei doch vollkommen klar, meint der Geologe. Alles andere wäre doch auch komplett unlogisch. Denn das bedeute letztlich doch Folgendes: Wenn wir aufhören, die Welt als existent anzusehen, ist die vorurteilsfreie Betrachtung des reinen Bewusstseins möglich, also eine genaue Untersuchung dessen, was unser Bewusstsein in der Lage ist, wahrzunehmen. Einzelne Phänomene, über die wir uns mit Hilfe unseres Bewusstseins eine Meinung bilden. Mehr nicht. Es geht daher eigentlich nur um das Erlebnis. Wenn wir etwa erleben würden, wie dieser Hang hier einstürzt, geht es in erster Linie um unsere Wahrnehmung und unsere Empfindungen. Das ist das Erlebnis. Der Einsturz des Hanges spielt dann eigentlich keine Rolle. Nur das, was er mit mir macht. Mir: dem reinen Ich. – Wem? Morlock versteht nicht.

Nun, sagt E.H. Es muss doch etwas geben, das all diesen Bewusstseinsakten zugrunde liegt. Etwas Transzendentes. Eben das reine Ich. Im Gegensatz zum »empirischen Ich«, das einzelne Erlebnisse erfährt und dem »seelischen Ich«, das alle Erlebnisse bündelt. Und das kann nur etwas davon vollkommen Unabhängiges sein. Etwas, das gar nichts mehr mit einem Erlebnis zu tun hat. Das darüber steht. Das »reine Ich«. – Wirklich, fragt Morlock. Er ist enttäuscht. Muss es das »reine Ich« wirklich geben? Kann der Mensch nicht einfach einzelne Erlebnisse haben und darüber seine subjektive »Welt« definieren? Schon das »seelische Ich« als Bündel aller Erlebnisse hält Morlock für überflüssig. Es gibt ein »Ich«. Mehr nicht. Sine qua non könne es gerne »empirisch« genannt werden. Alles, was darüber hinaus geht, ist erstens überflüssig. Und zweitens in seinen Augen auch viel zu kompliziert.

Morlock schüttelt den Kopf. Sie blicken sich an. Ohne zu blinzeln. E.H. zieht die Augenbrauen zusammen. Den letzten Einwand kann dieser überhaupt nicht verstehen. Außerdem seien sie sich doch einig. Das Bewusstsein ist die Quelle für alles, was existiert. Und die verschiedenen Ichs helfen, das Bewusstsein, in dem der ganze Welthorizont und der Sinn aller Dinge und Gegenstände sich aufbaut, in den Griff zu bekommen. Ein einzelnes Ich reicht nicht aus, um die Existenz der Phänomene, ihr »Sein«, zu erfassen. Das Sein. Morlock wiederholt den Ausdruck in seinem Kopf. Offenbar etwas analoges zur Welt. Zwischen der Welt und dem Sein, also allem, was ist, kann eigentlich kein Unterschied gemacht werden. So sieht es auch E.H. Doch eins noch, meint er. Einer meiner Assistenten hat mich darauf gebracht: Das »Sein« von

etwas kann vom reinen Ich nur über die »Zeit« erfasst werden. Sein und Zeit, darauf kommt es an. Morlock versteht nicht. Der Geologe holt aus:

Wenn er seinem Assistenten Glauben schenken wolle, gehe es bei dem Sein nicht um etwas einzeln »Seiendes«, etwas Vorhandenes, etwas, dass gegenwärtig existiere. Sondern vielmehr um etwas Vorhandenes, das frei von allen zeitlichen und sinnhaften Bezüge zur Welt ist. Denn: Die Feststellung, dass etwas ist, erklärt noch lange nicht, was es ist. Genauer: Wenn das Sein von etwas bestimmt wird, geht es bei seiner Substanz oder Materie immer nur um den Bezug zur Gegenwart. Es ist gegenwärtig vorhanden. Hier fehlt allerdings der Bezug zu Vergangenheit und Zukunft. Die Zeit ist daher eine wesentliche Bedingung für das Verständnis des Seins. Oder einfacher: Im Rahmen eines zeitlichen Verständnishorizonts nehmen die Dinge erst sinnhafte Bezüge zueinander ein. Morlock würde das gerne einmal am Beispiel der »Welt« durchexerzieren. E.H. verwendet aber lieber ein einfacheres Beispiel: Nehmen wir diesen Engländer hier, sagt er. Ein verstellbarer Schraubenschlüssel, den er in der Erde hinter dem Parkplatz gefunden habe ...

Halt, Stopp. Jetzt braucht Morlock eine kurze Pause. Schön und gut, dass er und E.H. sich ansatzweise einig sind. Schön, dass er von ihm gar noch etwas lernen kann in Bezug auf die Welt, das Sein und wie es sich erfassen lässt. Doch das ist erstmal zu viel. Kurze Pause. Einmal durchatmen. Einen Schritt zurück, um zu sehen, was hier gerade passiert ist. Der Geologe hat den Engländer gefunden. DEN Engländer. Morlock ist sich sicher. Klar. Warum sollten in diesem Dreckberg ausgerechnet zwei Engländer vergraben worden sein. Es ist die Tatwaffe, ganz klar. Morlock bleibt nur eine Möglichkeit: all seine Kraft zusammen nehmen und jede aufkommende Emotion unterdrücken. Allem voran, die von ihm eigentlich forcierte Angst. Die kann er jetzt nicht gebrauchen. Was er braucht, ist ein kühler Kopf. Also atmen. Denken. Der Geologe hält den Engländer in der Hand. Etwas Besseres kann Morlock eigentlich nicht passieren. Nun sind E.H.s Fingerabdrücke darauf. Vielleicht nimmt er ihn sogar mit. Es wird wohl kaum ein besseres Versteck für die Mordwaffe geben, als die Werkzeugkiste eines Ahnungslosen, eines Unbeteiligten. Unbeteiligt? Vielleicht kann Morlock die ganze Sache sogar so drehen, dass die Behörden die Tatwaffe später bei dem Geologen suchen. Und finden. Die Frage ist: Wäre das für Morlock von Vorteil? Oder wäre es besser, wenn die Tatwaffe nie gefunden werden würde? Der Geologe würde sagen, er hätte sie im Dreck hinter dem Parkplatz gefunden. Die Polizei hätte keinen Grund, an seiner Aussage zu zweifeln und würde sich auf die Frage stürzen, wie der

Schraubenschlüssel dorthin gekommen ist. Einen Tipp zu geben, wäre also eher dumm. Was aber, wenn er nichts sagen würde und E.H. nähme den Engländer mit. Theoretisch wäre die Tatwaffe damit an einem sicheren Versteck, klar. Aber falls die Leiche oder Teile von ihr je gefunden werden würden ... Und das scheint gar nicht so unwahrscheinlich, da ja ganz offensichtlich auch der Engländer sehr schlecht vergraben wurde. Falls die Polizei also die Leiche finden und sehen würde, wie Bernock zu Tode kam, nämlich durch einen Schlag auf den Kopf mit einem stumpfen Gegenstand ... Und wenn, wie es oftmals üblich ist, die Polizei auf der Suche nach dem Täter Einzelheiten zur Tat veröffentlicht, so könnte der Geologe, wenn er davon erführe, möglicherweise glauben, die Tatwaffe gefunden zu haben. Er würde sie vielleicht der Polizei übergeben. Und das wäre schlecht für Morlock. Klar. Das Ganze ist sehr hypothetisch und voller Konjunktive. Am besten wäre es jedoch, wenn der Engländer verschwinden würde. Für immer. Was bedeutet, Morlock muss seiner habhaft werden. Und vielleicht gelingt ihm das sogar, wenn E.H. seine Ausführungen beendet hat. Vorher wohl nicht, da er dafür ganz offensichtlich den Engländer braucht. Was Morlock ein wenig armselig findet. Denn wer abstrakte Gedankengänge nicht auch mit abstrakten Beispielen deutlich machen kann, ist in seinen, Morlocks, Augen insgesamt nicht kompetent genug, logisch-ontologische Zusammenhänge zu erkennen.

Der Geologe hält noch immer den Engländer in der Hand. Die Sache sei ganz einfach, sagt er. Dieser Engländer dient dazu, Schrauben festzuziehen. Bretter miteinander zu verbinden. Ein Haus zu bauen, welches Schutz vor Unwettern bietet. Es lässt sich also nur im Gesamtzusammenhang mit zeitlichen Bezügen verstehen, was der Engländer ist, außer einem Stück Metall. Es mache also wirklich überhaupt keinen Sinn, alles, von ihm aus auch die Welt, auf seine einzelnen Bestandteile zu reduzieren. Ist gar gefährlich, so sagt es zumindest der Assistent, weil dadurch, innerhalb einer linearen Seinsordnung, ein höchstes Seiendes, ein Gott angenommen werden könne. Wobei er, E.H., ja schon meint, ohne Transzendenz lässt sich der letzte Rest Existenz, Sein oder was auch immer nicht erklären. – Nun, meint Morlock. Er komme auch ohne Transzendenz, ohne Gott aus. Den Aspekt der Zeit findet er allerdings sehr interessant. Macht sogar Sinn. Denn die Gegenwart ist viel zu flüchtig, als dass sie genug Fundament bietet, die Existenz der Dinge zu erklären. – Mag sein, sagt E.H. Das Problem bei seinem Assistenten sieht er aber vor allem in dessen Ausdrucksweise. Er ist nicht wissenschaftlich genug. Bewegt sich nicht konsequent in allgemeingültigen Begriffssystemen. Meint, wenn er das Rad neu erfindet, auch den Begriff »Rad« nicht mehr verwenden

zu können. So spricht der Assistent vom Sein und vom Seienden. Trennt es, sagt aber, dass das Sein immer Teil des Seienden ist. Und so weiter. Wie dem auch sei, sind sie sich sowieso nicht bei allem einig. Was alles dazu gehört, muss hier an dieser Stelle nicht unbedingt ausgeführt werden. Es reicht, wenn das transzendente reine Ich als Beispiel angeführt wird. – Ja, denkt Morlock. Damit hätte er auch so seine Schwierigkeiten. Aber wieso, fragt der Geologe. Die Sache ist doch eigentlich ganz einfach: Das Wort »transzendental« benutze er, E.H., schließlich im weitesten Sinne für das originale Motiv, das neuzeitlich gesehen das sinngebende ist. Für ihn, E.H., ist es die Rückfrage nach der letzten Quelle aller Erkenntnisbildungen, des Sich-Besinnens des Erkennenden auf sich selbst und sein erkennendes Leben. Radikal gesehen, ist es das Motiv einer reinen, aus dieser Quelle begründeten, also letztbegründeten Universalidee der Existenz an sich. Des Ding an sich. Der Welt an sich. Dem »Ich-Selbst« mit dem gesamten wirklichen und vermöglichen Erkenntnisleben, schließlich dem konkreten Leben überhaupt. Die ganze transzendente Problematik kreist um sein Ich, sein Ego, hin zu dem, was zunächst ganz selbstverständlich dafür gesetzt wird: seine Seele und dann wieder um das Verhältnis dieses Ichs und seines Bewusstseinslebens zur Welt, deren er, E.H., und alle anderen seiner Meinung nach bewusst sind und deren wahres Sein er in seinen eigenen Erkenntnisgebilden zu erkennen meint.

Meinem Ich reicht es erst mal, denkt Morlock. Und flüchtet ins Innere des Gebäudes. Kaffeeholen. Pause machen. Luft bekommen. Dieser Geologe redet viel. Arbeitet langsam. Auf das Gutachten wird Morlock noch eine Weile warten müssen. Nicht schlimm. Scheint dieser E.H. doch im Grunde auf dem richtigen Weg zu sein. Er füttert wenigstens Morlocks Theorie. Die Welt gibt es nicht. Da scheinen sich Morlock und der Geologe einig zu sein. Dennoch passt hier irgendetwas nicht. Ja, wir bauen jeder unsere eigene »Welt« anhand unserer Umgebung, unserer Wahrnehmung. Doch um nochmals auf seine Theorie der Subjekte zurückzukommen: Wozu braucht es gleich eine Gruppe von ihnen, den Subjekten, um diese Wahrnehmung unter Kontrolle zu bringen. Das einzelne Gehirn dürfte doch in der Lage sein, die Komplexität der eigenen Welt einigermaßen auf die Reihe zu kriegen. Mit der »reinen Ich«-Sache geht der Geologe ganz klar wieder den Weg einer allumfassenden Erklärung, einer Erklärung an sich, einem Ding an sich. Schade, denkt Morlock und füllt zwei Tassen mit Kaffee. Offenbar funktioniert die Theorie einer Welt, die nicht existiert, für E.H. nicht, ohne etwas anderes,

etwas unerklärliches, das uns leitet, entstehen zu lassen. Warum muss immer irgendetwas da sein? Warum brauchen die Menschen dieses transzendente Wesen? Wieso können sie nicht erkennen, welche Erleichterung die Erkenntnis sein kann, ohne Grund, ohne Schöpfer, ohne Übersinnliches in einer subjektiven, von der eigenen Wahrnehmung gesteuerten »Welt« zu leben, die weder übergeordnet erklärt werden kann, noch muss, und mit dem Tod für immer endet? Sehen sie nicht, wie dadurch falsche Ambitionen erkannt und umgangen werden können? Selbstaussbeutung, unnötige Höflichkeiten, Zeitverschwendung: Alles wird überflüssig, beendet seine Existenz mit allem, was einer »Welt« zugeschrieben wird. Wie schön das Leben doch sein kann. – Vermutlich hätte Bernock auch darauf eine Antwort gehabt. Denn so schön diese Vorstellung auch sein mag, ist sie doch noch lange kein handfester Beweis für die Nicht-Existenz der Welt. Was Morlock hier beschreibt, ist sein Gefühl. Und genau das ist das Schlimme daran. Nur kognitive Argumente sind von Wert. Alles Gefühlte spielt keine Rolle. Denn Geologen und vor allem Elektriker fühlen vielleicht anders. Was Banker, Zahnärzte oder Chiropraktiker davon halten, mag sich Morlock noch nicht einmal ausmalen. Gegen einen glasklaren kognitiven Beweis kann jedoch keiner etwas sagen. – Der Kaffee wird kalt. Er gießt noch einmal nach und geht wieder nach draußen. E.H. verstaut seine Instrumente gerade wieder in seinem Wagen. Mit dabei: der Engländer. Es macht nicht den Eindruck, als könne Morlock ihm den Schraubenschlüssel entwenden. Jetzt heißt es hoffen, dass die Leiche gar nicht erst gefunden, die Todesursache nie geklärt wird und der Engländer für immer im Werkzeugkasten des Geologen verschwindet. E.H. packt zusammen. Offenbar hat er alles, was er braucht. Eine Woche, sagt er. Eigentlich muss er jetzt losfahren. Das Labor schließt bald. Doch der heiße Kaffee in seiner Hand verzögert die Abfahrt. Außerdem scheint er immer noch Gesprächsbedarf zu haben.

Ein Kollege, sagt E.H., sei im Übrigen der gleichen Ansicht, sagt er. Er könne ihm, Morlock, das Ganze bestimmt noch ein bisschen besser verdeutlichen. Vor allem bei einer Tasse Kaffee. Denn dieser Kollege, J.P.S., liebt Kaffee. Und Pfeiferauchen. Nur sollte Morlock, wenn er denn tatsächlich irgendwann einmal mit J.P.S. Pfeife rauchend Kaffee trinkt, immer nur dessen linkes Auge fixieren. Das rechte ist leider etwas verrutscht. Wie dem auch sei, dieser J.P.S. habe das reine Ich noch ein wenig klarer ausgedrückt, als er, E.H., es je könnte. Denn die Transzendenz bezieht sich vor allem auf das Ich, also das Ego. J.P.S. sagt, es genügt, dass das Ich zur gleichen Zeit wie die

Welt ist und dass die rein logische Subjekt-Objekt-Dualität aus den Überlegungen verschwindet. Die Welt hat das Ich nicht geschaffen und das Ich hat die Welt nicht geschaffen. Es sind zwei Objekte für das absolute, unpersönliche Bewusstsein, durch das sie sich verbunden finden. Der Mensch habe also immer nur das Bewusstsein von etwas wie der Welt. Den Dingen in der Welt. Das alles ist allerdings nicht unbedingt notwendig. Es ist Zufall und könnte genauso nicht existieren. Kontingent ist der richtige Ausdruck. Es herrscht eine unüberbrückbare Spannung zwischen Mensch und seinem Bewusstsein und der Welt. Bei J.P.S. mündet das zuweilen in einem Ekel gegenüber allem Menschlichem. In diesem Zustand ist er kaum zu ertragen, meint E.H. Wenn er wieder einmal seine Ekelphase hat, beschimpft er alles und jeden als »Bürger«. Das ist so ziemlich das mieseste Schimpfwort in J.P.S.s Wortschatz. Denn der »Bürger«, so sagt er, hält die bestehende Ordnung und Einrichtung der Welt für notwendig und sinnvoll, gar für rechtmäßig. Der »Bürger« ruht im Sein.

J.P.S. hält hingegen nichts für sinnvoll und schon gar nicht für notwendig. Welt und Mensch oder auch Mensch und Mensch besitzen keine natürliche Beziehung zueinander. Man kann der Kontingenz, dem Zufall nicht entkommen, das Leben hat keinen Sinn. Es gibt keine Heilung, keine metaphysische Rettung. Und dumm ist, wer sie auch noch in der Vergangenheit sucht. Da gibt es nichts Identitätsstiftendes, nichts Gemeinschaftliches, was uns Menschen mit der Welt oder untereinander verbinden könnte. Der »Bürger« glaubt zwar, er sei das Ziel vergangener Zeiten, das ist aber ganz großer Schwachsinn. Meist gipfelt J.P.S.s Ausbruch in einem klaren und zornigen Satz: Die Hölle, sagt er dann, das sind die anderen. – Aber, denkt Morlock, Kontingenz hin oder her, der Kollege des Geologen geht von der Existenz einer Welt aus, auch wenn diese nicht unbedingt sinnvoll ist. Und zwar einer Existenz unabhängig vom menschlichen Bewusstsein. Das kann doch gar nicht sein. Das würde doch bedeuten, es gäbe eine übermenschliche Kraft, die diese Existenz erstens geschaffen hat und zweitens aufrecht hält. Was überaus kompliziert klingt. Und wenn wir schon über Kontingenz und Zufall sprechen, wäre es doch viel logischer, wenn so etwas kompliziertes wie die Welt eben nicht durch den Zufall erschaffen würde, sondern einfach gar nicht. Eine kontingente Welt könnte genauso gut, gar nicht existieren. Warum sollte sie dann also überhaupt ... ? – Nein. Das ist alles Quatsch, denkt Morlock. Die »Welt« existiert nicht unabhängig von dem menschlichen Bewusstsein, sie ist das menschliche Bewusstsein. Nicht auf transzendente Weise miteinander verbunden, sondern schlichtweg

ein und dasselbe. Und deshalb gibt es auch nicht die eine Welt. Sondern sieben Milliarden Welten, weil sieben Milliarden Bewusstseine. Mindestens. Die Welten der Tiere mit Bewusstsein kommen noch hinzu. Und falls irgend jemand einmal beweisen sollte, dass Pflanzen ein Bewusstsein haben, dann die auch noch.

Morlock und der Geologe schweigen sich an. Jeder seinen Kaffee trinkend. E.H. mit seinen drei Ichs, eins davon transzendental. Morlock mit seinem einzigen Ich, seiner ganz eigenen Welt. Zu gern hätte Morlock die Sache mit der Kontingenz mit Bernock besprochen. Zu spät, leider. Es hätte aber vermutlich auch nichts mehr geändert. Er hätte Bernock dennoch getötet. Und einen triftigen Gegenbeweis findet er bei E.H., seinem Assistenten oder seinem Kollegen J.P.S. auch nicht. Nur der Aspekt mit der Zeit scheint Morlock noch interessant genug, um in seine Theorie eingeflochten zu werden. Wie genau, muss er sich noch überlegen. Vielleicht falls es später darum gehen sollte, den Sinn hinter der eigenen Existenz zu erklären. Zuerst muss er jedoch beweisen, dass alles andere eben nicht existiert. Zumindest nicht so pauschal und objektiv, wie alle glauben, wie Bernock geglaubt hat. E.H. hingegen wird Bernocks Leiche finden. Etwas, das Morlock plötzlich wieder einfällt. Er verschluckt sich an seinem Kaffee und lässt beinahe die Tasse fallen. Der Geologe bemerkt es kaum. Morlock versucht die Fassung zu behalten. Der Rücken schmerzt wieder. Doch E.H. scheint mit seinen Gedanken ganz woanders zu sein. Um den wahren Gehalt eines Gegenstandes, der Welt, dem Ich, den Dingen oder etwas anderem, zu erkennen, müssen wir unsere Einstellung ändern, sagt er. Wir müssen uns jeglichen Urteils enthalten. Keine Theorie darf zwischen uns stehen. Weder metaphysisch noch naturwissenschaftlich. Erst durch diese Reduktion wird uns die Welt in ihren tatsächlichen Strukturen erscheinen. – Welche Welt, denkt Morlock. Und außerdem sagt dieser Assistent doch etwas anderes. Gerade die Reduktion sei der falsche Weg. Morlock ist verwirrt. Hier sind drei Menschen: E.H., J.P.S. und der Assistent, die alle drei denselben Gedanken auf jeweils drei Fundamente stellen, aus denen Morlock zwar irgendwie etwas ziehen, aber nichts Spezifisches mit ihnen anfangen kann. Zu transzendental, zu allgemein sind hier die Ansätze. Morlock will am liebsten lautstark protestieren. Sagt aber nichts. Der Geologe schüttet schließlich den letzten Schluck Kaffee einfach auf die Straße und packt noch ein paar Instrumente ein. Er werde sich schon bald mit den Ergebnissen des Bodengutachtens bei ihm melden, sagt er noch. Ja, denkt Morlock. Klar. Abwarten.

Als der Geologe von der Baustelle fährt, geht Morlock noch einmal in den Raum, in dem das Büfett aufgebaut war, in dem er Bernock erschlagen hat. Wenn er doch nur sein Bewusstsein von der Welt trennen könnte. Vielleicht wäre es dann gar nicht passiert. Vielleicht hätte die transzendente Verbindung eine solche Tat verhindert. Klingt einfach. Zu einfach. Aber die Menschen scheinen dazu zu neigen, immer die einfachste Lösung zu bevorzugen. Was formal logisch auch nicht unbedingt falsch ist. Doch Transzendenz, Gott, eine alles definierende Macht ist keine befriedigende Lösung. Und sei sie noch so einfach. Zu gerne würde Morlock beweisen, dass wirklich nur das eigene, individuelle Bewusstsein als Ursprung einer vermeintlichen »Welt« in Frage kommt. Wenn man es denn unbedingt »Welt« nennen möchte. Doch wird Morlock für die Suche nach dem Beweis kaum noch Zeit haben. Der Geologe ist genau jetzt dabei sein, Morlocks, Schicksal zu manifestieren. Er wird alle Proben analysieren. Wird ihre Zusammensetzung erkennen und den Fremdkörper, die Säure, die Leichenteile finden. Das war es dann. Morlock sieht förmlich, wie E.H. das Gutachten verfasst. Wie er es mit der Post an den Bauherrn schickt. Wie der Bauherr ausflippt. Wie die Bauaufsicht alle Maßnahmen stoppt, um die Sache bis ins Detail aufklären zu können. Wie sie irgendwann den Zeitpunkt eingrenzen können, wann die Verunreinigung stattgefunden haben muss. Wie sie dann in den Unterlagen feststellen werden, dass nur Morlock und Bernock zu diesem Zeitpunkt auf der Baustelle waren. Wie sie Bernock nicht finden können. Wie sie von Morlock keine zufriedenstellende Antwort bekommen werden. Wie sie ihn verhaften, verhören, vierteilen und seine Einzelteile verbrennen und seine Asche in den nächsten Gulli kippen werden. Letzteres ist eine dramatisierte Version von dem, was ihm vermutlich wirklich bevorsteht: Gefängnis.

Und es dauert sogar weniger als eine Woche. Morlock findet ein paar Tage später einen an ihn adressierten Brief auf der Baustelle. Er solle sofort mit allen Tätigkeiten aufhören. Die Baustelle werde abgeriegelt. Das Umweltamt nimmt weitere Proben. Eine Untersuchung wurde eingeleitet. Wann es weitergeht, wisse momentan niemand. Doch kann es eine Weile dauern. Der Bauherr werde Morlock sofort informieren, wenn sich etwas Neues ergibt. – Das ist er, denkt Morlock. Der Anfang vom Ende.

*»Wir kommen nie zu Gedanken. Sie kommen zu uns.«
(Heidegger)*

KAPITEL 9

Noch ein Brief. Nach der entmutigenden Anordnung des Bauherrn, alle Maßnahmen bis auf Weiteres ruhen zu lassen, macht diesmal der Umschlag an sich schon einen deprimierenden Eindruck. Typ: Behörde. Gräuliches Recyclingpapier. Oben rechts das Wappen der Landesregierung. Links sein, Morlocks, Name. Seine Adresse. Der Termin ist hervorgehoben. Fett gedruckt. Morlock ist vorgeladen. Soll sich auf der Wache einfinden, um ein paar Fragen zu beantworten. Worum es geht, ist nur angedeutet. Vermutlich mit Absicht. Sollen sich die Vorgeladenen ruhig fragen, was los ist, denken die Beamten bestimmt. Vielleicht macht das Kopfkino sie bereits so nervös, dass das Geständnis nur so aus ihnen herausplatzt, denken sie. Deswegen schreiben sie bloß, dass sich die Polizeibeamten für Morlocks Tätigkeiten an besagtem Tag interessieren. Dem Tag, als die Erde hinter dem geplanten Parkplatz verunreinigt wurde. »Verunreinigt« – genau so steht es in der Vorladung. Kann alles heißen. Auch eine Leiche verunreinigt den Boden. Da können die Beamten noch so geheimnisvoll tun und erklären, sie würden sich nur für die »unbekannte Substanz« interessieren. Noch so eine Formulierung. Warum kann hier nicht einfach Klartext gesprochen werden: Wir haben eine Leiche gefunden, eine in Säure getränkte Leiche und es besteht dringender Tatverdacht gegen Maler Morlock. Fertig. Denn letztlich ist doch eh alles aus und vorbei. Auch wenn er hier die Chance hätte, seine Unschuld zu erklären. Auch wenn sie ihm seine Beteuerungen vielleicht sogar glauben würden. Morlock könnte damit gar nicht leben. Nicht mehr.

Längst hat er beschlossen, die Wahrheit zu sagen. Alles zu gestehen. Reinen Tisch zu machen. Bernock hat gewonnen. Morlock würde nie den Gegenbeweis finden. So viel steht für ihn mittlerweile fest. Der Mord ist auf immer ungerecht und eine Tat sinnloser Gewalt aus Mangel an Argumenten. Wie tief kann ein Mensch sinken? Morlock hat das Gefühl, alles zerbröselt in seinen Händen. Sein Leben, die komplette Struktur seiner Existenz, immer und zu jeder Zeit auf logischen Prämissen aufgebaut, fällt auseinander. Keine Konklusion in Sicht. Alles vorbei. – Und noch schlimmer: Jetzt versagt auch noch sein Auto. Das einzige, worauf er sich immer verlassen konnte. Sein Fahrzeug. Treuer Diener seit Jahrzehnten. Dem Rost verfallen. Den Zylinderkopf auskotzend liegengelassen. Kein gutes Omen. Jetzt muss Morlock auf öffentliche Verkehrsmittel zurückgreifen. Treffpunkt all jener Emotionalisten, die Morlock so verachtet. Und als ob es nicht schon schlimm genug wäre, verpasst Morlock auch noch ganz knapp seinen Bus. Er wird sich verspäten. Was mit allergrößter Wahrscheinlichkeit keinen besonders guten Eindruck machen wird. Obwohl er den vielleicht auch gar nicht mehr nötig hat.

Morlock steht an der Bushaltestelle und studiert den Fahrplan. Unglaublich, wie viele Busse ihn dorthin bringen könnten, wo sein Leben enden wird. Als ob der städtische Verkehrsverbund nur darauf gewartet hat, ihn vor die Tore Canossas zu transportieren. Wenn er schwarzfahren würde, käme vermutlich noch nicht einmal ein Fahrkartenkontrolleur. Oder schlimmer noch: Es käme einer, nur würde er ihn in kulanter Weise einfach passieren lassen. Allzu menschliche Menschlichkeit in völlig unbrauchbaren Situationen. Dass Morlock seinen Bus verpasst hat, scheint ihm nun als die letzte Geste, die ihm seine Welt noch darbietet, bevor sie in sich zusammenfällt. Bevor er sich von seiner Freiheit und seinem freien Bewusstsein verabschieden kann. Im Knast ist das Denken nur noch Zwang. Dort muss er denken, weil ihm sonst nichts bleibt. Und kann es letztlich doch nicht, wie er bereits feststellen musste. Das ist traurig und wenig produktiv. Morlock glaubt nicht daran, im Gefängnis auch nur einen guten Gedanken zu finden. Keine guten Bücher werden im Gefängnis geschrieben.

Eine Verspätung ist trotz aller Vorteile für Morlock äußerst unangebracht und gehört entsprechend erklärt. Auf der Suche nach einer passenden Ausrede beginnt Maler Morlock auf seinem Smartphone zu tippen. Dabei stößt er auf mehrere Artikel, besser gesagt, Beiträge in einem Forum zu den immer ausschweifenderen Straßenbaumaßnahmen in dieser, seiner Stadt. Umgangssprachlich diskutieren dort verschiedene Personen über Sinn und Zweck der Bautätigkeiten und ob sich daraus ein Vorteil oder, wie die einhellige Meinung aller Beteiligten ist, ein Nachteil ergeben würde. Das Hauptargument der Gegner lautet: Das Umfahren der Baustelle würde deutlich mehr Zeit in Anspruch nehmen, als eine Reduzierung der Geschwindigkeit aufgrund der Straßenmängel. Maler Morlock denkt noch, dass sich beides am Ende der Baumaßnahmen komplett relativieren würde, da zu diesem Zeitpunkt die Straße ja wieder vollkommen intakt und daher so schnell, wie es die dann wieder erhöhte Geschwindigkeitsbegrenzung erlaubt, befahren werden könne. Aber ein weiterer Kommentator weist darauf hin, dass die Geschwindigkeitsgrenze dieser Straße dauerhaft gesenkt werden würde, um zukünftigen Straßenschäden vorzubeugen. Je langsamer die Autos und LKW nämlich darüber führen, desto länger halte sich der frisch aufgetragene Asphalt halten. Aufgrund der strengeren Geschwindigkeitsregeln wäre somit die Zeit, die ein Fahrer in Zukunft für diese Strecke bräuchte, genauso lang wie momentan, wenn er aufgrund der Schäden zum Abbremsen gezwungen ist. – Als sich ein Großteil der Beteiligten darüber zu empören beginnt, schreibt ein Anderer: Das mag ja alles sein, aber das

Fahrzeug würde doch durch die verbesserte Qualität des Untergrundes viel länger halten, wodurch sich langfristig definitiv zumindest ein pekuniärer Vorteil für die Nutzer der Straße ergeben würde. Sofort flammt eine Diskussion über den allgemeinen Sinn von Zeit und Geld auf, und was denn wichtiger sei: mehr Zeit oder mehr Geld.

Spätestens jetzt wird Maler Morlock klar, dass er die Straßenverhältnisse, die Baustelle und alle damit einhergehenden Komplikationen keinesfalls als Ausrede für sein Zuspätkommen nutzen kann. Außer, er würde versuchen, ganz beiläufig, genau wie es in diesem Forum der Fall ist, die Diskussion um seine Verspätung auf die Metaebene »Zeit versus Geld« zu heben, was die ihn erwartenden Polizisten unweigerlich vergessen lassen müsste, dass er zu spät gekommen war. Schon allein deswegen, weil niemand ein vernünftiges Argument vorbringen kann, was denn nun wirklich wichtiger ist, Zeit oder Geld, da beides auf seine Weise Freiheit bedeutet. Freiheit ist das höchste Gut des Menschen und eine Diskussion um ihre Bedeutung daher vollkommen sinnlos. Selbst wenn es bei dem Verhör letztlich um eine mögliche Verurteilung und die damit einhergehende Einschränkung der Freiheit Morlocks ginge. Die einzige ihm verbleibende Möglichkeit, sein Zuspätkommen moralisch einwandfrei zu rechtfertigen, liegt also in der Manifestation seiner, Maler Morlocks, eigenen, vermeintlich letzten Freiheit. Er hatte freien Willens beschlossen, zu genau diesem Zeitpunkt zu erscheinen. Auch wenn das in den Augen der anderen ein verspäteter sein sollte. – Eine Überlegung, die er jedoch nicht zu Ende führen darf, da der nächste Bus zehn Minuten früher kommt, als es der Plan vorgibt, wodurch sich sein Zuspätkommen letztlich nicht mehr als ganz so tragisch ausmisst und Maler Morlock womöglich gar nicht darauf angesprochen werden würde. Was ihn sehr verwirrt. Der Bus hält und er stolpert hinein.

Einmal im Bus, verstärkt sich seine Verwirrung. Er hat kein Ticket und muss daher vorne beim Busfahrer eines erstehen. Denn auch wenn er gerne riskiert hätte, schwarz zu fahren, dabei erwischt zu werden und so möglicherweise noch einmal um ein Verhör, zumindest an diesem Tag, herumzukommen – Morlock ist unfähig, gegen die rudimentärsten Gesetze zu verstoßen. Abgesehen von Mord, offensichtlich. Normalerweise hätte er daher zu diesem Zweck bereits vorab die zwei Euro fünfzig abgezählt in die Tasche gesteckt. Doch erst der Tod seines Autos, dann die Panik, weil er den ersten Bus verpasste und schließlich die sinnlose und gleichzeitig so deprimierende Suche nach einer Ausrede für sein Zuspätkommen, haben ihn völlig durcheinander

gebracht. Jetzt steht er vorne in einem Bus, der ihn womöglich fast gar nicht zu spät kommen lassen wird, ohne Kleingeld, ohne eine Idee, was er den Polizisten überhaupt sagen soll, wie er sein Geständnis verpacken soll, ob er wirklich gestehen soll und so weiter. Morlock verliert den Boden unter den Füßen. Er muss sich zusammen reißen. Muss wieder logisch denken. Muss wieder einen klaren Gedanken fassen. Schwierig, so wie der Busfahrer ihn anstarrt.

Worauf wartet er? Ach ja, das Geld. Morlock kramt in den Taschen. Er hat gar keines dabei. Kein Kleingeld. Keinen Schein. Nichts. Er blickt den erstbesten Fahrgast an. Fragt, ob er ihm vielleicht aushelfen könnte, ob er vielleicht zwei Euro fünfzig habe. Nein, blafft der Mann zurück. Kein Geld. Keine Zeit. Rein oder raus. Morlock halte hier nur alle auf. Der Busfahrer seufzt, schließt die Tür, drückt ein Ticket aus und überreicht es ihm. Stempeln nicht vergessen, ruft er noch. Dankbar sucht Morlock einen Platz, in dem Bewusstsein, nun alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Oder etwa nicht? Oder doch? Ahnen die anderen Fahrgäste etwas? Wissen sie, wohin oder schlimmer noch, weshalb er den Bus genommen hat? Sieht er nach Verbrechen, nach Verhör, nach Mord aus?

Morlock setzt sich auf einen Platz in der Mitte, ganz in der Nähe des runden Gelenks, welches die beiden Bushälften miteinander verbindet. Er ist gezwungen, seine Füße auf der großen Scheibe abzustellen. Sie bewegen sich in jeder Kurve von links nach rechts und umgekehrt. Einerseits beruhigend. Andererseits unangenehm. Doch hilft es ihm, sich auf genau diese Bewegung zu konzentrieren. Sein Kopf leert sich. Er vergisst den ersten, den verpassten Bus, vergisst die Suche nach einer Ausrede, vergisst, weshalb es überhaupt eine Ausrede gebraucht hatte, vergisst, wo er hin, was er tun muss. Findet Ruhe in dieser, seiner allumfassenden Unwissenheit. Wie beruhigend ist es doch, einfach nichts zu wissen. Sich nicht zu sorgen, um die Zukunft, die Vergangenheit, die Welt. Welche Welt? Gibt es sie? Oder nicht? Scheißegal. Der Bus fährt. Die Füße stehen auf der großen runden Metallscheibe und bewegen sich wie von Zauberhand in jeder Kurve, erst nach links, dann nach rechts. Oder andersherum. – Morlocks Konzentration auf die rein kognitive, logische Kraft schwindet, ist weg.

Die Frau neben ihm muss niesen. So stark, dass ihre winzig kleine Brille von ihrer Nase fliegt und nun an der dünnen Goldkette um ihren Hals hängt. Er rutscht, von dem Niesgeräusch aufgeschreckt, einen Platz weiter.

Die nächste Haltestelle ist allerdings immer noch nicht seine. Die erneute Aufmerksamkeit, die er mit dem Platzwechsel auf sich gezogen hat, muss er also nun aushalten. – Zwei jugendliche Mädchen, Zwillinge offenbar, fangen auch sogleich an zu kichern. Wobei der alte Mann im Fond nur kurz seinen Kopf vom Fenster in seine, Morlocks, Richtung dreht. Vielleicht wäre es angebracht, den Bus zu verlassen? Auch auf die Gefahr hin, diesmal wirklich unpünktlich zu sein? Er überlegt kurz, ob er aufstehen und sich an einem der Haltegriffe festhalten sollte, sozusagen als Ablenkungsmanöver. Er entscheidet sich jedoch dagegen und verkriecht sich in seinem Mantelkragen.

Vorsichtig kramt er seine Fahrkarte hervor. Sie ist schon fast durchgerissen, so sehr hat er sie in der Tasche umklammert. Auf allen Schildern steht, dass es 40 Euro kostet, wenn man keine gültige Fahrkarte besitzt. Er weiß nicht, warum. Vergessen. Versucht die Logik dahinter zu erkennen. Sein Kopf ist leer. Er hat ihn geleert. Absichtlich. Daran erinnert er sich. Ja. Um unauffällig zu sein. Um zu verschwinden. Die Vorstellung von einem Kontrolleur nach dem Ticket gefragt zu werden, es nicht zu finden, 40 Euro bezahlen zu müssen und den Blicken der anderen Fahrgäste ausgesetzt zu sein, drücken ihm daher Schweißperlen auf die Stirn. Jetzt, wo er das zerdrückte Stück Papier verstohlen in seiner Hand betrachtet, graut es ihn: Der Kontrolleur könnte die Fahrkarte als ungültig bezeichnen. Vielleicht würde er den Stempel nicht lesen können, diese kryptische Anordnung von Zahlen, die offenbar genau anzeigen, wo er eingestiegen ist. Klar, der Busfahrer könnte ihm zu Hilfe eilen. Doch hat er ihn ja nicht umsonst zum Stempeln angehalten. Dadurch ist Morlock auf sich allein gestellt. – Panik. Er versteht die Fahrkarte nicht, weder ihre Funktion noch den Stempel auf ihr, noch warum er eine Straftat begehen würde, wenn er dieses kleine Ding nicht dabei hätte. Die Zwillinge kichern schon wieder. Langsam wird er immer nervöser.

Aus den Lautsprechern spricht eine Stimme. Auch die nächste Haltestelle ist immer noch nicht die richtige. Wie lange dauert es noch? Warum ist die Frau mit der kleinen Brille, der Goldkette und dem Niesreiz einen Platz aufgerutscht? Sie sitzt jetzt wieder direkt neben ihm. Ist ihr Sitz durch das Niesen kaputt gegangen? Oder darf man keinen Sitz auslassen? Kostet das auch 40 Euro? Muss er dafür etwa auch ein Ticket kaufen und es abstempeln? Die Zwillinge lachen jetzt ganz offensichtlich über ihn. Sie zeigen mit dem Finger und lachen. Der alte Mann hat das Fenster nun gar nicht mehr im Blick und starrt direkt in seine Richtung. Seine schweiß-

nassen Hände durchweichen die Fahrkarte. Der Bus hält. – Ein Fahrkartenkontrolleur steigt ein.

Verwirrung. Immer noch. Immer wieder. Immer stärker. Er springt auf und geht, sichtlich um Ruhe bemüht, in den vorderen Teil, direkt hinter die Fahrerkabine. Der Kontrolleur ist hinten eingestiegen und kontrolliert zuerst den alten Mann. Mit ruhiger Miene und einem fast nur angedeuteten Nicken bestätigt er die Gültigkeit des Tickets. Die Frau kramt schon in ihrer Handtasche seitdem der Kontrolleur im Bus ist. Sie kramt und kramt. Und kramt weiter. Der Kontrolleur steht vor ihr, blickt abwechselnd auf sie und auf sein elektronisches Kontrollgerät. Die Frau spricht mehr zu sich selbst, als zu dem Kontrolleur, als sie versichert, ihren Monatsausweis doch irgendwo zu haben. Sie wisse ganz genau, dass sie ihn heute Morgen eingesteckt hatte. Der Kontrolleur bleibt regungslos. Nur ein kurzer Blick streift die Zwillinge, die keine Andeutung machen, den Kontrolleur überhaupt bemerkt zu haben. Sie kichern. Schließlich findet die Frau ihr Ticket und aus dem Lautsprecher kommt endlich die erlösende Ansage. Die nächste Haltestelle ist Morlocks. – Im vorderen Teil hat er sich mittlerweile ganz in die Ecke gedrückt und ist bereit, sein fast vollständig aufgelöstes Ticket in die Faust geklemmt hinaus zu springen, sobald die Tür sich öffnet. In die Freiheit. Seine Augen brennen. Der Schweiß rinnt ihm von der Stirn unter die Lider. Er kann kaum sehen, wie der Kontrolleur ein wenig schwankend auf die Zwillinge zugeht. Die haben ihn immer noch nicht bemerkt – oder tun zumindest so. Der Kontrolleur räuspert sich und ohne ihr Kichern zu unterbrechen ziehen sie beide gleichzeitig einen identisch aussehenden Schülerausweis hervor. Der Kontrolleur ist zufrieden. Er steuert nun auf den vorderen Teil des Wagens zu.

Angst. Verwirrung. Ja: Panik. Die Haare kleben Morlock auf der Stirn. In der Ferne kann man schon die Haltestelle sehen. Nur noch ein kleines Stück. Aber es wird nicht reichen. Das weiß er. Er ist geliefert. Der Kontrolleur steht nun direkt vor ihm. Der Kontrolleur sagt nichts. Der Kontrolleur braucht auch nichts zu sagen. Die obskure Autorität, die er ausstrahlt, lässt keinen Zweifel daran, dass er bekommen wird, was er haben will. – Die Hände zittern. Die Knie schlackern. Selbst wenn Morlock wollen würde, fliehen kann er nicht. Die Angst, nur in der Unfähigkeit begründet, zu verstehen, was es mit diesem Ticket und diesem seltsamen Mann in Uniform auf sich hat, lässt ihn starr werden. Mit letzter Kraft überreicht er dem Kontrolleur sein Ticket. – Ein kurzer Blick, die Tür geht auf. Der Kontrolleur gibt es ihm zurück, nickt, steigt aus.

Morlock fällt aus dem Bus. Der Bürgersteig ist von der Sonne ganz warm. Das ist das einzige, was Sinn macht. Was logisch ist. – Vor ihm positionieren sich abgetretene braune Schuhe. Sie gehören einem gut aussehenden Mann. Der blickt auf ihn herunter und lacht. Er lacht ihn aus und fragt ihn, was er denn erwartet hatte? Natürlich würde jede Busfahrt so enden. Und nicht nur das, auch der Einkauf an der Supermarktkasse, das Telefonat mit einer Servicehotline oder das Gespräch am Kundenschalter der Post würden genauso für immer unlogische, sinnlose dafür umso angsteinflößendere Situationen sein. Dazu musste er nur seinen Kopf leeren. Sein Bewusstsein zerstören. Seine Welt vernichten. – Blinzeln blickt Morlock vom Boden dem gut aussehenden Mann ins Gesicht. Eine dunkle Haartolle wächst ihm in die Stirn. Die Lippen sind dünn und aufeinander gepresst. Die Augenbrauen hat er zusammen gezogen. Links und rechts sind jeweils zwei Falten darüber. Die Augen sind wach. Hellwach, aber skeptisch. Sie scheinen nicht sicher zu sein, ob das, was sie sehen, wirklich der Wahrheit entspricht. Hat Morlock sein Bewusstsein zerstört? – Nein. Nur vorübergehend heruntergefahren.

Doch der Mann hat recht. Kaum verliert Morlock das Verständnis für seine Umgebung, vernichtet er seine Welt. Das wäre der Beweis, für die Welt als Ergebnis des eigenen Bewusstseins, wenn dies nicht allein subjektiv erlebbar wäre. Nie könnte er den Versuch öffentlich wiederholen, andere daran teilhaben lassen. Das würde nämlich bedeuten, es gäbe etwas dazwischen, etwas zwischen der Welt, wie sie aufgrund seines Bewusstseins existiert, und dem Nichts, das entsteht, wenn er sein Bewusstsein herunterfährt. Ein Mittelding, halb Welt, halb Nichts, in dem er den Beweis für das jeweils andere formulieren könnte. Das ist ausgeschlossen, sagt der Mann mit den braunen Schuhen. Das Dritte muss ausgeschlossen sein. Wenn Morlock sagt, mein Bewusstsein ist die Welt. Dann gilt entweder sein Bewusstsein sei die Welt oder es ist nicht der Fall, dass sein Bewusstsein die Welt sei. Dazwischen, zwischen Sein und Nichtsein, kann es kein Drittes geben. Entweder das Bewusstsein ist da und schafft die Welt. Oder es fehlt, und dann gibt es auch keine Welt. Logisch, sagt der Mann mit den braunen Schuhen und zeichnet mit Kreide: Wenn P dann $P \vee \neg P$ (P oder nicht P), wobei P hier anscheinend für das Bewusstsein steht. Morlock liegt noch immer auf dem Boden und starrt die Kreidezeichnung an. Kann es so einfach sein? So einfach formuliert? Mit wenigen Buchstaben auf den Punkt gebracht?

Nein. Der Mann in den braunen Schuhen lacht schon wieder. Sie denken, das war's, nicht wahr, fragt er. Doch leider ist das hier alles vollkommen

sinnlos. Weil es nur Worte sind. Und Worte sind sinnlos. Denn es fehlt die Bedeutung. Die Wirklichkeit. Die Verbindung zu einem konkreten Ding. Ein sprachlicher Ausdruck, ein Satz kann sinnvoll sein, sofern er ein konkretes Ding beschreibt. Im besten Fall als Sachverhalt, also in Verbindung mit ihm verwandten Dingen. Und wenn eines kein konkretes Ding ist, dann ist es das Bewusstsein. Nicht wie zum Beispiel Nilpferde. Die sind sehr konkret. Würden wir uns in einem Zoo befinden und nicht vom Bewusstsein, sondern von Nilpferden sprechen, wäre das etwas ganz anderes.

Dann würde die Aussage P vielleicht lauten: Die Welt ist ein Zoo mit Nilpferden. Sie und ich, die wir uns zum Zeitpunkt der Aussage in einem Zoo befinden, hätten dann einen sinnvollen Satz gesagt, da zu diesem Zeitpunkt die Welt tatsächlich ein Zoo mit Nilpferden ist. Selbst wenn wir gerade eigentlich keine Nilpferde sehen und es womöglich gar keine Nilpferde in dem Zoo gibt, es besteht dafür jedoch die konkrete Möglichkeit. Alles, was daher wichtig ist, viel wichtiger als jede Aussage, jede Idee, jede Weltanschauung, ist Sprache. Denn wie soll denn die Vorstellung des Bewusstseins, die Definition einer Welt überhaupt formuliert werden, wenn nicht mit Sprache. Das Problem ist nur: Sprache ist zu vage, semantisch zu breit gefächert. Sie kann niemals eine definitive Antwort geben. Es ist daher sinnlos, nach einem Sinn zu suchen. Es muss immer, kann immer nur nach dem Nutzen einer Aussage gesucht werden. Was ist der Nutzen hinter der Behauptung, es gäbe keine Welt. Was hinter der Behauptung, es gäbe eine? Beginnt mit dieser Fragestellung nicht eine lange Reihe leerer Aktionismen, um die eigene Existenz irgendwie zu rechtfertigen?

Den ganzen Tag beschäftigen wir uns mit sinnlosen, nicht wirklichen, kein konkretes Ding beschreibenden Sachen. Entscheiden uns aus ästhetischen Gründen für ein rotes Hemd, weil es günstig und praktisch ist, nehmen dann noch ein Kompliment dafür entgegen, stärken unser Ich-Bewusstsein und sind danach so gut drauf, dass wir einem Obdachlosen noch ein ganzes Mittagessen ausgeben. Ethisch, logisch, ästhetisch und im Sinne des eigenen Ichs handeln wir tagtäglich geradezu fantastisch menschlich, doch, wenn wir ehrlich sind, praktisch die ganze Zeit vollkommen sinnlos. – Der Mann mit den braunen Schuhen hat sich, während er spricht, neben Morlock auf den Boden gesetzt. Offenbar gibt es nun nichts weiter zu sagen, da es ja eh sinnlos wäre. Morlock rappelt sich auf. Der Mann bleibt sitzen. Sollte also die Ursprungsfrage, die nach der Welt an sich, schon sinnlos gewesen sein, weil die Welt kein konkretes Ding ist? Das kann Morlock nicht akzeptieren. Sein Bewusstsein ist sehr konkret. Das konkreteste, was er, Tag ein, Tag

aus, spüren kann. Und bloß weil Sprache zu unzuverlässig ist, weil sie es nicht schafft, sein Bewusstsein klar zu beschreiben, heißt das noch lange nicht, es wäre sinnlos, darüber nachzudenken. Denken ist doch am Ende alles, was bleibt. Auch nach dem er für immer weggesperrt wird. Auch wenn es zum Zwang wird. Wenn es eigentlich nicht mehr frei ist, weil der denkende Körper im Gefängnis vegetiert. Morlock lässt den Mann einfach sitzen und überquert die Straße. Denn dort, auf der anderen Seite, ist das Polizeirevier. Ein konkretes Ding in seiner Welt. Er wird sich rechtfertigen müssen, erklären müssen, gestehen müssen. Logisch, ethisch, vielleicht sogar ästhetisch, in jedem Fall aber ganz subjektiv von seinem eigenen Ich aus. Dem einzigen Ich, das sein Bewusstsein formt und die Welt entstehen lässt. Absolut unemotional und logisch. Morlock erreicht die oberste Stufe der Eingangstreppe. Die Tür öffnet sich automatisch. Morlock betritt das Gebäude.

»Dagegen scheint mir die Wahrheit der hier mitgeteilten Gedanken unantastbar und definitiv. Ich bin also der Meinung, die Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben. Und wenn ich mich hierin nicht irre, so besteht der Wert dieser Arbeit zweitens darin, dass sie zeigt, wie wenig damit getan ist, dass die Probleme gelöst sind.« (Wittgenstein)

KAPITEL 10

Die Tische sind dunkel furniert. Die Böden grauer Linoleum. Kleine Fenster, Richtung Hof. Die Computer fahren mit dem üblichen Geräusch hoch. Und das Drehding auf dem die Stempel aufgereiht sind, wirkt genau so, wie sich das Ambiente des Raums anfühlt: bieder, humorlos und autoritär. Grüne Uniformen sucht Maler Morlock allerdings vergebens. Selbst hier, in der provinziellsten aller Großstadtwachen, haben sie bereits auf Blau umgestellt. Was den Aufenthalt aber nicht unbedingt angenehmer macht. Mit der Tür im Rücken wartet Morlock auf die Beamten. Eine Frau niederen Dienstranges hat ihn hier geparkt. Der Stuhl ist offenbar aus demselben Holz wie die Tische. Ergänzt durch braunlackierte Metallbeine. Die Beamten werden in modernen Bürostühlen sitzen. Höhenverstellbare Kopfstützen. Diese kleinen Armlehnen, um besser tippen zu können. Die Rückenlehne ist straff gespannter Polyester. Luftdurchlässig gewebt. Dass ja kein Schweiß das Hemd an den Rücken klebt. Morlock ist nervös. Seine Rückenlehne ist nur ein Holzbrett. Er schwitzt. Sein Hemd klebt am Rücken.

Ein zurechtgestutzter Pudel durchbricht das Bild. Beinahe lautlos trippelt er von hinten an Morlock vorbei. Gefolgt von einem alten Mann. Leicht untersetzt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, trägt er mit offensichtlichem Trotz die alte, die grüne Uniform. Seine junge Kollegin, ernster Blick, kräftiger Händedruck, ist das genaue Gegenteil. Dynamisch, wenn man so will. Sie setzen sich jeweils in einen der ergonomischen Bürostühle und beginnen zeitgleich auf ihrer Tastatur zu tippen. Ha, ruft da der alte Mann. Ok, die junge Frau. Sie verschränkt die Arme und lehnt sich zurück. Der alte Mann beugt sich vor und grinst. Er steht auf und geht zum Drucker. Im Profil sieht er noch grimmiger aus als von vorne. Eine spitze wulstige Nase über dünnen Lippen. Dicke Koteletten. Ein Haarkranz erhebt sich wild an den Seiten seiner Halbglatze. Schneeweiß sind seine Haare. Genau wie die seines Pudels. Der wuselt die ganze Zeit um die kurzen Beine seines Herrchens. Morlock ist sich nicht sicher, was er von dem Schauspiel halten soll. Bevor er aber zu einem Urteil kommen kann, unterbricht der alte Mann sein Grübeln.

So, sagt er. Hier steht es ja. Name: Morlock. Profession: Maler und Anstreicher. Wir haben sie hergebeten, da es auf ihrer Arbeitsstelle zu einem Vorfall kam. Ich bin Polizeioberwachtmeister und das ist eine unserer Anwärtnerinnen. Wir haben gerade festgestellt, dass noch nicht einmal einer ihrer männlichen Kollegen eine Chance gegen mich hätte. Argumentativ sowie fachlich. Daher ist es kein Wunder, dass die Pflicht, alle nötigen Informationen zu beschaffen,

nun bei mir liegt. Oder vielmehr bei uns. Sie sehen hier meinen Pudel Atman. Atman, sag hallo. – Der Hund rührt sich nicht. – Gut, fährt der Polizeioberwachtmeister fort. Wissen Sie, worum es geht? Nein? Natürlich nicht. Sie sehen aus, als wären Sie ein netter Mensch. Als könnten Sie keiner Fliege etwas zuleide tun. Solche Typen kenne ich. Sie müssen sich vermutlich sogar ab und zu einmal zum Lügen zwingen, nicht wahr? Nicht um sich einen Vorteil zu verschaffen. Eher zur Selbstregulation. Zur identitären Retrospektive. Sie lügen, damit nicht alle denken, Sie seien zu nett. Auch wenn Sie es eigentlich sind. Nett. Viel zu nett. Müssen also lügen, um sich auch mal egoistisch zu geben. Also normal zu geben.

Sie lügen Ihre Apostel an, sie wären nicht imstande, dies oder jenes zu tun. Sagen, Sie täten lieber keinen Gefallen, auch wenn Sie längst bereits sehr viele Gefallen getan haben. Und ihre Apostel, Freunde und Partner fallen darauf rein, vielleicht bewusst. Vielleicht gefällt es ihnen sogar. Danken es Ihnen. Brechen gerne einen Streit vom Zaun. Wollen von Ihnen wissen, warum Sie so ein unflätiger Mensch seien. Warum Sie nicht ein einziges Mal in Ihrem Leben auch an andere denken können. Dabei ist ihnen nicht bewusst, dass Sie, Herr Morlock, ich gehe davon aus, dass dies Ihr Nachname ist, da darüber nichts in meiner Akte steht ... Sie also, Herr Morlock, denken ständig, praktisch ununterbrochen an Andere. Vergessen sich beinahe selbst beim An-die-Anderen-Denken. Doch immer, wenn sie Sie anfeinden, lügen Sie, sagen, dass Ihnen das vollkommen egal sei, was Andere von Ihnen denken würden. Sie seien nun mal so, egoistisch und eben ein unflätiger Mensch. – Die anderen Menschen akzeptieren das. Akzeptieren Sie in Ihrer Arroganz, Ihrem Egoismus. Manch einer eifert Ihnen sogar nach. Ohne zu wissen, dass alles nur eine Lüge ist. Lügt extensiv. Verübt Verbrechen. Beginnt Menschen zu seinem eigenen Vorteil zu betrügen. Und bekommen Sie das mit, schämen Sie sich. Nehmen die verirrte Seele vielleicht zur Seite und sagen ihm die Wahrheit, sprechen ihm gut zu. Reden über Moral und Vernunft und wie man sich doch zu verhalten habe. Eben ehrlich und gesund und fair – und niemals verbrecherisch und betrügerisch und egoistisch. Aber Sie sprechen vergebens. Denn alle wissen: Sie lügen. Also glaubt Ihnen niemand. – Ja, solche Typen kenne ich. Typen wie Sie eben.

Maler Morlock ist ein wenig kleiner geworden. Der Polizeioberwachtmeister strahlt etwas Hartes aus, etwas, das nur Einzelgänger ausstrahlen können. Morlock sieht ihn nicht inmitten einer großen Runde von Freunden. Nein, dieser Mann sitzt zu Hause und denkt. Macht sich Gedanken über die

Menschen, ihre Verbrechen, ihre Ausreden. Morlock sieht kaum eine Chance, das Gebäude freien Fußes verlassen zu können. Vielleicht sollte er einfach gleich gestehen. Das würde ihm bestimmt mildernde Umstände verschaffen. Wobei dieser Mensch, dieser Polizist, dieser Oberwachtmeister wirklich nicht nach mildernden Umständen aussieht. Vermutlich würde er Morlock noch erniedrigen, weil der es gewagt hätte, mit einem feigen Geständnis auf Strafnachlass zu spekulieren. Dieser alte Beamte sieht nach gesellschaftlicher Hassliebe aus. Als könne er sich nicht entscheiden, warum er die Menschen verachtet. Weil sie so schwach oder weil sie so dumm sind. Höchstwahrscheinlich findet er für beide Argumente stichhaltige Beweise. – In welche Rubrik er Morlock steckt, ist unklar. Offenbar hält er ihn für einen Lügner. So viel steht fest. Und soweit hat er auch recht. Doch ob die Lüge in den Augen des Polizeioberwachtmeisters als dumm oder schwach gilt, ist schwer zu sagen. Tendenziell würde Morlock behaupten, der alte Oberwachtmeister habe nicht wirklich etwas gegen die Lüge. Nur wie, wann und von wem sie vorgebracht wird, muss seinen Vorstellungen entsprechen. Vielleicht weil er als Gesetzeshüter der Meinung sein könnte, wer nicht lügt, wisse nicht was Wahrheit ist. Genau wie jemand kein Glück verspüren kann, ohne vorher Pech gehabt zu haben. Wobei es allerdings wahrscheinlicher ist, dass der Polizeioberwachtmeister es immer und stets mit der Wahrheit nimmt. Wahrhaftigkeit als Rechtspflicht. Oder so. Wer weiß. Vielleicht erklärt er es ihm, irgendwann. Vielleicht noch heute. Der Polizeioberwachtmeister redet weiter.

Dass Sie heute hier sind, Herr Morlock, hat zwei Gründe. Erstens sind Sie der einzige seit längerer Zeit regelmäßig arbeitende Mensch auf der Baustelle. Müssten also etwas darüber wissen, wie die relativ große Menge an Fremdkörpern in die Baugrube hinter dem Parkplatz gekommen ist. Zweitens, und da stehe ich nicht alleine, halten wir Sie nicht allein für einen Zeugen, sondern für dringend tatverdächtig. – Atman bellt. Die junge Anwärtlerin schnaubt. Morlock atmet ein. – Sie verzeihen meine etwas unorthodoxe Art mit Verdächtigen wie Ihnen umzugehen. Aber ich habe keine Zeit, um den heißen Brei herumzureden. Sie hatten die Gelegenheit, was fehlt ist das Motiv. Aber das finden wir hier und heute schnell heraus.

Morlock würde jetzt gerne aufstehen und gehen. Von ihm aus auch geradewegs in die Zelle. Nur dieses Verhör muss ein Ende haben. Der Polizeioberwachtmeister macht ihn fertig. Diese Sicherheit in seiner Stimme. Er lässt keinen Zweifel an seiner absoluten kriminalistischen Expertise zu. Hier spricht jemand,

der jahrzehntelange Erfahrung hat. Dem niemand etwas vormachen kann. Schon lange nicht Morlock. Dieser kleine nervöse Maler und Anstreicher. Ein Nichts gegenüber der moralischen Instanz dieses Sittenhüters. Allein sein Ausdruck, seine Mimik, sein eindringlicher Blick müsste, auf Postkarten über die Stadt verteilt, tausende Verbrechen präventiv vereiteln. Sogar Morlocks Gewalttat im Affekt aufgrund nicht vorhandener Argumente. Zu gern würde Morlock sich hier und jetzt erklären. Würde nochmal rekapitulieren, warum er keine andere Wahl hatte, als Bernock mit dem Schraubenschlüssel zu erschlagen. Ihm fehlte nun mal einfach das richtige Gegenargument. Der Beweis, dass es die Welt, das Ding an sich, erstens nicht gibt. Und dass dies zweitens kognitiv erklärbar ist. Im Gegensatz zu emotional. Vielleicht würde dieser alte Beamte das sogar verstehen. Schließlich macht er den Eindruck, als bestünde seine Welt ausschließlich aus Paragraphen. Das kann sich nicht sonderlich real anfühlen, glaubt Morlock. Macht allerdings einen höchst logischen und kognitiven Eindruck. Doch sagt Morlock nichts. Er bleibt einfach weiter sitzen und lässt den Redeschwall des Polizeioberwachtmeisters über sich ergehen. Er fügt sich seinem Schicksal. Was hat er denn jetzt noch zu verlieren?

Wissen Sie, sagt der Oberwachtmeister. Die Welt ist ja nun voll von Ihresgleichen. Das kann man sich gar nicht vorstellen. Ist aber leider so. Als ich damals, vor vielen Jahren, meinen Dienst antrat, war ich davon überzeugt, dies ändern zu können. Nicht allein durch Festnahmen. Vielmehr durch eine dezidierte Analyse des Problems, wodurch mir unmittelbar eine Lösung desselben vor Augen treten würde. Natürlich lag ich falsch. Die Welt ist nicht zu retten. Sie ist durch und durch schlecht. Etwas, das nicht sein sollte, eine Schuld an sich. Noch schlechter geht es eigentlich gar nicht mehr. Und das Glück: pure Illusion. Alle Lust nur negativ. Ich sage Ihnen, alles in allem ist die Welt nur eine Mischung aus vernunftlosem Weltwillen, also die negative Urkraft des Wesens der Welt. Alles, wonach wir streben, entspringt doch aus einem Mangel, aus einer Unzufriedenheit mit unserem Zustande. Wir leiden daran, solange er nicht befriedigt ist. Doch selbst wenn: Keine Befriedigung ist von Dauer. Ist immer nur erneuter Anfangspunkt weiteren Strebens. Das Streben ist demnach überall gehemmt, überall kämpfend, überall leidend. Es gibt kein letztes Streben, gibt kein Maß, kein Ziel unseres Leidens. – Ja, rollen Sie nur mit den Augen, Frau Anwärtlerin, nur weil Sie mit meinem Begriff des »vernunftlosem Weltwillens« nichts anfangen können. Dabei ist es doch so offensichtlich, selbst für Blinde absolut klar zu erkennen: Die Basis jedes

Wollens ist Bedürftigkeit, Mangel, also Schmerz. Das Leben schwingt hin und her, wie ein Pendel, zwischen Schmerz und tödlicher Langeweile. Somit ist jede Lebensgeschichte gleichsam eine Leidensgeschichte, eine fortgesetzte Reihe großer und kleiner Unfälle. Sie, Herr Morlock, werden mir dabei zustimmen, sonst wären Sie wohl kaum hier, bei uns, zum Verhör. Und ich könnte jetzt unendlich so weiter machen. Könnte meine These ausweiten auf den nie zu befriedigenden Geschlechtstrieb. Ja: Geschlechtstrieb. Das habe ich jetzt wirklich gesagt. Das ist doch wohl der mächtigste Ausdruck des Willens, überhaupt! – Langsam redet sich der Oberwachtmeister in Rage. Morlock versucht, sich immer weiter in den Stuhl zu verkriechen. Und auch der jungen Anwärtlerin wird es offenbar unangenehm. Nur Atman, der Pudel, scheint solche Ausbrüche seines Herrchens schon zu kennen. Ruhig liegt er seinem Herrn zu Füßen, schläft. – Und wenn Sie glauben, ruft dieser, ein einfacher Suizid könnte Sie erlösen, dann irren Sie. Denn der metaphysische Wille wird umgehend eine Form für Sie finden und das Hamsterrad aufs Neue in Gang bringen. Nein, nicht der Selbstmord kann uns erlösen. Nur die Askese, die Verneinung des Willens zum Leben allein. Aber wie kann ich Ihnen das begreiflich machen? Einem mutmaßlichen Verbrecher, Umweltverschmutzer und so weiter. Nun, was glauben Sie denn, was die Welt ist?

Plötzlich Schweigen. Sollte Morlock antworten? Sollte er dem Polizeioberwachtmeister erklären, dass er nicht an die Existenz der Welt an sich glaubt? Dass es für ihn, Maler Morlock, keine Welt, kein Ding an sich gibt. Sondern eben nichts mehr und nichts weniger, als das individuelle Bewusstsein. Sein Bewusstsein, das in diesem Augenblick mehr als verwirrt ist. – Und wieso eigentlich Umweltverschmutzer? Warum nicht Mörder? Wenn die Tat doch so klar ist, warum wird sie hier nicht zweifelsfrei genannt? Morlock ist doch ganz offensichtlich mehr, als jemand, der einen Haufen Dreck verunreinigt hat. Und das müsste der Polizeioberwachtmeister doch wissen. So suggeriert er es zumindest. Und wenn er es weiß, so müsste er doch auch schon längst darauf zu sprechen gekommen sein. – Oder ist es vielleicht ganz anders? Haben sie gar keine Leiche, sondern nur den Haufen verätzten Rigips gefunden? Sollte Morlock vielleicht mal nachfragen? Ganz unscheinbar, was er, der Wachtmeister, denn mit Umweltverschmutzung meine? – Oder würde das ablenken? Würde es verraten, dass Morlock mit seinen Gedanken ganz woanders ist? Was vielleicht von Nachteil wäre. Vielleicht sollte sich Morlock doch vorerst ganz auf das Gespräch einlassen. Sollte alle Fragen des Beamten

beantworten. Sollte ihm einfach seine Sicht auf die Welt mitteilen. Nein. Lieber nicht. Morlock schweigt. Und der Polizeioberwachtmeister will eigentlich auch gar keine Antwort. Weiß vermutlich eh alles besser. Und hat seinen Vortrag auch schon wieder aufgenommen.

Die Frage nach einer von ihrer Wahrnehmung unabhängigen Außenwelt stellt sich doch gar nicht, erklärt der Oberwachtmeister. Denn erstens wäre es vollkommen absurd, dies als unumstößliche Wahrheit anzusehen, da es an sinnlosen Idealismus grenzt. Und zweitens zeigt die Außenwelt dem einzelnen Subjekt die Welt ohnehin nur als reine Vorstellung. Damit meine er zwar nicht direkt eine Imagination, doch ist die subjektive Wahrnehmung durchaus der einzige Zugang zu der objektiven Welt. – Das klingt plausibel, denkt Morlock. Doch scheint dieser Ansatz die Existenz einer objektiven Welt vorauszusetzen. Die Frage ist nur, wie der Polizist diese objektive Welt definieren würde. Wenn er das schlüssig hinkriegt, ohne in Transzendenz oder andere metaphysische Hirngespinnste abzudriften, hätte Morlock etwas, mit dem sich arbeiten, mit dem sich vielleicht etwas Handfestes gegen Bernocks Theorie vorbringen ließe. Denn einerseits gäbe es damit zwar eine Theorie des Ding an sich, als nicht transzendente und übergeordnete Struktur. Doch je konkreter dieses Ding an sich definiert wird, desto leichter ist es, seine Existenz in Frage zu stellen. Und zwar kognitiv und alles andere als emotional. Das klingt paradox. Doch etwas, dass nicht greifbar ist, ein Gott oder ähnliches, kann eben sein oder nicht-sein. Der Mensch wird es nie wissen können. Ist es aber greifbar, definierbar, so ist es auch leicht negierbar, weil möglicherweise nur eine irrige Interpretation des eigenen Bewusstseins. Eine Täuschung. Eine Fata Morgana.

Und der Polizeioberwachtmeister scheint auch noch lange nicht fertig zu sein, mit seinen Ausführungen. Dabei wäre es selbstverständlich viel zu einseitig, die Welt als reine Vorstellung zu sehen, sagt er. Sie, Herr Morlock, scheinen damit auch Probleme zu haben. Sonst würden Sie wohl kaum diesen skeptischen Blick aufsetzen. Keine Sorge, Sie sind nicht das einzig wirklich existierende Subjekt. Ihre Vorstellung ist nicht das Maß aller Dinge. Es geht auch um die anderen Menschen. Und das lässt sich empirisch beweisen. Wir müssen nur innere und äußere Erfahrung am richtigen Punkt miteinander verknüpfen. Das Ding an sich, die Welt ist zwar wirklich unerkennbar, ja, also mit unseren primitiven Sinnen wie Tasten, Hören, Schmecken und so weiter irgendwie wahrnehmbar, aber vor allem niemals unerfahrbar. Dazu reicht die Selbstbeobachtung völlig aus, falls Sie fragen möchten, wie das

funktionieren soll. Dadurch, durch die Selbstbeobachtung, können wir, Sie und Ich, sogar die junge Anwärtlerin hier, ganz genau sehen, was wir letzten Endes wirklich sind: Wir erfahren in uns den Willen. Er ist das subjektive Ding an sich und damit nicht nur die Triebfeder allen Handelns von Mensch und Tier, sondern auch die metaphysische Erklärung der Naturgesetze. Die Welt ist letztlich blinder, vernunftloser Wille. Aber eben nicht allein. Dieser Wille erscheint uns nämlich als Vorstellung. Somit ist die Welt beides: unser Wille und unsere Vorstellung. Die Welt ist unsere durch Raum und Zeit, durch Kausalität, durch den von uns als Verstandeswesen gegebenen Erkenntnisdrang individuelle und verknüpfte Erscheinung unseres eigenen Willens. Damit ist die Welt eine nur für uns gegebene, und kein allgemeines Ding an sich. Klar, soweit? – Na klar, denkt Morlock. Klarer als klar. Allerdings gibt es immer zwei in diesem Spiel: den Beobachter und das Beobachtete. Ein Subjekt und ein Objekt. Diese sind untrennbar, allerdings gleichzeitig radikal voneinander verschieden. Letzten Endes halt nur Erscheinungen des eigenen Willens.

An dieser Stelle will Morlock dann doch mal etwas fragen. Denn so gern er den Beamten reden hört, da er ja ganz offensichtlich genau in Morlocks Sinne spricht. Mehr oder weniger zumindest. So ist ihm nicht unbedingt klar, was denn der Wille eigentlich sein soll? – Der Polizeioberwachtmeister starrt Morlock an, als ob dieser den Verstand verloren hätte. Die junge Anwärtlerin blickt nervös zu Boden. Eine Frage, die offensichtlich schon häufiger gestellt wurde. Vielleicht sogar von der Anwärtlerin. Morlock schämt sich instantan, sie überhaupt gestellt zu haben. Der Wachtmeister holt dennoch zu einer Erklärung aus. Mit einem entsprechend herablassenden Ton, selbstverständlich. Entschuldigen Sie bitte, sagt er. Mir hätte klar sein müssen, dass ich es hier mit einem einfachen Verbrecher, einem Kleingeist zu tun habe. Offenbar kommen Sie während Ihrer beruflichen Tätigkeit nicht dazu, komplexere Gedanken durchzuspielen. Ich werde Ihnen also erklären, was der Wille sein soll. – Morlock muss sich an dieser Stelle hart zusammen reißen. Bildet die Auseinandersetzung mit komplizierteren Denkprozessen doch regelrecht das Fundament seiner alltäglichen Arbeit. Sind sie doch fast schon der Grund, warum Bernock tot und Morlock hier in diesem deprimierenden Büro sitzt. Egal. Morlock schluckt seinen Stolz herunter.

Der Wille liegt allem zugrunde. Der gesamten Welt. Er ist der grundlose Drang. Hat entsprechend verschiedene Stufen. Etwa gilt er manchmal als Ursache, wenn wir gereizt werden oder irgendein Energiepotenzial sich entlädt. Oder

als ein Motiv, wenn wir eine bestimmte Absicht umzusetzen gedenken. Mit diesen Formen regelt der Wille alles, was organisch oder anorganisch in der Natur vor sich geht. In unserer Erscheinung wird er die meiste Zeit allerdings als Wille zum Leben und zur Fortpflanzung angesehen. Der Geschlechtstrieb. Wir hatten es vorhin schon kurz angesprochen, bemerkt er und macht eine bedeutungsvolle Pause. Blinzelt zu der Anwärtlerin rüber und trinkt einen Schluck aus der vor ihm stehenden Tasse. Sie steht bereits die ganze Zeit auf dem Tisch und war auch schon da, als Morlock in den Raum gesetzt wurde. Dennoch könnte ihr Inhalt Kaffee sein.

Jedenfalls, so fährt der Polizeioberwachtmeister fort, gibt es dadurch nur eine begrenzte Willensfreiheit. Der Mensch kann zwar tun, was er will, aber er kann nicht wollen, was er will. Sie verstehen. Jedem Handeln liegt immer und stets der Wille, das heißt das Wollen zu Grunde. Nehmen wir Ihren lächerlichen, kleinen Fall: Ihre Tat, Ihre überaus ordinäre und verabscheuungswürdige Tat, Ihre dreckige Tat, ist ohne Zweifel kausal zu erklären. Denn die Welt ist kausal und geordnet. Sie ist empirisch. Sie ist eine Welt der Vorstellung. Und darin ist eben kein Platz für einen ohne rein-empirische Ursache handelnden Menschen, und zwar nicht nur in dem Sinne, dass dies unserer Denkweise widerspräche, sondern in dem tieferen Sinne, dass der Wille sich in allen seinen Teilen gemäß dem Gesetz der Kausalität manifestiert. Sie konnten gar nicht anders, als im großen Stil die Umwelt zu verschmutzen. Es war Ihr Wille, den Sie ohne Zweifel nicht gewollt haben. Dennoch taten Sie es. Was soll ich sagen, sie verübten ein Verbrechen. Eine Einschränkung gibt es natürlich trotzdem. Niemand schreibt Ihnen vor zu sein. Die Naturgesetze bestimmen alles, was passiert, aber eben nicht, wie Sie sind. Die Freiheit zu sein, was Sie wollen, haben Sie nur vor der Manifestation Ihres Willens. Wann immer das sein mag. Irgendwann innerhalb der vierzig Wochen im Uterus Ihrer Mutter, schätze ich. Denn Ihr Wille ist nichts weiter, als sein wirksam gewordener Ausdruck, Ihr Charakter, wenn man so will. Der ist zwar willkürlich entstanden, lässt Sie aber so handeln, wie Sie eben handeln, weil er bestimmt, was Sie wollen.

Das hat Sie zum Verbrecher gemacht. Wobei es vielleicht sogar ein Leichtes gewesen wäre, Ihre niedere kriminelle Karriere aufzuhalten. Denn wenn Sie als Subjekt Ihren zugrunde liegenden Willen frühzeitig erkannt hätten, hätte es vielleicht in bestimmten Momenten der Kontemplation zu einer Verneinung kommen können. Zu einem absoluten Zustand der Melancholie, wie ich es gerne nenne. Das ist übrigens meine Hauptaufgabe hier bei der Polizei. Meine selbst auferlegte Hauptaufgabe, um genau zu sein. Ich will

allen Menschen, den vermeintlich Unschuldigen, frühzeitig ihren eigenen Willen erkennen lassen, um sie vor übermäßigem Handeln zu bewahren. Denn das führt früher oder später immer in die Katastrophe. Zu Verbrechen, Mord und Totschlag – wie bei Ihnen. Wobei es sich ja eigentlich wirklich nur um eine Lappalie handelt. Schließlich ist ein bisschen Umweltverschmutzung noch lange kein Mord. Sie hätten Ihre Farbreste und Lösungsmittel vielleicht lieber anständig entsorgt, anstatt sie einfach in die Baugrube zu schütten. Das wird Ihnen eine empfindliche Geldstrafe einbringen, wenn ich einfach mal tippen darf, sagt der Beamte. Oder was meint da die Frau Anwärtlerin? Ja? Nein? Unschuldig? Ha! Sehen Sie ihn sich doch einfach mal an. Der ist schuldig. Das Verhör ist beendet. Abführen.

Wie? Was? Beendet? Maler Morlock erwacht wie aus Trance. Kein Mord? Aber was ist mit Bernock? Wo ist die Leiche? Hat sie sich so gut aufgelöst, dass die Behörden nur die Farb- und Säurereste gefunden haben? Das kann nicht sein. Da muss ein Fehler vorliegen. Aber wo ist der Fehler? Gedanklich das gesamte und recht abrupt beendete Verhör noch einmal durchgegangen, findet Morlock jedoch keinen Fehler. Zumindest keinen objektiven. Was eine beunruhigende Schlussfolgerung nach sich zieht: Der Fehler muss im Subjektiven liegen. Bei ihm, bei Morlock selbst. In seiner Wahrnehmung. Wenn er nicht sowieso schon panisch wäre, jetzt wäre wohl der richtige Augenblick dafür. Denn was ist Morlock, wenn nicht die unbezwingbare Kraft seiner eigenen Wahrnehmung. Darauf stützt sich alles. Seine gesamte Weltanschauung. Sollte er sich also getäuscht haben? Sollte kein Mord stattgefunden haben? Was war oder ist dann real und was nicht? Fand das Gespräch mit Bernock überhaupt statt? War Bernock an diesem Tag überhaupt auf der Baustelle? Oder schlimmer noch: Existierte Bernock überhaupt? Morlock muss sich hier und jetzt die Frage stellen, ob der Gedanke »Die Welt existiert und kann zu einem manipulativen Konstrukt oligarchischer Herrschaft mit religiösem Anspruch ausgebaut werden« nicht vielleicht sogar von ihm, seiner eigenen gestörten Wahrnehmung hervorgerufen wurde. Somit wäre er der Verursacher und die Lösung des Problems in einem. Morlock hätte also sein eigenes schlechtes Gedankengut getötet. Aber warum? Weil er sich dafür schämte? Weil er nicht akzeptieren kann, solche Gedanken selbst zu verursachen, wo er sich doch bislang allen Emotionalisten da draußen überlegen gefühlt hat?

Morlock kann keine logische Konklusion ausmachen. Sieht nur immer wieder den Mord. Das Blut. Seine Anstrengung, die Leiche und die Weltanschauung

loszuwerden und den endgültigen Beweis dagegen zu finden. Was er theoretisch jetzt gar nicht mehr müsste, da alles ja gar nicht stattgefunden hat. – Doch alles, was seine Wahrnehmung begreift, ist existent. So lautet doch seine These. Morlock ist verwirrt. Müde. Fühlt sich krank. Was soll er tun? Gestehen? Die Polizisten fragen, ob sie nicht vielleicht doch eine Leiche zwischen all dem Müll gefunden hätten? Wenn sie einfach nicht ordentlich gesucht haben, tun sie das vielleicht jetzt. Finden etwas und Morlock wäre dran. Gibt es keine Leiche und Morlocks Wahrnehmung ist einfach nur fehlerhaft – woraufhin alles zu deuten scheint – dann halten sie ihn vielleicht für verrückt und lassen ihn untersuchen. Was ihn, Morlock, vielleicht zu einer langfristigen Beziehung mit einem Psychiater verpflichtet, die ihn letzten Endes sogar noch in eine geschlossene Anstalt bringt. Einfach weil er seiner Wahrnehmung und damit seiner eigenen Existenz nicht mehr trauen kann. Morlock wäre also dumm, jetzt etwas zu gestehen, was offenbar gar nicht ans Licht kam. Oder eben gar nicht passierte. Und was nicht passiert ist, kann niemand gestehen.

Außerdem – und jetzt einfach mal abgesehen davon, ob Morlock schon vor langer Zeit den Verstand verloren hat oder eben nicht – hat der Oberwachmeister ihm vielleicht sogar ein argumentatorisches Hilfsmittel geliefert, um Bernock restlos von der Erdoberfläche verschwinden zu lassen. Nicht nur seinen Körper, nein, auch seine verrückte Idee vom Ding an sich, von der Welt und ihrer Allmacht. Die Welt als Wille, als Vorstellung. Das klingt doch nicht schlecht. Wobei der Wille in diesem Zusammenhang recht forsch daher kommt. Er scheint zwar nur Vorstellung zu sein, doch gleichzeitig über jedes Handeln zu bestimmen. So fremdbestimmt fühlt sich Maler Morlock gar nicht. Auch wenn es eine schöne, eine leichte Erklärung für den Mord an Bernock wäre. Wenn er denn stattgefunden hat. Wie dem auch sei, könnte Morlock mit allem abschließen, selbst wenn es gar nicht real ist, so lange er nur den Gegenbeweis hat. Und wenn es sich bei seinem »Verbrechen« nur um Umweltverschmutzung handelt, kommt er vielleicht sogar glimpflich davon.

Der Gerichtstermin ist für morgen Vormittag angesetzt. Morlock wird in eine Zelle gebracht. Was ihm dann doch wieder seltsam vorkommt. Da doch bei einem Umweltsünder sicherlich keine Verwahrungspflicht besteht. An seiner Wahrnehmung zweifelnd, folgt er den Beamten jedoch widerstandslos. Wer weiß, was ihm entgangen ist, wenn er schon Morde und Leichen und literweise Blut zu seiner Realität hinzufügen kann. Außerdem hält Morlock es für schlauer, wenn er sich bedeckt hält. Er will weder als Mörder, noch

als Geisteskranker gelten, sondern einfach nur schnell wieder raus und so unauffällig wie möglich sein Leben weiter leben. Denn das hat er sich ein für alle mal geschworen: Wenn er hier wieder rauskommst, dann ist Schluss mit zwischenmenschlichem Kontakt. Absolut und total. Aussteigen. Schweigen. Und vielleicht kann er diese Nacht schon damit beginnen. Allein in der Zelle. Nachdenken. Ruhe finden. Wer weiß, was das noch bewirken kann.

»Je weniger einer, in Folge objektiver, oder subjektiver Bedingungen, nötig hat, mit den Menschen in Berührung zu kommen, desto besser ist er daran.« (Schopenhauer)

KAPITEL 11

Maler Morlocks Zellengenosse hat eine hohe Stirn, eine kleine Brille und dünne Lippen. Es sieht daher etwas ungeschickt aus, als er gegen die Wand spuckt. Ein Reflex. Er spuckt immer gegen irgendetwas, wenn die Nazis zur Sprache kommen. Und auch eigentlich sonst die ganze Zeit. Die Haare streng in den Nacken gekämmt, holt er mit weit nach hinten gelegtem Kopf Schwung, um einen gelblich, beinahe festen Klumpen Rotz entsprechend weit herausschleudern zu können. Die dünnen Lippen sind fein konturiert und immer horizontal. Kein Lächeln. Niemals. Gerade einmal zwei Falten sind auf seiner Stirn zu sehen. Er scheint alle Gedanken einfach aussprechen zu können, ohne groß über sie nachzudenken. Er weiß es einfach. Sagt es. Punkt. Das steht auch in seinen Augen. Klar, hell. Sie zweifeln nicht. Sie wissen. Und jetzt will er über die eventuelle Möglichkeit paralleler Realitäten dozieren. Und das geht nicht ohne die Nazis, ruft er – laut.

Von Ruhe in der Zelle also keine Spur. Das war bereits klar, als Morlock den ersten Fuß hineingesetzt hat. Sein Zellengenosse S. stand da mit dem Rücken zu ihm und fluchte laut. Ihn stört die Logik an diesem, seinem temporären Freiheitsentzug. Offenbar kann er nicht, wie Morlock, seinem Schicksal fatalistisch entgegen sehen. Während Morlock abgeschlossen hat, Bernock vergessen will, seine Theorie vergessen will, das Ding an sich Ding an sich sein lassen und dem Urteil des Richters so entspannt wie möglich entgegen sehen will, ist S. dabei, den Sinn hinter seiner Verfehlung mathematisch erklären zu wollen. Morlock weiß nicht, warum er mit ihm in einer Zelle sitzt. Nur dass er offensichtlich Schwierigkeiten hat. Schwierigkeiten mit der Logik. Spricht die ganze Zeit von einem fundamentalen Fehler. Einer Krümmung im Raum, die nicht hätte sein dürfen. Er müsste eigentlich woanders sein. In einem anderen Universum. Einer anderen Welt. Morlock will das alles am liebsten nicht hören. Die ganzen letzten Wochen hat er versucht, den Beweis zu finden, dass es die Welt nicht gibt. Und jetzt spricht sein Zellengenosse nicht nur von dieser, nein, gleich von mehreren anderen Welten. Physikalischen Welten. Parallel zu unserem Universum. Beweisen kann er das allerdings nicht. Auch wenn er wie verrückt formal nach einem Beweis sucht. Was Morlock angeht, er versucht erst gar nicht, S. zu verstehen. Will ihn auch nicht verstehen. Will nur seine Ruhe. Kriegt sie nicht, weil S. mehr mit sich, als mit Morlock, und noch dazu wirr und lauthals seine Gleichung durchgeht. Wieder und wieder. Vor allem wie es sich mit der von ihm herausgerechneten Gleichzeitigkeit verhält. Einer Gleichzeitigkeit, die existieren muss, wenn es mehrere Universen, mehrere Welten gibt. Bevor er also den

endgültigen Beweis für seine Vielen-Welten erbringt, stürzt er sich schon auf den nächsten komplizierten und unvorstellbaren Aspekt seiner Theorie: wie etwas zwei Dinge zugleich sein kann. Tot und lebendig etwa. Oder glücklich und nicht glücklich. Im Knast und gleichzeitig frei. S. stellt klar: Jeder Zustand kann zu jeder Zeit real sein. Es ist wie in Deutschland während des Nationalsozialismus, ruft er. Als viele, vielleicht gar die meisten schön gegen die braune Brut gewettert haben, nur um später ein groß angelegtes Bekenntnis zum »Führer« zu formulieren. Sie alle waren in Superposition. Sagt er. Und lehnt sich an die Zellenwand. Genau wie er, S., es eigentlich auch sein müsste. Morlock macht den Fehler, kurz zu ihm zu sehen. Das nimmt S. zum Anlass fortzufahren. Was er meint, ist sein Zustand, bevor die Oszillation seiner orthogonalen Wellenfunktion kollabiert. Fuck, was sonst? Ganz simple Quantenmechanik. Nur so geht Gleichzeitigkeit. Morlocks Zellengenosse lebt sie. Oszilliert zwischen frei und im Knast, wie damals die Menschen zwischen Kein-Nazi und Nazi – ist also beides zugleich. Und glaubt zudem, mit einer Gleichung den Beweis aufzubringen, dass das geht. Punkt. Für ihn, offensichtlich Physiker, die logische Folgerung eines formellen Postulats unter Ignorierung des Zustandsvektors. Für die Nazis »politisch unzuverlässig«. Sie töteten kurzerhand alle, die sie für zweifelhaft hielten. Für Morlock mindestens erklärungsbedürftig. S. erklärt gern und zeichnet mit speichelnassem Finger zur Anschauung seine Gleichung an die Wand:

$$i\hbar \frac{\partial}{\partial \tau} |\psi \rangle = \hat{H} |\psi \rangle$$

Und das Postulat? »Jedes isolierte System entwickelt sich gemäß dieser Gleichung.« Auf den ersten Blick ein Hexenwerk, das scheinbar schon jetzt zwei Zustände beinhaltet: den nüchternen und den verrückten. Denn diese Kritzelei ist für den unbedarften Physiklaien wie Morlock zuallererst eines: Kauderwelsch.

Ruhig Blut, postuliert S. und spuckt noch zweimal gegen die Wand. Er hebt die Hand und zeigt auf die Flecken. Diese Spuckflecken seien Teil des Universums, einem isolierten System, genau wie diese Zelle hier. Nun könnten wir mit relativ genauer Wahrscheinlichkeit ausrechnen, ob sie von ihm oder von Morlock stammen – oder keinem von beidem. Die Wahrscheinlichkeiten würden jedoch oszillieren, wabern, da orthogonal, also komplett entgegengesetzt auf X- und Y-Achse gelegen, sogar phasenverschoben. Verstanden,

fragt S. und wischt die Flecken mit der Hand von der Wand. Merkt jedoch recht schnell, dass ein plastischeres, ein besseres Beispiel vonnöten ist.

Ein besseres Beispiel als Spucke? S. spuckt noch einmal gegen die Wand, fast um zu beweisen, dass es eigentlich nichts Besseres geben kann, zeigt dann jedoch auf Morlock. Du, sagt er. Du bist meine Gleichung. Morlock ist verwirrt. S. holt aus. Während Morlock nämlich in genau diesem Moment seine Zukunft in den buntesten Farben ausmale, Erfolg im Beruf, Freiheit inklusive Frau und Kind in eigenem Haus, verdichtet sich zugleich eine andere Wahrheit – die der ewigen Arbeitslosigkeit, der unerfüllten Wünsche und gescheiterten Träume, der lebenslangen Existenz in einem Gefängnis. Dies alles, sagt der Mitgefangene und Dauerspucker S., ist genau jetzt der Fall, während sie hier miteinander reden, in der Zelle. Morlock lebe genau jetzt in diesen beiden Zuständen, parallelen Realitäten. Morlock wie S. seien damit ebenso wie die Nazis in Gleichzeitigkeit gefangen, in Superposition. Und er, der Physiker, könne das sogar errechnen. Mit Spucke.

Für Morlock stünden zwei Zustände in Aussicht: 1. Wunschlos glücklich: ☺, 2. Bodenlos deprimiert: ☹, außerdem 3. eine gewisse Erwartungshaltung: die Superposition. Also bevor einer der beiden Zustände determiniert ist. Zeit muss vergehen. Dies anschaulich in einer Formel darzustellen, bedingt einen »unitären Zeitentwicklungsoperator« U . S. spuckt an die Wand und zeichnet mit dem Finger in der zähen Masse den formellen Ablauf der Zeit:

$$U = e^{-iHr/\hbar}$$

Daran sind gemäß von Morlocks Lebens zwei Anforderungen gestellt:

$U(|1\rangle(\oplus)\rangle) = |\oplus\rangle$; : Er ist Wunschlos glücklich, wenn er Traumjob, -haus, -kind, -frau bekomme und sein Leben frei und ohne Zwang gestalten darf. – Die X-Achse seines Lebens.

$U(|2\rangle(\ominus)\rangle) = |\ominus\rangle$; : Er ist bodenlos deprimiert, wenn nichts davon eintritt und er ein Leben in Einsamkeit und Armut in irgendeinem Loch bis zu seinem (vermutlich) schmerzhaften Krankheitstod fristen muss. – Die Y-Achse seines Lebens.

Nun vergeht die Zeit. Morlock lebt. Mit oder ohne Spucke. Und die beiden Zustände oszillieren entlang ihrer Achsen. Das ist die Wellenfunktion seines Lebens.

So wabern die beiden Zustände Glück und Unglück übereinander, nebeneinander. Sie kreuzen durch Morlocks Universum. Je nachdem, bei welchem Punkt der Achse er sich befindet, ist er beides zugleich – glücklich und unglücklich: $|\psi^T\rangle = |1\rangle + |2\rangle$. Eine Fifty-fifty-Chance.

S. fasst zusammen:

$$|\psi_{ges}\rangle \rightarrow U|\psi_{ges}\rangle = U(\odot) = \sin(\omega t)\odot + \cos(\omega t)\ominus$$

Die relativen Zustände von Morlocks Leben als physikalisches Theorem auf den Punkt gebracht. Jetzt spuckt Morlock gegen die Wand. An diesem Punkt ergibt sich jedoch ein fundamentales Problem: der Kollaps. Will Morlock seinen konkreten Zustand zu einem bestimmten Zeitpunkt determinieren, messen, feststellen, bricht die Wellenfunktion zusammen. Den Zustand, den er beim Zusammenbruch feststellt, werde er fortan behalten. Daran ist nicht zu rütteln. Das ist physikalisches Gesetz. Muss man akzeptieren wie die Schwerkraft oder alkoholbedingte Dehydrierung.

Hier verlassen Morlock und sein Zellengenosse das Feld der Physik. Müssen es verlassen. Denn, so sagt der Physiker, sie wissen zwar, dass ihre Zustände oszillieren, wabern – doch kennen sie nicht ihre Frequenz. Die ist quantenmechanisch nicht zu erfassen. Wo soll es sein, das pure Glück? Und vor allem wann? Ließe Morlock seine Wellenfunktion zum falschen Zeitpunkt determinieren, sei er womöglich für immer unglücklich. Will er das? Was will er eigentlich? Morlock und S. spucken gegen die Wand und werfen die Frage in den Raum, wie orthogonal Glück und Kein-Glück eigentlich sind. Ist das pure Glück nur auf der X-, die bodenlose Depression nur auf der Y-Achse zu finden? Wenn nicht, dann oszilliert das Ganze nicht mehr in gleichmäßigen Kurven. Schlingert wahllos hin und her. Vielleicht ist das Glück in einem Winkel von 83° zwischen den beiden Achsen zu finden und bei 90° nur irgendein Extrem, Hysterie etwa. Dann würde die Wellenfunktion zwischen Depression und Hysterie oszillieren. Oder man stelle sich vor, das pure Glück ist mehr oder weniger dasselbe wie Unglück, je nach subjektiver Einstellung zum Leben. Wären dann diese beiden Zustände nicht auf derselben Achse? Und womit würden sie dann oszillieren?

Nun, sagt S., es gäbe da eine Möglichkeit, eine Interpretation der Quantenmechanik, bei der jede Lösung möglich ist. Denn die Physik mag es nicht,

wenn ein Zustand einfach verschwindet – und erfand die Viele-Welten-Interpretation (VWI). Würden sie an einer bestimmten Stelle die Wellenfunktion determinieren, damit einen Zustand vernichten, um den anderen für immer bestehen zu lassen, ließe sich mit der VWI theoretisch ein zusätzliches Universum errechnen, in dem der andere Zustand weiter besteht. Das ginge sogar, wenn Glück und Kein-Glück nicht orthogonal sind. Man muss »nur« für jeden Zustand das entsprechende Universum annehmen. Das einzige Problem bestünde dann darin, es so hinzubiegen, dass sich unser Glück auch in unserem Universum befindet. Und nicht in einem angenommenen, in dem wir uns mit unserem Bewusstsein gar nicht befinden. Was für S. in diesem Moment genau das Problem zu sein scheint. Denn eigentlich dürfte er sich nicht im Gefängnis befinden, da er für sich eigentlich ein anderes Universum errechnet hatte.

An dieser Stelle hat er Morlock endgültig verloren. Denn jetzt geht es wieder um die Welt. In diesem Fall sogar um mehrere Welten. Denn, so S., es geht in der Theorie darum, dass sowohl alle möglichen Vergangenheiten wie Zukünfte real sind und jede eine tatsächliche Welt oder ein Universum repräsentiert. Die Hypothese beinhaltet eine riesige oder gar unendliche Anzahl an Universen, und alles was in der Vergangenheit geschehen hätte können, geschah in der Vergangenheit einiger anderer Universen. Gleichzeitig passiert natürlich auch alles, was passieren kann, in allen Universen. Ein Kollege von ihm, ein gewisser E., habe das sogar versucht zu beweisen, indem er relative quantenmechanische Zustände formulierte. Unterschiedliche Zustände des Quantensystems nach einer Messung. Das besondere darin: Der angesprochene Kollaps der Wellenfunktion findet hier nicht statt. Die Gleichzeitigkeit existiert nicht in dem Sinne, wie S. es zu beweisen versucht, sondern nebeneinander. Parallel. Und auch wenn sich E. auf dasselbe Postulat bezieht wie S., gibt es doch einen erheblichen Unterschied: Messungen können keine eindeutigen Ergebnisse haben. Statt dessen sind die unterschiedlichen Messergebnisse auch in unterschiedlichen Realitätszweigen realisiert.

E. glaubt so, einen wichtigen Vorteil gegen althergebrachte Interpretationen der Quantenmechanik gefunden zu haben. Da bei der Viele-Welten-Theorie keine Unterscheidung von klassischen und quantenmechanischen Zuständen gemacht wird. Die ergibt sich erst aus der Berechnung sogenannter Dekohärenzzeiten. Also wenn abgeschlossene Systeme mit ihrer Umgebung in Wechselwirkung treten. Wenn also beispielsweise in unsere Zelle, als abgeschlossenes

System, ein weiterer Zellengenosse gebracht werden würde. Der Zustand des Systems wäre irreversibel verändert, da die Dynamik der bislang in der Zelle sitzenden Genossen, Morlock und S., grundlegend beeinflusst wäre. Doch wie dem auch sei, E. hätte zwar anhand seiner Gleichung und seines Postulats starke theoretische Beweise formuliert und eine fundamentale Relativität der Zustände während der Betrachtung zusammengesetzter Systeme errechnet, verletzt dabei jedoch einen ganz wichtigen Punkt in der Lehre der Existenz an sich: den der Einfachheit. Zwar sagt E. mit seiner Formel Myriaden von verschiedenen Welten voraus, gebe jedoch gleichzeitig zu, dass sie eigentlich nicht beobachtbar sind. Was allerdings Voraussetzung für die Gültigkeit von E.s Formel ist. Um den Beweis also anzutreten, muss hypothetisch angenommen werden, dass es prinzipiell möglich sei, die Welten zu beobachten. Allein dieser Gedankengang ist völlig daneben, meint S. und spuckt abermals aus. Da kann E. noch so oft darauf hinweisen, dass es sich bei seiner Theorie eben um kein unabhängiges Postulat handele, sondern aus der universellen Gültigkeit seiner, S.s, Gleichung kommt.

Nicht falsch verstehen: Seine Gleichung sei gültig. Nur E. irrt sich. Aber gewaltig. Da gibt es nämlich ein noch viel größeres Problem. Ein deterministisches. E. spricht von Wahrscheinlichkeiten bei seiner Messung. Doch scheint die Essenz der Theorie darin zu liegen, dass es unzählige Welten gibt, in denen jedes Ergebnis jeder Messung auch tatsächlich eintritt. Warum sollte es dann noch um Wahrscheinlichkeiten gehen, wenn alle denkbaren Ergebnisse eintreten. Viel schlimmer jedoch: Bei der Theorie muss es einen übernatürlichen Beobachter geben, damit die Wahrscheinlichkeitsinterpretationen der verschiedenen Welten überhaupt plausibel werden. Und selbst dann würden die Erfahrungen realer Beobachter nicht erklärt. Klar: E. pocht hier auf einer strikten Unterscheidung von Außen- und Innenperspektiven und argumentiert, dass für einen Beobachter aus der Innenperspektive ein Ereignis trotz der deterministischen Entwicklung eines Zustandes gemäß der Gleichung von S. zufällig wirken kann. Aber bitte sehr! Klingt das alles nicht allzu sehr nach einer Notlösung? Etwas Erzwungenem? Wenn man ehrlich ist, wäre dies auch nicht besser, als wenn wir sagen würden, es gäbe einen Gott. Und was wäre wohl, wenn wir uns die S.sche Gleichung mit einem Gott im Hintergrund denken würden? Würde Gott den vernichteten Zustand zu sich nehmen? Wahrscheinlich. E. wäre natürlich anderer Meinung. Es gehe schließlich nicht um Gott oder Nicht-Gott. Vielmehr um eine unendliche und unbegrenzte Zahl von Universen. Doch was sonst ist das denn, wenn nicht ein Gott? S. schreit. Morlock hat sich in eine Ecke zurückgezogen. Ihm ist das alles zu

viel. Universen, Welten, Götter, Formeln. Er wünscht sich sein eigenes kleines Problem zurück. Sein Ding an sich. Seine Leiche. Am besten gar nichts determinieren. Für immer in Superposition bleiben. Die Wellenfunktion oszillieren lassen und immer mal wieder glücklich sein – oder eben nicht. Der unangestastete Quantenzustand des Glücks. Rosamunde Pilcher der Physik. Happy und sad im unendlichen Reigen zu soften Tönen. Das wäre nichts Konkretes. Würde jedoch eine der frustrierendsten Fragen verhindern: Wäre ich in einem anderen Universum glücklicher? Gibt es überhaupt andere Universen?

Morlock legt sich auf seine Pritsche. Sein Zellengenosse spuckt und schreit noch eine Weile vor sich hin. Doch scheint ihm langsam die Puste auszugehen. Die Frage, warum er in der Zelle sitzt, wird er mit seinem Geschrei eh nicht beantworten können. Genauso wenig wie Morlock. Morgen Vormittag ist der Prozess. Ausgeruht sollte er sein. Morlock schließt die Augen. Träumt von nichts. Sein Kopf ist absolut leer. Leer wie die Unendlichkeit.

»Ein rein verstandesmäßiges Weltbild, ganz ohne Mystik, ist ein Unding.« (Schrödinger)

KAPITEL 12

Es gibt einen Zeugen. Morlock rutscht auf seinem Stuhl hin und her. Bislang ist ihm der Prozess nicht besonders an die Nieren gegangen. Als ein Polizist Morlock hereingeführt und an einem der Tische Platz nehmen lassen, erinnert ihn die ganze Aufmachung stark an das Verhör mit dem Polizeioberwachtmeister. Furnierte Möbel in Grau-Grün-Braun-Tönen. Es riecht nach Bürokratie, altbacken. Der Richter trägt schwarz. Die Anwälte auch. Mit dem Polizisten und Morlock sind sie insgesamt zu fünft. Es ist fast schon heimelig und Richter sowie Anwälte scheinen sich etwas zu langweilen. Ein Durchschnitts-Fall an einem Durchschnitts-Tag. Dienstag. Routine, mehr nicht. Man kennt sich, man grüßt sich. Nachher wollen alle offenbar noch gemeinsam zu Mittag essen. Morlock dämmert fast ein bisschen weg, als der Richter, Herr Dr. H., vorgestellt wird und die Anklageschrift verliest. Er hört daher auch nicht genau zu. Weiß er doch, worum es geht. Umweltverschmutzung. Verbrechen. Mord. Et cetera.

Der Richter mit seinen tiefen Augenringen, dem schütterten Haar, der langen und kantigen Nase, wirkt stoisch. Ernst. Ihm scheint es egal zu sein. Worum es geht. Wer Morlock eigentlich sei. Und so weiter. Nur das allgemeine Pflichtbewusstsein der Beamten hat den Termin zustande kommen lassen. Dem Anschein nach. Insgeheim hofft Morlock, dass sich das irgendwie auf sein Strafmaß auswirkt. Vielleicht sind sie viel zu gelangweilt, um eine hohe Strafe anzusetzen. Vielleicht aber auch das genaue Gegenteil. Wollen ein Exempel statuieren, um Menschen wie Morlock eine Lehre zu erteilen und so langfristig diese öden und banalen Gerichtstermine nicht mehr erleben zu müssen. – Das alles ändert sich, schlagartig, als der Richter den Zeugen ankündigt. Morlock ist sich so sicher gewesen, keine Spuren hinterlassen zu haben. Vor allem aber alleine mit Bernock auf der Baustelle gewesen zu sein. Wer könnte der Zeuge sein? Langeweile weicht Spannung, Heimeligkeit weicht Ungemütlichkeit, Müdigkeit weicht Nervosität. Der Staatsanwalt holt weitere Papiere aus seiner Aktentasche. Morlocks Pflichtverteidiger tut es ihm gleich. Der Richter notiert sich irgendwas. Der Polizist geht heraus, um den Zeugen herein zu holen.

Bevor der Zeuge gehört werden soll, sagt der Richter, wolle er die Amtspsychologin zu Wort kommen lassen. Wie der Zufall will, kennt sie den Angeklagten, begegnet ihm gar wöchentlich.

Eine Frau betritt den Zeugenstand. Etwas älter schon. Ein längliches Gesicht. Tränensäcke unter sehr sympathischen, beinahe gütigen Augen. Ja, gütig.

So lassen sie sich wohl am besten beschreiben. Dabei die ganze Zeit ein leichtes Lächeln auf den Lippen. Der Richter stellt sie als Frau A. vor. Er bedankt sich, dass sie sich die Zeit nehme. Doch Angesichts der Tatsache, dass Sie Herrn Morlock außerhalb des Gerichts kenne, sehe er es als besonders hilfreich an, wenn Sie hier aussagen würde. Sie sei regelmäßige Kundin in einem Waschsalon in Morlocks Nachbarschaft. Frau A., beginnt der Richter, wie lange kennen Sie schon Herrn Morlock? – Frau A. denkt nach. Ein paar Jahre seien es bereits. Sie wären beide Stammkunden in dem Waschsalon und würden jedes Mal nebeneinander liegende Maschinen benutzen. Weshalb sie auch meist nebeneinander auf einer der Bänke sitzen würden. – Und wie habe Frau A. Herrn Morlock wahrgenommen? Abwesend. Sagt sie. Melancholisch. Und nicht gerade hilfsbereit. Als einmal ein alter Mann einfach vor dem Fenster stürzte, habe er keine Regung gezeigt. Zum Glück sei nichts passiert. Aber das habe ihn, Morlock, in ihren Augen nicht sehr sympathisch gemacht. – Worüber sie denn redeten, wenn sie sich träfen. – Über gar nichts. Sie hätten niemals mit einander gesprochen. A. habe das Gespräch auch nicht gesucht. Sie würde immer lesen, während sie auf die Wäsche wartet. Nietzsche. Um genau zu sein.

Aha, sagt der Richter. Er blinzelt: Und was meint Nietzsche zu Herrn Morlock, fragt er – wohl im Scherz. Ha, ha. Nun ja – sie, A., halte Morlock für einen Pessimisten. Sie glaube nicht, dass er im menschlichen Zusammenleben eine optimistische Zielrichtung erkennt. Ihm scheint es nur um sich und seine Wahrnehmung zu gehen. Etwas sehr gesellschaftsfeindliches. Gut, Nietzsche spricht von etwas ähnlichem. Sagt, die Menschheit wäre glücklich, wenn sie grausam lebe, ihre Grausamkeit akzeptiere und sie nicht etwa als moralisch verwerflich, als existenzbedrohend ansehe. In Morlock sehe sie eine ähnliche Banalität.

Das kann zwei Dinge bedeuten. Erstens: Ihn interessiert die Menschheit nicht, kümmert sich nur um sein eigenes Vorankommen, akzeptiert gar die Vernichtung einzelner Menschengruppen, vielleicht gar um seine eigene Existenz voranzutreiben. Etwas, das ihn neben seiner Banalität auch noch kalt und böse macht. Oder Zweitens: Er toleriert jedes andere Lebewesen und seine Existenz ohne ihnen etwas Böses zu wollen. Leben und leben lassen, als Devise. Was gut wäre, bei Morlock jedoch den Anschein hat, zugleich gleichgültig gegenüber dem Leiden der anderen zu sein. Es gehört neben der Toleranz für die anderen nämlich auch noch Empathie dazu, meint A. Und die scheint Morlock zu fehlen. Um es mit Nietzsche zu sagen: Die Kehrseite des christlichen Mitleidens am Leiden des Nächsten ist die

tiefe Beargwöhnung aller Freude des Nächsten, seiner Freude an allem, was er will und kann. Morlock fehlt es vielleicht an Empathie, weil er sich schuldig fühlt für seinen Argwohn gegenüber der Lebensfreude anderer. So schuldig, dass er alles tut, um noch mehr Schuld auf sich zu laden. Er ignoriert die Menschen, auch die Hilfsbedürftigen, um so unerkannt wie möglich mit seiner Schuld zu leben. Vielleicht will er sie auf diese Weise loswerden. Vielleicht will er sich dadurch sogar reinwaschen. Schlechtes mit Gutem zu vergelten, komme ihm jedenfalls nicht in den Sinn. Morlock glaubt nicht an Karma, da ist A. sich sicher. – Fehlende Empathie, wiederholt der Richter. Interessant. Er bedankt sich noch bei Frau A., die sogleich den Zeugenstand verlässt.

Morlock hört in sich hinein, um zu überprüfen wie es mit seiner empathischen Veranlagung aussieht. Er würde nicht so weit gehen, zu sagen, er sei überhaupt nicht empathisch. Ein gewisses Maß an Mitgefühl bringt er schon mit, meint er. Das Problem der Kognitivisten ist aber selbstverständlich auch ein zwischenmenschliches. Je kognitiver die Lösung, je logischer und emotionsloser, desto kälter und asozialer kann sie sein. Das muss Morlock eingestehen. Doch die Gefahr der unkontrollierten Emotion ist für ihn viel größer, als die negativen Seiten fehlender Empathie. Darauf muss er bestehen.

Eigentlich steht das Urteil jetzt schon fest, denkt Morlock. Eigentlich könnten sie doch an dieser Stelle abbrechen, Morlock die Ketten anlegen und ihn wegsperrern. Doch der Richter möchte noch einen weiteren Zeugen hören.

Ein junger Mann betritt den Saal. Kurze braune Haare. Nur ein kleiner grauer Fleck an der rechten Seite seines Kopfes. Brille. Dicke Unterlippe. Die Nase zeigt ein wenig nach links. Der Richter nickt. Der junge Mann setzt sich umständlich in den Zeugenstand. Er schiebt seine Brille nach oben. Verwendet dazu den rechten Zeigefinger. Patscht aus Versehen auf sein Brillenglas. Nimmt die Brille ab. Poliert beide Gläser mit seinem Hemd. Prüft die Durchsicht. Scheint nicht zufrieden. Setzt die Brille dennoch wieder auf. Schiebt sie erneut mit dem rechten Zeigefinger nach oben. Patscht erneut auf das Brillenglas. Seufzt und lehnt sich zurück. Der Richter beginnt: Sie waren an besagtem Tag anwesend. Bitte schildern Sie uns den Tatbestand aus Ihrer Sicht. Schließlich sind wir hier, um gemeinsam das absolute Wissen zu erlangen, Herr Bernock. Nicht mehr – und nicht weniger.

Stille. Mehr noch: Starre. Schockstarre. Morlock will seinen Arm heben, etwas sagen, kann nicht. Kann sich nicht bewegen. Und: zweifelt. Das kann natürlich nicht der »echte« Bernock sein, denkt er. Der »echte« Bernock liegt tot und begraben unter dem Parkplatz. Das muss hier entweder ein unglaublicher Zufall sein. Oder ein naher Verwandter, der zufällig auch auf der Baustelle war. Wenn Morlock sich nur erinnern könnte, wie Bernock aussah. Wenn er an ihn denkt, sieht er immer nur sich selbst, Morlock, wie er mit ihm diskutiert und schließlich niederschlägt. Es kommt ihm immer nur sein eigenes Gesicht in den Sinn.

Während Morlock noch überlegt, was hier gerade vor sich geht, erläutert Bernock im Zeugenstand relativ detailgetreu, was an jenem Tag geschehen ist. So war Bernock als Elektriker engagiert, während Morlock letzte Malerarbeiten fertig stellte. Sie hatten den ganzen Tag eigentlich nichts miteinander zu tun. Erst um die Mittagszeit trafen sie sich am provisorisch eingerichteten Büfett. Aber auch da sprachen sie nicht miteinander. Vielmehr schien Morlock mehr mit sich selbst beschäftigt gewesen zu sein. Er, Bernock, war sogar etwas beunruhigt, was Morlocks Verhalten anging. Warum genau, will der Richter wissen. Das könne er, Bernock, nicht genau sagen. Es war einfach etwas Merkwürdiges an ihm. Wie er ging, wie er aß, wie er ab und zu mit sich selbst sprach. Schließlich habe Morlock die Baustelle verlassen, nur um kurze Zeit später mit allerhand Materialien zurückzukommen. Welche Materialien, will der Staatsanwalt wissen. Gipsplatten, Schubkarre, Dachlatten – so in etwa, meint Bernock. Er, Bernock, habe dann seine Arbeit fortgesetzt, während Morlock anfang, so etwas wie eine Wanne zu bauen. Zuerst hatte Bernock noch gedacht, Morlock würde darin Farbe anrühren oder Gips oder so. Doch versah er die Wanne noch mit einem Abflussrohr und füllte sie anschließend mit Säure. Als schließlich alles mehr oder weniger in sich zusammen fiel, schaufelte Morlock die Platten, die Säurereste, Latten und alles andere zusammen und schüttete es in die Baugrube. Außerdem schmiss er noch ein Notizbuch und einen Engländer, einen verstellbaren Schraubenschlüssel hinterher. Morlock muss klar gewesen sein, dass er damit die Erde praktisch unbrauchbar für jeden weiteren Zweck machen würde. Inwiefern das Grundwasser in Mitleidenschaft gezogen worden war, ist zwar nicht abzusehen. Dass es jedoch konterminiert sein würde, kann sich jeder ausrechnen. Das war es, im Großen und Ganzen. Mehr sei nicht zu sagen.

Mehr brauche er nicht zu wissen, meint der Richter. Er sei weitestgehend zufrieden. Auch der Staatsanwalt macht sich nur ein paar Notizen und lehnt sich zurück. Die Sache scheint erledigt zu sein. Der Richter entlässt den Zeugen

und holt eine dicke Akte hervor. Hier, sagt er, ist die ausführliche Einschätzung unserer Amtspsychologin noch einmal verzeichnet. Anhand der Aussage des Elektrikers Bernock und den Beobachtungen, die von anderen Zeugen, etwa dem Architekten und Bauherrn, einem Geologen sowie den verhörenden Beamten und dem Wachpersonal aus der Untersuchungshaft gemacht wurden, konnte ein recht eindeutiges Gutachten erstellt werden. Daraus geht klar hervor: Sie, Herr Morlock, haben ein Problem mit Ihrer Existenz. Genauer: mit der Kontingenz derselben. Aber lassen Sie mich etwas ausholen, bevor ich zu meinem Urteil komme:

Vor Ihnen, Herr Morlock, und nach Ihnen, gab es etwas und wird es etwas geben. Was genau, wird von jedem Menschen unterschiedlich gesehen. Insgesamt hat sich ein Begriff dafür jedoch durchgesetzt: die Welt. Sie schütteln den Kopf. Das habe ich erwartet. Denn genau darum geht es. Um diesen Konflikt. Sie, Herr Morlock, sind, ob Sie wollen oder nicht, Teil davon. Teil dieser Welt. Und ich bin davon überzeugt, dass Ihnen diese Tatsache durchaus bewusst ist. Vor mir sitzt kein unzurechnungsfähiger Straftäter. Nein. Vor mir sitzt ein verwirrter junger Mann. Jemand, der nicht akzeptieren kann, was offensichtlich ist, der möglicherweise kurz innehalten sollte, kurz seine Gedanken stoppen und neu sortieren sollte. Lassen Sie uns gemeinsam versuchen, wieder zurück zur Vernunft zu gelangen. Zurück zu einem vernünftigen Umgang mit Ihrem Bewusstsein. Denn, wenn Sie die kleine Analogie erlauben, Ihr Bewusstsein, Ihr Verstand ist nichts anderes als ein Garten. Ein Garten der gepflegt sein will. Wenn Sie ihn zu sehr verkommen lassen, Ihrem Bewusstsein, Ihrem Verstand zu viele Emotionen zugestehen, dann wuchert der Wildwuchs. Er ist vielleicht noch schön anzusehen und ergibt auf einer gewissen biologischen Ebene auch noch Sinn. Doch rein praktisch ist er zu nichts mehr zu gebrauchen. Und ich denke Sie, Herr Morlock, haben in letzter Zeit das Gärtnern versäumt. Haben die kognitive Harke im Schuppen gelassen. Das emotionale Unkraut wuchern gelassen.

Wir sollten also versuchen, Ihren Garten wieder auf Vordermann zu bringen. Emotionen zu jäten und neue, vielleicht sogar Nutzpflanzen hochzuziehen. Einer der besten Gärtner, die mir spontan einfallen, ist Kant. Sein kategorischer Imperativ gibt in etwa die Richtung vor, in die sich jedes vernunftbegabte Wesen begeben sollte: »Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.« Wer wissen will, ob eine beabsichtigte oder schon geschehene Handlung moralisch richtig ist, muss die jeweilige Handlungsbeschreibung durch Abstraktion von den

involvierten Personen in eine allgemeine Regel verwandeln und dann beurteilen, ob er diese Regel als allgemeines Gesetz ohne Widerspruch denken und wollen kann. Eine Maxime ist genau dann verboten, wenn sie in sich selbst zu einem Widerspruch führt. So darf ein Versprechen nicht in der Absicht, es zu brechen, gegeben werden, weil in dem Begriff des Versprechens bereits die Absicht, es zu halten, impliziert ist. Und: Eine Maxime ist genau dann verboten, wenn sie in einer Welt, in der die Maxime allgemein befolgt würde, ihren Zweck nicht mehr erfüllen würde. Ein falsches Versprechen wäre also verboten, weil niemand mehr einem Versprechen glauben würde, wenn jeder falsche Versprechen geben würde, es also dann keinen Sinn mehr ergebe, überhaupt ein Versprechen zu geben. – Nun schätzen Sie, Herr Morlock, die Verfasser des Gutachtens als einen Menschen ein, der ambitioniert ist, moralisch richtig zu handeln. Was offenbar nicht gelang, weshalb Sie nun hier vor mir sitzen. Ich persönlich gehe davon aus, dass dies unmittelbar mit der Frage zusammen hängt, die Sie sich vermutlich viel zu oft gestellt haben: Was ist die Welt?

Ja, denkt Maler Morlock. Der Richter hat nicht unrecht. Sein Bewusstsein, sein Garten, ist womöglich wirklich voller Unkraut. Und mittlerweile glaubt Morlock dafür mehr oder weniger selbst verantwortlich zu sein. Schließlich beweist seine Tat, dass er voller Emotion steckt. Warum sollte der Grund für den emotionalen Ausbruch, also Bernock, beziehungsweise seine Weltanschauung, nicht auch aus Morlock selbst kommen? Vielleicht hat sich sein innerlicher Kognitivist nur geweigert zuzugeben, auch zu unkontrollierten Emotionen zu neigen? Und vielleicht hat Morlocks Verstand daraufhin diese Emotion auf den unbeteiligten Elektriker Bernock projiziert? Alles in allem war es dann Morlock ganz allein, der sich innerlich im Zwiespalt befand. Er ist also beides: Emotionalist genau wie Kognitivist. Allerdings leben die beiden nicht friedlich nebeneinander. Sondern kämpfen um die Vorherrschaft in seinem Garten. Wollen Unkraut jäten. Kartoffeln pflanzen. Und doch auch einfach mal dem wilden Wachsen zuschauen. – Ganz klar, dass da die Frage nach der Existenz einer Welt an sich, eines Ding an sich, zu keiner befriedigenden Lösung kommen kann. Vielmehr hat der Richter hier einen ganz neuen, vielleicht viel wichtigeren Aspekt aufgeworfen: WAS ist die Welt? – Sollte sie denn wirklich existieren.

Um die Frage zu beantworten, fährt der Richter fort, könnten wir uns der klassischen Phänomenologie bedienen. Heißt, wir beschreiben die Phänomene

der Welt bis in ihre kleinsten Details. So sollten wir der allgemeinen Wahrheit ein Stück näher kommen. Nur, was sind die Phänomene der Welt? Normalerweise doch die Dinge, die wir wahrnehmen. Die unser Bewusstsein mit all seinen Sinnen als real anerkennt. Tische, Autos, Regen etwa. Die meisten Dinge können wir riechen, tasten, schmecken. Die Welt auf diese Weise zu beschreiben, würde zwar lange dauern. Käme jedoch einer wissenschaftlichen Bestandsaufnahme gleich.

Die Frage ist, ob das uns hilft, herauszufinden, was die Welt denn eigentlich ist? Womöglich nicht. Denn schon beim Beispiel »Fußballspiel« würden wir mit den formalen Beschreibungen schnell an Grenzen stoßen. Schließlich ist für die meisten Menschen ein Fußballspiel mehr als elf beziehungsweise zweiundzwanzig Personen, die einem Ball hinterherlaufen. Es gilt, den Sinn hinter den Dingen zu beschreiben. Zusätzlich. Manches Mal, wie beim Fußball, sogar ausschließlich. Wir würden so das hinzuziehen, was mit den biologischen Sinnen nicht unbedingt erfasst werden kann. Leidenschaft. Liebe. Hass. Sowas. Am Ende haben wir eine große Enzyklopädie von allen Dingen der Welt zusammengestellt. Die Welt wäre all das, was wir beschrieben haben. Doch was genau? Oder wo genau? Oder wie genau? Schließlich haben wir nur die Dinge, aber nicht das Ding an sich, die Welt an sich beschrieben. Auf den ersten Blick scheint dieses Ding an sich zu fehlen.

Es verbirgt sich vielleicht hinter all den Dingen. Oder glänzt mit Abwesenheit. Ist eben das Ding, das nicht beschrieben werden kann. Ist ein Nichts. So hat es Sartre genannt. Ein einfaches Beispiel der Existentialisten: Ich verabrede mich mit Paul in einem Café. Paul kommt nicht. Alles andere ist jedoch da. Die Kellner sind da. Die Tassen sind da. Die anderen Gäste sind da. Doch all dies verdeutlicht mir nur, dass Paul fehlt. Pauls Abwesenheit wird real durch die Anwesenheit von allem anderen. Die Welt, das Ding an sich, existiert also als ein Nichts, weil alle anderen Dinge seine Abwesenheit klar aufzeigen. Es gibt nur die Dinge. Und sonst nichts.

Morlock nickt. Das ergibt Sinn. Fast, denn was hat der Richter zu Beginn gesagt? Vor ihm und nach ihm wird es weiterhin eine Welt geben. Und Morlock ist Teil davon, ob er will oder nicht. Der Richter macht eine kurze Pause und schaut Morlock an. Der hält dem Blick nicht stand. Ist das Scham? Einverständnis? Morlock ist sich wieder einmal nicht sicher, was er fühlen soll, was zu fühlen imstande ist. Vielleicht nichts. Vielleicht alles. – Nun, sagt der Richter. Das Problem beim Ding an sich ist jedoch, dass es kein Nichts sein kann, wie in dem Beispiel. Denn wenn es ein Nichts wäre, müssten dann nicht auch all die anderen Dinge zum Nichts werden? Demnach müsste

das Ding an sich all die anderen Dinge real werden lassen. Auch wenn wir es, das Ding an sich, selbst nicht beschreiben können, muss es also irgendwo sein. Die Frage ist nur, wo? Und wie können wir es fassen, ohne den Verstand zu verlieren? – Manch einer verlässt sich da ganz auf sein Gefühl. Die Emotionalisten hören auf ihren Bauch und erspüren die Welt, das Ding an sich, irgendwo oberhalb der Dinge, die sie wahrnehmen können. Das kann man machen. Ist in gewisser Weise vielleicht sogar befriedigend. Beruhigend. Doch gleichzeitig besteht die Gefahr, sich zu verrennen. Zu sehr auf sein Bauchgefühl zu hören, bereitet den Boden für eine Form der Blindheit. Kognitiver Blindheit. Fundamentaler Blindheit. Man verfällt allzu leicht den Gefühlen, die uns Menschen am stärksten beeinflussen: Liebe und Hass. Wobei es immer leichter ist zu hassen, als zu lieben. Wollen wir daher das Ding an sich erkennen – und zwar nicht als Nichts, sondern als konkretes Ding –, dann müssen wir einerseits auf unser Bauchgefühl hören und andererseits die dadurch entstehenden Gefühlen kognitiv einschätzen. Ich spreche hier von einer Erweiterung des von Sartre beschriebenen Existenzialismus: dem kognitiven Existenzialismus. Es ist die Verbindung zwischen der nüchternen Beschreibung aller Phänomene und ihrer Existenz, mit der Ausklammerung des dadurch entstehenden Nichts. Nur so kann die Welt, das Ding an sich erkannt werden. Meine These wäre also ein Erkennen der Welt als Emotionalist auf Basis des Existenzialismus. Dies gepaart mit der Antithese des Kognitivismus, der hilft die Emotionen in den Griff zu bekommen. Hin zur Synthese des kognitiven Existenzialismus, der unser Bewusstsein frei von Irrationalität hält, doch trotzdem hilft, die Welt zu erkennen. Eine Welt, die vor Ihnen existierte, nach Ihnen existieren wird und so fort.

Morlock kann sich mit der Synthese des Richters anfreunden. Hat aber immer noch das Problem, dass ihm sein eigenes Bewusstsein nur als das reine Wahre, als das Einzige, was für ihn wirklich existiert, vorkommt. Er würde gerne Einspruch erheben. Doch der Richter kommt ihm zuvor.

Jetzt, sagt er, haben wir natürlich trotzdem ein Realitätsproblem. Denn wie kann das Ding an sich real sein? Kant sagt, das Reale lässt sich nur in der Unterscheidung von Sinnlichkeit und Verstand erkennen. Falsch, sage ich. Das Reale erkennen wir nur ohne unseren Willen, aus unserer Erfahrung, indem wir das von der Welt Gegebene empfinden, also immer nur in den Formen des Bewusstseins. Das Ding an sich ist eben, wie Schopenhauer schon bemerkte, für das Bewusstsein das Ding für mich, das heißt Objekte

gibt es nur für Subjekte, und die Außenwelt wird von uns nach Maßgabe unserer Sinneswahrnehmung und in den Gesetzen unseres Verstandes erkannt. Der Begriff Ding an sich widerspricht also dem Begriff des Bewusstseins überhaupt und gehört nicht in die Erkenntnistheorie. Also hat es eigentlich keinen Zweck, sich außerhalb metaphysischer Hypothesen in der Erkenntnistheorie mit dem Begriff des »Ding an sich« zu plagen. – Wenn es nur so einfach wäre. Denn was ich hier beschrieben habe, ist das »kartesische Selbst«. Es geht um Ihr reines Ich, um das Bewusstsein Ihres reinen Ichs. Unabhängig von Ihrer Existenz. Wodurch sich neue Deutungen Ihrer eigenen Realität auf tun. Denn wenn Sie es so definieren, dann könnten Sie auch einfach jemand anderes sein. Könnten Ihr Ich, Ihr Bewusstsein in ein anderes Selbst transportieren. Napoleon etwa. Wittgenstein sagt »Ich bin meine Welt«. Und wenn Sie Ihre Welt sind, dann wären Sie für sich auch das einzige echte Selbst, das metaphysische Selbst.

Klingt nach Größenwahn. Denn die objektive Welt hört ja nicht auf zu existieren, wenn Sie dem Leben Ihres Selbst ein Ende gesetzt haben oder es zum Ende kam. Denn wenn Sie das metaphysische Selbst als wahr annehmen, dann müssen Sie auch akzeptieren, dass die anderen Menschen dieselbe Empfindung haben. Die metaphysischen Selbst der anderen Menschen würden dann die objektive Welt bilden. Einfach weil sie weiter existieren, bevor es Sie gab und lange nachdem Sie aufgehört haben zu existieren. – Ein Faktum, das uns direkt zu Ihrer Tat führt, Herr Morlock. Denn wenn dem so sei, wenn vor Ihnen und nach Ihnen das Ding an sich existiert, dann haben Sie gegenüber allen anderen Existenzen eine Verantwortung. Eine moralische Verpflichtung. Die Verpflichtung zur Gerechtigkeit. Nun würde es sich anbieten, den Begriff »Gerechtigkeit« genauso zu behandeln wie »Welt« oder »Ding an sich«. Phänomenologisch also. Existenziell. Laut Duden ist es das Prinzip eines staatlichen oder gesellschaftlichen Verhaltens, das jedermann gleichermaßen sein Recht gewährt.

Und für Platon spielte die Gerechtigkeit bei dem Entwurf seiner Staatsidee, seiner Polis eine entscheidende Rolle. Denn letztlich war für Platon die Herstellung und Sicherung der Gerechtigkeit das Ziel, also warum es den Staat überhaupt geben sollte. Voraussetzung dafür ist die Grundannahme, dass die Gerechtigkeit auf den Staat als Ganzes und nicht allein auf das Individuum angewandt wird. Platon wusste gar nicht, was das sein soll: ein Individuum. Ein Begriff, mit dem wir auch nur bedingt klarkommen. Denn unsere individuellen Bedürfnisse dürfen schließlich auch nicht zu kurz kommen. Oder? Nicht wahr? Damit argumentieren Sie doch, Herr Morlock.

Mit Ihren Bedürfnissen, Ihrem Bewusstsein, das für die Bedürfnisse mittelbar verantwortlich ist. Wobei selbstverständlich an dieser Stelle darüber hinaus die Frage aufkommt, welches Bewusstsein Sie für sich in Anspruch nehmen. Wer sind Sie eigentlich Herr Morlock?

Ja, denkt Morlock. Wer bin ich eigentlich? Was bin ich? Irgendwie scheint sich hier ja ein massives Problem auf zu tun: Wie zuverlässig ist Morlocks Bewusstsein? Und wie real kann dann noch seine Welt sein? Und wenn alles nichts ist, wenn alles in Frage zu stellen ist, ja, dann muss wirklich zu allererst eine Frage beantwortet werden: Wer ist Maler Morlock? – Doch scheint der Richter diese Frage vorerst nicht beantworten zu wollen.

Nun, fährt der Richter H. fort, kommt es natürlich darauf an, welche Fähigkeiten Ihnen, Herr Morlock, gegeben worden sind. Das ist abhängig von Ihrem Seelenteil. Von Ihren drei Seelenteilen, um genau zu sein: Vernunft, Mut, Begierde. Alle drei im Gesamten stehen für die Gerechtigkeit der Polis. Bricht eines zusammen, kollabiert der gesamte Staat. Ihre Tat, Herr Morlock, kann als Ausfall der Vernunft betrachtet werden und gefährdet somit unser aller Zusammenleben. Denn heute, also in der Moderne im Gegensatz zur Antike, wird die Gerechtigkeit auf den Menschen an sich bezogen. Einerseits in Bezug auf die Verteilung der Güter. Andererseits ganz allgemein auf die seit der Aufklärung für den Menschen geltenden Rechte. Rechte, die unser Grundgesetz noch einmal manifestiert hat. Was das für die prinzipielle Gerechtigkeit bedeutet, hat Rawls beschrieben: Nach seinem ersten Grundsatz ist es gerecht, wenn jede Person ein gleiches Recht auf ein völlig adäquates System gleicher Grundrechte und Grundfreiheiten hat, das mit dem entsprechenden System von Freiheiten für alle vereinbar ist. In diesem System wird der faire Wert der gleichen politischen Freiheiten, und nur dieser Freiheiten, garantiert.

Und da sind wir auch schon bei unserem Stichwort: Freiheit. Sie, Herr Morlock, sind frei. Und zwar innerhalb der vom Staat gesetzten Grenzen. Diese Freiheit besitzt jeder Bürger unseres Staates, es ist eine gerechte Freiheit. Doch – und jetzt kommen wir zu dem Grund, warum Sie hier sitzen – innerhalb dieser Grenzen ist festgelegt, dass niemand schadstoffhaltige, hochbelastete Abfälle in Baugruben werfen darf. Das ist, um es mit einem der schönsten Worte der deutschen Sprache noch einmal deutlich werden zu lassen: verboten. Unser Zeuge Herr Bernock hat Sie mehr oder weniger auf frischer Tat ertappt, was für uns, für mich, kaum Zweifel übrig lässt. Der vernünftige Teil Ihrer Seele hat versagt, Sie haben das Fundament des Staates ausgereizt, bis weit

über die Grenzen der allseits festgelegten Freiheiten. Und ich, als Bürger dieses Staates, der mit einem Amt betruet wurde, darf nun Kraft meiner gesellschaftlichen Ungleichheit ein Urteil fällen. Ein gerechtes Urteil, da, wie Rawls in seinem zweiten Grundsatz sagt, meine Position allen und damit sogar Ihnen offen steht. Jeder kann Richter werden. Jeder kann Urteile sprechen und Umweltsünder Ihrer gerechten Strafe zuführen. Es besteht Chancengleichheit. Aber: Sie können nicht das Gute einer Welt haben, in der die handelnden Subjekt frei entscheiden können, ohne zugleich die Möglichkeit zu akzeptieren, dass diese Subjekte auch schlechte Entscheidungen treffen. Und Sie Herr Morlock haben eine schlechte Entscheidung getroffen.

Schlecht, schlecht, schlecht. Morlock schüttelt den Kopf. Aber wenn doch die Möglichkeit des Schlechten besteht. Warum überhaupt Freiheiten zulassen? Warum nicht alles in seiner Existenz einschränken? Und mehr noch: vernichten? – Spricht da Bernock aus ihm? Woher kommt dieser faschistoide Mist auf einmal? Oder macht es sich der Kognitivist in ihm zu einfach? Der Logiker. Der, der alles Schlechte aus der Welt schaffen will. Und wenn es nur die Möglichkeit zu etwas Schlechtem ist. Hin zu einer Welt, die doch prinzipiell gut sein sollte. Immer und überall. Für jeden einzelnen Menschen. Für jedes Individuum. Jedes Bewusstsein sollte nur Gutes wahrnehmen dürfen, müssen, können. Also warum sollte es die Welt geben, wenn die Möglichkeit besteht, dass sie durch und durch schlecht ist. Welchen Sinn, sollte das haben?

Zum Glück, ruft der Richter, gehe ich und viele andere vom platonischen Guten aus. Das heißt, ich bin der Meinung, die Welt habe sich allein aufgrund Ihres Guten Wesens erschaffen. Ohne Gott. Ohne Ding. Und so weiter. Und das ist leicht erklärt:

Erstens ist das Gute ein objektiver Wert. Alles, was gut und was schlecht ist, lässt sich mit Fakten belegen. Und zwar mit zeitlosen und notwendig wahren Fakten, unabhängig von allen menschlichen Interessen und sogar in Abwesenheit aller existierenden Dinge. Zweitens können die ethischen Notwendigkeiten, die sich aus diesen das Gute belegenden Fakten ergeben, schöpferisch tätig werden, und zwar Dinge ohne Hilfe einer vermittelnden Instanz zur Existenz bringen und in der Existenz erhalten. Drittens ist die Welt, die tatsächliche Welt, die sich unserem Bewusstsein offenbart, die Art von Wirklichkeit, die von diesem abstrakten Guten geschaffen worden ist. Zusammengefasst: Wert ist objektiv, Wert ist schöpferisch, die Welt ist gut. Das ist, vereinfacht gesagt, die Lösung für das Rätsel der Existenz.

Pah! Morlock kann nun doch nicht anders. Er spuckt aus. Der Richter ruft zu Ordnung. Doch Morlock spuckt noch einmal. Wie lächerlich. Das »Rätsel der Existenz« ist gelöst. Dabei muss dem Richter doch klar sein: Das objektiv Gute kann es nicht geben. Wer war es noch gleich, war es Hume, der sagte, unsere Urteile über richtig und falsch sind nur eine Frage unserer Affekte, die wir auf die Welt projizieren und für einen Teil der Wirklichkeit halten? Und: »Es läuft der Vernunft nicht zuwider, wenn ich lieber die Zerstörung der ganzen Welt will als einen Ritz an meinem Finger.« Insofern hat Morlock absolut vernünftig gehandelt, als er Bernock erschlug, mit Säure wegätzte und in der Baugrube verschwinden ließ. Das einzige Problem: Das ist so überhaupt nicht passiert. Bernock lebt. Der gesamte Disput muss, kann nur innerhalb von Morlocks Bewusstsein stattgefunden haben. Was gleichzeitig eine Schädigung desselben indiziert. Und wenn Morlocks Bewusstsein geschädigt ist, was macht das mit der Welt, wie Morlock sie wahrnimmt? Sie wäre vernichtet. Denn das Bewusstsein ist alles. Ist das, wodurch die Welt sich offenbart. Ist nicht Nichts. Kann nicht Nichts sein. Oder noch deutlicher: Wenn die Welt ein Wald ist, ist das Bewusstsein ein Vogel in den Baumkronen, ein Bewohner des Waldes. Streift durch die Bäume, nimmt Äste auf, lässt sie fallen. Doch nicht wahllos, sondern klug, logisch, kognitiv. Lässt sich nicht einfach treiben, vom Wind durch den Himmel führen. Das wäre gefährlich, tödlich sogar. Der Wind ist das Gefühl. Lässt hier ein paar Bäume wackeln, dort ein paar Blätter wehen. Ohne Sinn und Verstand. Und wenn der Vogel die Orientierung verliert, zu Wind wird, dann bedeutet der Wald gar nichts mehr. Dann kann genauso gut die Axt kommen und roden. Alles zur Lichtung machen. Denn ein Körper ohne Verstand ist wie ein Wald, der nur aus Lichtungen besteht. Da wäre es dann: das Nichts. – Doch wenn da nur noch ein Nichts ist, was soll dann noch bestraft werden? Ist es nicht so, dass die, deren Bewusstsein gestört ist, ohne Strafe sein müssten? Die Antwort ist eindeutig: Kommt drauf an. Auf was? Der Richter holt tief Luft.

Grundsätzlich wird bei erwachsenen Tätern die Schuldfähigkeit gesetzlich vermutet. Anhaltspunkte für die Schuldunfähigkeit lassen sich oft nur mit medizinischen beziehungsweise psychiatrischen Gutachten bestimmen. Dennoch handelt es sich um eine Rechtsfrage, die das Gericht in alleiniger Verantwortung entscheidet.

Wenn die Einsichts- oder Steuerungsfähigkeit nicht fehlt, aber erheblich vermindert ist, kann eine Strafmilderung nach § 21 StGB stattfinden. Nach

§ 20 StGB handelt ohne Schuld, »wer bei Begehung der Tat wegen einer krankhaften seelischen Störung, wegen einer tiefgreifenden Bewusstseinsstörung oder wegen Schwachsinn oder einer schweren anderen seelischen Abartigkeit unfähig ist, das Unrecht der Tat einzusehen oder nach dieser Einsicht zu handeln«. Schuldunfähig kann also sein, wer im Moment der Tat nicht das Schuldhafte seines Handelns erkennt oder nicht in der Lage ist, sich zu steuern. Die aufgezählten psychischen Ursachen (sogenannte »Eingangskriterien« oder »-merkmale«) einer geminderten oder nicht vorhandenen Steuerungs- oder Einsichtsfähigkeit stellen Kategorien dar, die in der Psychologie und Medizin ungebräuchlich sind und im Grunde nur im Rechtswesen für die Beurteilung einer Affekthandlung verwendet werden.

Folgende Eingangsmerkmale werden unterschieden (Zitat aus Wikipedia, Artikel zu Schuldunfähigkeit):

- Unter einer krankhaften seelischen Störung werden hirnorganisch bedingte Zustände – auch verursacht durch psychotrope Substanzen wie Alkohol (Vollrausch) – oder Psychosen verstanden.
- Als tiefgreifende Bewusstseinsstörung gelten Erscheinungen, die Bewusstseinsveränderungen oder -einengungen darstellen, die keine Störung von psychopathologischer Relevanz konstituieren. Hierzu zählen Erschöpfung, Ermüdung, Schlaftrunkenheit, speziell Parasomnie und vor allem emotionale Zustände der Verwirrtheit, die dazu führen können, dass eine Tat im Affekt begangen wird (zum Beispiel unter Verlust der Steuerungsfähigkeit). Ein Versuch, derartige Zustände dennoch psychiatrisch diagnostizierbar zu machen, besteht in der Klassifizierung als akute Belastungsreaktion. Die Blutalkoholkonzentration zum Tatzeitpunkt ist ein wichtiger Anhaltspunkt für das Vorliegen einer tiefgreifenden Bewusstseinsstörung. Ab 2,0 Promille wird im Allgemeinen eine verminderte Schuldfähigkeit angenommen, bei Tötungsdelikten ab 2,2 Promille. Ab 3,0 Promille wird im Allgemeinen eine Schuldunfähigkeit angenommen, bei Tötungsdelikten wegen der höheren Hemmschwelle im Allgemeinen erst ab 3,3 Promille.
- Als Schwachsinn werden Stufen angeborener Intelligenzschwäche ohne nachweisbare Ursache bezeichnet (Intelligenzminderung). Intelligenzschwächen, die im Zuge einer Demenz entstehen, werden indessen dem ersten Eingangskriterium zugeordnet. Für die Feststellung einer geistigen Behinderung wird unter anderem auf den Intelligenzquotienten (IQ) abgestellt.

Dabei wird zwischen leichter geistiger Behinderung (IQ 50 bis 70), einer mäßigen geistigen Behinderung (IQ von 35 bis 49), einer schweren geistigen Behinderung (IQ 20 bis 34) und einer schwersten geistigen Behinderung (IQ unter 20) unterschieden.

- Unter das Eingangskriterium schwere andere seelische Abartigkeit (häufig SASA abgekürzt) fallen eine ganze Reihe psychopathologischer Diagnosen. Darunter werden Persönlichkeitsstörungen, Paraphilien, Störungen der Impulskontrolle, Alkoholismus und andere substanzgebundene sowie nicht-substanzgebundene Abhängigkeiten verstanden.

In Ihrem Fall, Herr Morlock, kann meines Erachtens nach nicht unbedingt von einer seelischen Abartigkeit die Rede sein. Es ist vielmehr zu einem veränderten Bewusstseinszustand gekommen. Was an dieser Stelle das Verfahren insgesamt schwierig macht, da es keinerlei allgemein anerkannte Definition von Bewusstsein gibt. Geschweige denn von einem veränderten Bewusstsein. Im Gegensatz zur allgemeinen Annahme glaube ich, dass ein verändertes Bewusstsein praktisch gar nicht von einer reinen Modulation des Ich-Erlebens unterschieden werden kann. Hierbei werden verschiedene kognitive Funktionen wie das Gedächtnis oder die Wahrnehmung nicht wie gewohnt in ein Selbstbild integriert. Das Bewusstsein manifestiert sich außerhalb der eigenen Wahrnehmung. Im Gegensatz zu einem normalen Wachbewusstsein, in dem die bekannten Repräsentationen der Umwelt und des Selbst akkurate und zuverlässige Informationen liefern. Eine Änderung des Bewusstseinszustandes kommt demnach durch eine Fehlrepräsentation von Bewusstseinsinhalten zustande. Die »normale« Repräsentation der Welt geht verloren und der »Zustand« ist ein Zustand der bewussten Repräsentation. Das zu beweisen wird jedoch, wie gesagt, schwierig, da sich mentale Phänomene nicht isolieren lassen. Ebenso gibt es für keine Skala zur Einteilung von Bewusstseinsqualitäten eine Möglichkeit, diese auf physiologische oder neuronale Messwerte und Modelle abzubilden.

Gehe ich allerdings von den mir vorliegenden psychologischen Gutachten aus, muss ich zu dem Schluss kommen, dass bei Ihnen, Herr Morlock, ganz offensichtlich eine ekstatische Bewusstseinsveränderung vorkam. Ihr Bewusstsein hat sich während dieser nicht unbedingt kurzen Zeitspanne »erweitert« beziehungsweise »erhöht«. Durch die Erweiterung oder Erhöhung haben Sie, oder auch ein Sie Beobachtender, den Eindruck, Sie seien »außer sich«

oder »nicht bei sich«. Damit ist gemeint, Sie seien aus dem Bereich der vertrauten Umwelt und des normalen Wahrnehmungsvermögens herausgetreten und in einen Bereich andersartiger Wahrnehmungsmöglichkeiten eingetreten. Während der Ekstase ist Ihnen dieser andere Bereich nicht nur als völlig real vorgekommen, sondern gar als die einzige Realität. Aus diesem Grund pflegen Sie auch rückblickend das in der Ekstase Erlebte für bedeutender, wertvoller und wirklicher zu halten als die Alltagswelt. Studien dazu hat die transpersonale Psychologie hervorgebracht. Allerdings setzen deren Ansätze voraus, dass während der Ekstase eine Art Seele existiert, die materiell und zeitlich mitunter unabhängig vom Körper Erfahrungen speichern kann, auch aus der Zeit vor der Zeugung. Deswegen das Adjektiv »transpersonale«. Wir wollen aus diesem Grund nicht unbedingt weiter darauf eingehen, da wir drauf und dran sind, den Kanon der klassischen Wissenschaften zu verlassen und damit auch den der Psychologie als empirischer Wissenschaft. Es ist auch ganz egal, wie genau Sie sich, Herr Morlock, in den Zustand der Ekstase gebracht haben. Eine Depression vielleicht. Drogen. Verzweifelter Weltschmerz. Vielleicht haben Sie den Glauben an die Menschheit verloren. Alles legitime Gründe für ekstatische Zustände.

Wie dem auch sei, möchte ich an dieser Stelle aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch zitieren. § 105 Nichtigkeit der Willenserklärung: »(1) Die Willenserklärung eines Geschäftsunfähigen ist nichtig. (2) Nichtig ist auch eine Willenserklärung, die im Zustand der Bewusstlosigkeit oder vorübergehender Störung der Geistestätigkeit abgegeben wird.«

Es war Ihr Wille, Herr Morlock, den ganzen sauren Bauschutt in die Grube zu schütten. Damit haben Sie eine schwere Umweltverschmutzung begangen. Aufgrund Ihrer Geschäftsunfähigkeit, die unmittelbar aus dem ekstatischen Zustand resultiert, ist diese, Ihre Willenserklärung allerdings nichtig. Es war somit also nicht Ihr Wille. Sie sind damit straffrei. So lautet das Gesetz. Und wenn ich Ihnen noch einen Rat mit auf den Weg geben darf, von wegen Triebe in den Griff bekommen: Wenn mein fünfzehnjähriger Neffe für eine Klausur lernen muss und sich nicht konzentrieren kann, schwört er auf das Onanieren, um einfach mal Dampf abzulassen. Schon mal probiert?

Morlock wird abgeführt. Der Richter ruft schon den nächsten Fall auf.

Irgendwann steht Morlock vor dem Gebäude und blinzelt in die Sonne. In welchem Zustand auch immer er sich befand, befindet, oder gleich befinden wird, eines ist sicher: Das, was allgemein als Welt anerkannt wird, hat ihn als unbedenklichen Geisteskranken kategorisiert und entlassen. Wohin auch immer.

Der Staat an und für sich ist das sittlichste Ganze, die Verwirklichung der Freiheit; und es ist absoluter Zweck der Vernunft, daß die Freiheit wirklich sei. (Hegel)

KAPITEL 13

»A. Schmidt – Gehirntier« steht auf dem Klingelschild von Morlocks neuem Vermieter. Und nur hier, auf dem Land, dort, wohin sich Morlock nach all der Verwirrung zurückgezogen hat, kann sich jemand getrost »Gehirntier« nennen. In Morlocks neuem Wohnzimmer, der Theke im Dorfkrug, wissen sie selbstverständlich alles über A. Schmidt, dem Gehirntier. Auch so einer aus der Stadt, heißt es. Also auch so einer wie Morlock. Gefrustet. Will seine Ruhe. Worum es ihm geht? Worum geht es denn Morlock? Warum hier? Morlock nippt am Bier. Kippt den Klaren. Spricht davon, dass er sein Bewusstsein wieder klar kriegen will. Reset. Neustart. Der Rest der Thekentruppe nickt verständnisvoll. Arbeiten sie auch gerade dran. Jeden Tag aufs Neue, genau an dieser Theke hier. Mit Erfolg? Schnaps hilft. Vielleicht nicht dem Bewusstsein, aber er hilft.

Morlock wohnt noch nicht einmal direkt im Dorf. Er hat sich in die ehemalige Erntehelfer-Unterkunft eines alten Hofes eingemietet. Der Besitzer des Hofes ist A. Schmidt. Der will offensichtlich seine Ruhe. Hat eine Mauer um seinen Garten, ein breites Tor vor der Einfahrt errichtet. Hier darf keiner rein, soll das sagen. Sagt es auch. Ziemlich laut sogar. Morlock ist das egal. Er fährt alles runter und versucht sich an einem neuen Hobby. Fotografieren. Phänomenologischer geht es kaum. Die Details, dessen, was er für die Welt hält, hochauflösend abspeichern. Danach jedes Foto bis in die kleinsten Pixel hinein analysieren. Wo ist sie, die Welt? Wo beginnt sie? Und wo hört Morlocks Bewusstsein auf? Er meint, die Antworten auf diese Fragen ganz allein finden zu können. Fernab der Menschen, im Hinterland. Die Stadt gefühlt am anderen Ende der Erde. Nur kleinere Ausflüge in die Zivilisation. Wenn die Theke des Dorfkrugs so genannt werden kann. Doch ist auch hier nicht alles, wie Morlock es gerne hätte. Auch hier kann er nicht vollends alleine sein. Er versucht, sich hinter seiner Kamera zu verstecken. Klappt nicht immer. Außerdem hat er Schwierigkeiten mit seiner Wahrnehmung. Fühlt sich von ihr verfolgt. Hinters Licht gefühlt. Neu, diese Paranoia. Morlock weiß einfach nicht mehr, was er eigentlich glauben soll. Was wahr ist. Was falsch.

Hochauflösende Bollerwagenkultur wackelt rülpsend an Maler Morlock vorbei, während er verzweifelt versucht, den Abzug zu ziehen – niemals hätte er überhaupt an dieser Schützenfesterei teilnehmen sollen, hätte lesen müssen, Postkarten lesen, hätte die Heide aufsuchen und sich dann in die Büsche schlagend aus dem Staub machen sollen.

Maler Morlock ist eingeladen am Wettschießen eines Schützenfestes teilzunehmen. Seine Kamera hat er umgehängt. Gerne hätte Maler Morlock ein Foto der anderen Teilnehmer gemacht. Doch sind sie zu schnell weiter gewandert. Sie haben einen Bollerwagen hinter sich hergezogen. Sie trinken Bier. In freier Natur. Das ist nichts für Morlock. Er trinkt nur an der Theke. Die freie Natur ist Teil der Welt, die es zu finden, die es zu definieren gilt. Dazu ist er hergekommen. Dazu hat er die Fassaden der Städte hinter sich gelassen. Denn die versperren die Sicht auf die Welt.

Morlock glaubt nicht an die Stadt, glaubt nicht an das Gewühl und den hupenden, fahrenden Menschenauflauf, ohne Käse, bei 60 Grad gegart, noch roh, rosa innen drin und nur zur Ablenkung erschaffen. Es stinkt ihm. Diese Verpflichtung. Zu sein, wie sie gerne wären, kategorisch befehlend, immerhin sich selbst widersprechend. Wenn Maler Morlock an die Stadt denkt, riecht er die Provinz mit all ihrer Verlockung und, einmal dort, merkt er doch keinen Unterschied. Was soll es? Was bildet es sich ein zu sein? – Maler Morlock fährt auf die Jagd. Gehirntierjagd. Will Schützenkönig unter den Gehirntierjägern werden. Trifft aber nie, trifft nur die Falschen ... die ewig Gestrigen. Die ewig Künftigen. Die fucking morons.

Maler Morlock ist kein Großstadtmensch. Dort leben zu viele Menschen auf zu geringem Platz. New York ist auch nicht besser als Hannover, hat Schmidt einmal gesagt, hat einer aus dem Dorfkrug gesagt. Maler Morlock pflichtet ihm bei. Die Stadtmenschen führen ein oberflächliches Leben. Das gefällt ihm nicht. Daher geht er gerne in die Provinz. Nimmt im Prinzip auch gerne an diesem Wettschießen teil. Bemerkt jedoch recht schnell die Gemeinsamkeiten der Dorfbewohner mit den Menschen aus der Stadt. Alle wollen zwar anders gleich sein, aber wollen sich einordnen oder unterordnen, und behandeln ihre Traditionen wie die neuesten und hippesten Trends aus den Magazinen und Fernsehshows. Das fühlt sich seltsam an und sieht nicht nur auf den ersten Blick lächerlich aus.

Maler Morlock ist trunken, ist verloren, Loser lost im Land. Wird verspottet. Kehrt zurück zum Weg ins Feld der Ahnungslosen, ein gelbes Blütenmeer, dessen Wellen sich über ihn erbrechen, wie die anderen Jäger, abgefüllt mit ihrem eigenen hochprozentigem body-liquor.

Um Maler Morlock herum blühen die Rapsfelder. Er hat zu viel Bier getrunken. Hat sich überreden lassen vom Bollerwagen zu naschen. Er übergibt sich hinter eine Bank am Feldrand. Die Passanten, die anderen Schützen, schauen weg. Demonstrativ. Vielleicht, weil sie sich sonst auch übergeben müssten. Irgendwann kann er sich aufraffen. Schießt noch ein paar Fotos und verkriecht sich in seiner neuen Behausung. Und während draußen die Blaskapelle spielt, hört Morlock ein Schlurfen vor der Tür, das Rascheln von Papier, das Quietschen des Briefkastendeckels, das sanfte Herabgleiten eines Zettels. Maler Morlock geht zur Tür und hebt ihn auf:

»Welt – bezeichnet all das; was ist ? Der Begriff umfasst also nicht Einzelercheinungen, sondern : eine Totalität; diese Allheit des Vielen in Einem, eine Welt, kann aufgefasst werden als Gesamtheit der bezogenen Objekte / und als Ganzes der geteilten Beziehungen.«

Unterzeichnet mit »Schmidt – Gehirntier«. Auch der Herr Nachbar scheint sich zu kümmern. Um die Welt. Um das Bewusstsein. Um die Totalität der Objekte. Warum will er seine Sorge mit Morlock teilen? Vielleicht hat er Erkundigungen eingeholt, bevor er ihm den Mietvertrag zukommen ließ. Bestimmt sogar. Und Morlock lässt es zu. Warum auch nicht? Zwar will und wollte er immer nur seine Ruhe haben. Doch Ruhe gibt es nicht. Die ewige Ruhe ist das lauteste Nichts, das sich vorstellen lässt. So würden es möglicherweise die anderen sagen. Also los: Zaungespräche führen. Mit A. Schmidt, der lebt jenseits von Morlocks Zaun. Und Herr Schmidt liebt es anscheinend, seine Gedanken auf Zettel zu notieren. Welch' seltsame Art des Diskurses. Absurd. Doch für Schmidt vielleicht notwendig. Erklären kann Morlock es nicht. Schiebt es auf die Einsamkeit. Schmidt erscheint die Zettelform womöglich als letzte Möglichkeit fundierter Konversation. So lässt sich ausdrücken, was mündlich im Chaos dahin geplapperter Grammatik jeglichen Sinn verliert. Das geschriebene Wort, als eingemeißelte Wahrheit. Allein die Form, die Schmidt wählt scheint sich am Mündlichen, am Vergänglichen zu orientieren. Stilistisch nicht unbedingt einfach. Sollte Morlock antworten? Gleichsam Zettel bekritzeln und ihm in den Briefkasten stecken? Morlock entschließt sich dagegen. Wartet ab, wohin das noch führt – und ja, noch ein Brief:

»Definitionsschwierigkeiten und Begriffsgeschichte ! : Die Einschätzung, was zu diesem Begriff : WELT : im Einzelnen genau gehört, ist abhängig von subjektiven und kulturellen Vorstellungen !/! deshalb bestehen je nach

individuellem Wissensumfang und besonders dem jeweiligen Kulturkreis unterschiedliche Ansichten darüber, was unter Welt genau zu verstehen sei ? im Laufe der Zeit haben sich sehr viele verschiedene Verwendungen des Begriffs herausgebildet.«

Mehr als sieben Milliarden, will Morlock ergänzen. Nämlich genau so viele wie Bewusstseine, menschliche Bewusstseine auf diesem Planeten. Solange sie nicht gestört sind, wie Morlock von sich befürchtet.

»Z.B.: ist im Gegensatz zum vergleichsweise exakt definierbaren Begriff / Erde / im Sinne des räumlich klar definierten Planeten der Begriff WELT meist weiter gefasst und um=fasst in seiner weitesten Auslegung die Gesamtheit des physikalischen Universums; bzw. des WELTalls; sowie alles SEIENDE; das sich innerhalb dieses Universums als existierend wahrnehmen oder annehmen lässt : !! : Für die Griechen der Antike hingegen war die WELT ein Kosmos, also im Gegensatz zum KAOS ein wohlgeordnetes harmonisches Ganzes; der Begriff WELT muss daher für eine genaue Definition immer im Kontext kultureller, religiöser, wissenschaftlicher und philosophischer Anschauungen behandelt werden.«

Muss, muss, muss. Morlock würde fast schon sagen, dass Schmidt damit noch gar nicht weit genug geht. Der Begriff Welt muss nicht allein an übergeordneten Anschauungen, als vielmehr jedweder subjektiver Begrifflichkeit definiert werden. Ein Mammutwerk, das sich womöglich wirklich nur mit einem an das Unendliche grenzende Zettelkonvolut realisieren lässt. Wer weiß.

»historisch – insbesondere vor den astronomischen und geografischen Entdeckungen der Neuzeit – ist WELT: meist als der jeweils bekannte Teil der Erdoberfläche; des Himmels; der Natur und teilweise auch der Götter verstanden worden ? Dieses Verständnis änderte sich in der Neuzeit : ! : in deren Zuge stärker zwischen der Erde als einzelнем PLANETEN und der WELT als ganzem Universum unterschieden wurde; – andererseits meint man auch heute noch; jedenfalls diejenigen, die von WELTgeschichte sprechen; in erster Linie die Geschichte der menschlichen Gesellschaft, obgleich in der Formulierung WELTgeschichte, etwa in der Fassung des WELTgeists bei Hegel, eine universelle Dimension des philosophisch Absoluten mitschwingt.«

Mitschwingen ist nicht konkret genug, meint Morlock und zerknüllt den letzten Zettel mit seiner Hand. Es muss immer nur um das Konkrete gehen. Alles was nur begrifflich gemeint ist, was nicht stofflich ist, hat keinen Wert. Deswegen ist die Welt schon eher Morlocks Hocker an der Theke des Dorfkrug als die Unendlichkeit des Universums. Denn der Hocker ist konkret und stofflich. Die Unendlichkeit ist transzendental, weil dem Bewusstsein nicht zugehörig. Aber was ist schon das Bewusstsein? In der Einöde des Dorfes wird Morlock sein löchriger Geist erst recht bewusst. Und um ehrlich zu sein: Morlock trauert, hat sich zum Trauern in das Dorf zurückgezogen. Trauert um den Verlust seines Bewusstseins. Eine andere Erklärung gibt es nicht. Kann es vielleicht nicht geben.

»WELT = ein rein singuläres Wort : ! ursprünglich ! : erst seit Ende des 16. Jahrhunderts sprachübergreifend auch im Plural als WELTEN verwendet ? dabei hielt sich zum Beispiel für den Begriff WELTall der Singular, für die WELTKugel hingegen ist die Pluralbildung möglich.«

Ohne Plural macht der Begriff noch weniger Sinn, als er es bereits im Singular tut. Während es für Morlock nur die eine Welt geben kann, ist ihm klar, dass dies für die anderen jeweils auch gilt. Was die Welt an sich in den Plural stürzt. Klar. Doch meinte das Gehirntier offenbar weitere Plurale. Denn mit dem nächsten Zettel beginnt offenbar eine längere Liste verschiedener Welt-Definitionen unterschiedlicher Kategorien. Morlock will sich nicht verwirren lassen. Muss dennoch die Zettel lesen, hat aufgehört sie zu zerdrücken und heftet sie gar ab.

»Soziologie = Im Sprachgebrauch gibt es viele Ausdrücke, die das Wort WELT in Bezug auf menschliche Haltungen gegenüber der Gesamtheit des sie Umgebenden beinhalten : ! : Meist gehört zu einem derart auf menschliche Zusammenhänge bezogenen WELTBegriff auch die Vorstellung von bestimmten Regeln, nach denen die WELT funktioniert und gewissen Glaubenssätzen, die als Grundlagen des WELTverhaltens und der WELTdeutung gelten //

Zur WELT als sozialer Kategorie : ! : gehören zum Beispiel Begriffe wie WELTanschauung und WELTBild ∞ die Sicht des Menschen auf die Dinge um ihn herum und seine Deutung derselben. : ! : Attribute wie WELTtoffen, WELTgewandt oder WELTfremd beziehen sich auf WELT als Synonym für Gesellschaft und Kultur ? wobei ein Mensch als umso WELTgewandter gilt,

je mehr er sich in der WELT, d. h. auch in anderen Kulturkreisen, zurecht-zufinden weiß //

BerufsWELT ^ WELT-der-Politik sind stehende Begriffe für Gesamtheiten von gesellschaftlichen Teilbereichen : ! : Weichen Denken und Handeln eines Individuums von gesellschaftlich anerkannten Normen zu stark ab, spricht man davon, dass es ›WELTfremd‹ sei oder in einer PrivatWELT, FantasieWELT oder ScheinWELT lebe. Als ›WELTabgewandt‹ gilt zum Beispiel das Leben von Eremiten, Mystikern oder Asketen.«

Wer aber definiert, was normal ist? Der Begriff »normal« an sich, entbehrt ja schon jeglicher Daseinsberechtigung. Nichts ist »normal«. Alles kann sein, nichts muss und sowieso sieht es jeder anders als die anderen. Wie arrogant muss der Mensch also sein, sich selbst die Befugnis zu erteilen, etwas, jemand als »normal« bezeichnen zu dürfen? Morlock merkt plötzlich, wie ihm die kognitive Kraft abhanden kommt. Er reagiert emotional. Kann nicht anders.

»Theologie = Im Christentum bezeichnet WELT die Gesamtheit der Menschen und natürlichen wie übernatürlichen Mächte, die dem Willen Gottes entgegenstehen : ! : Dieses Verständnis führt daher in dem Sinne zum Bruch mit der WELT, dass Gottes Wille in allen Dingen maßgeblich wird, andererseits zu einem Eigenwert der WELT als von Gott gemachter, jedoch sündig gewordener Schöpfung : ! : Oft wird in der Theologie auch die Formulierung WELTlich gebraucht, d.h. im Sinne des zeitlich Irdischen /Säkularen/Materiellen/Profanen im Unterschied : ≠ : zum Göttlichen, Heiligen und Ewigen : ! : Als Erlöser der WELT von Sünde, Tod und Hölle ist #Jesus_Christus nach biblischer Lehre das Ziel der Bestimmung jedes Menschen und der ganzen Geschichte : ! : Alle Sünden, besonders hervorgehoben der Ungehorsam gegen Gottes Weisung ? die Lüge ? die Habgier ∞ der Götzendienst ? der Okkultismus jeder Form ? die fehlgeleitete Sexualität; zählen im Christentum zum Bereich des WELTlichen, das der Gläubige durch die Hinwendung zu #Jesus_Christus, das Empfangen der aus verdienstloser göttlicher Gnade geschenkten Seligkeit zu überwinden habe : ! : Die Apokalypse ist in der christlichen Eschatologie das durch Gott während des Jüngsten Gerichts herbeigeführte Ende der WELT und der Anfang des vollendeten Gottesreiches : ! : JA : ! :«

Allein die Anzahl der Ausrufezeichen macht Morlock rasend. Hier gerät der gesamte Kognitivismus aus den Fugen. Wie kann ein Hashtag-Heiliger den Sündern Erlösung schenken? Wie lässt sich das logisch begründen? Wie soll das überhaupt real werden, wenn nicht durch reine Emotion? Also praktisch die gefährlichste Begründung der Welt, weil aufgeladen und unkontrollierbar, der sich das einzelne Bewusstsein aussetzen kann.

»Philosophie = Für Kant kommt dem Begriff der WELT lediglich regulative Bedeutung zu, da ihr keine Anschauung entspricht : ! : Anschauungen haben wir nämlich stets nur von einzelnen Objekten. Die WELT kann uns aber niemals als Einzelnes, noch als Ganzes gegeben sein. Trotzdem hat der Begriff einen gewissen Wert als Orientierungshilfe, die Idee der WELT bleibt eine regulative Idee der reinen Vernunft //

Für die Phänomenologie ist die WELT ein Horizontphänomen. Das heißt, sie ist nach Karl Jaspers für die menschliche Existenz nur in Form von Grenzsituationen erfahrbar und lässt sich gerade nicht beschreiben als die Summe alles Seienden : ! : Die WELT ist vielmehr erst die Bedingung dafür, dass uns in ihr einzelne Dinge begegnen können. Sie geht damit jeglichem Bezug gegenüber InnerWELTlichem voraus. Martin Heidegger (???) versuchte außerdem, die Subjekt-Objekt-Spaltung durch den Begriff des In-der-WELT-Seins zu überwinden : ! : Während der neuzeitliche Subjektivismus mit Descartes ein Auseinanderfallen von Subjekt und Objekt hervorbrachte und damit die erkenntnistheoretische Frage, wie dem WELTlosen Subjekt der Zugang zur AußenWELT gelinge, ist für Heidegger (???) dem Menschen immer schon eine WELT mitgegeben. Hinter das Phänomen der WELT kann dabei denkerisch nicht zurückgegangen werden, da die WELT eine sinnhafte Totalität ist. Sinn ist jedoch ein Emergenzphänomen, das nicht durch Zusammenstücken von zunächst sinnlosen (also beziehungslosen) Objekten rekonstruiert werden kann : ! : NEIN : ! :«

NEIN, schreit Morlock. Er versteht gut, dass einzelne Aspekte dieses Zettels kritisch zu sehen sind. Heideggers Ansicht beispielsweise, dass jedem eine Welt mitgegeben sei, da er davon ausgeht, dass Subjekt und Objekt hier eines seien. Wobei es klar sein muss, dass das Objekt schlichtweg nicht existiert, die Welt also nicht »mitgegeben«, sondern schlicht nicht existent ist und alles immer nur Subjekt sein kann, sein muss. Doch dass der Begriff »Welt« als Orientierung dienen kann. Dass jeder Mensch, auch Morlock,

darin Trost finden kann, das muss absolut klar sein. Denn letztlich geht es doch auch um den Sinn des Ganzen. Und der kann nur in einer kognitiven Orientierung mit dem Bewusstsein gefunden werden. Einer Orientierung auf etwas, das aus Mangel an Alternativbegriffen möglicherweise einfach »Welt« genannt werden muss. Eine »Welt«, die sich letztlich wirklich nur emotional manifestiert. Alles steht und fällt mit dem kognitiven Existenzialismus als der Kraft, die Emotionen im Zaum zu halten. Aber im Zaum halten, ist für Morlock schon lange keine Option mehr. Er nimmt diesen letzten Zettel in die Hand. Zerknüllt ihn nicht. Faltet ihn und verlässt das Haus. Geht geradewegs zum Nachbarn, zum Gehirntier, um Tacheles zu reden, um zu klären: Warum »JA!«? Und warum »NEIN!«? – Morlock steht vor der Tür und klopft mit dem merkwürdig wuchtigen, merkwürdig großen Türklopfer in Form eines Hammers. Und während er klopft, merkt er seine Emotionalität immer stärker hervorbrechen. Merkt, wie ihm der Zettel »JA!« und der Zettel »NEIN!« zur Weißglut bringen. Merkt, wie er vor lauter Wut den Türklopfer bereits in der Hand hält und mit voller Kraft gegen die Tür schlägt. Merkt, zu spät, wie sich die Tür öffnet und der Hammer gegen die Stirn seines Nachbarn drischt. Blut spritzt. Das Gehirntier ist sofort tot.

»Mein Leben ? ! : ist kein Kontinuum! (nicht bloß Tag und Nacht in weiß und schwarze Stücke zerbrochen ! Denn auch am Tage ist bei mir der ein Anderer, der zur Bahn geht; im Amt sitzt; büchert; durch Haine stelzt; begattet; schwatzt; schreibt; Tausendsdenker; auseinanderfallender Fächer; der rennt; raucht; kotet; radiohört; »Herr Landrat« sagt: that's me!) ein Tablett voll glitzender snapshots.« (Schmidt)